

MeLiS
21



Nikola Roßbach

Wissen, Medium und Geschlecht

Frauenzimmer-Studien zu Lexikographie,
Lehrdichtung und Zeitschrift

Das Buch will dem Zusammenhang von Wissen, Medium und Geschlecht genauer auf die Spur kommen. Die Autorin unternimmt eine neue Betrachtung der Wissensmedien des 18. Jahrhunderts – Lexika, Lehrbücher, Zeitschriften – unter geschlechterhistorischen Gesichtspunkten. Im Einzelnen geht es um:

- das weibliche ‚Versehen‘ im lexikographischen Diskurs (von Hübner bis Krünitz)
- textinterne Leserinnenkonzepte in der Frauenzimmer-Lexikographie (Corvinus)
- weibliche Gelehrsamkeit und Kulturtransfer (Fontenelle)
- Geschlechter-Räume in der Lehrdichtung (Zäunemann)
- mediale Präsenz und Produktion weiblicher Autorschaft im Medium der Gelehrtenzeitschrift (Zäunemann und die *Hamburgischen Berichte*)
- Bildungskonzepte und Mediokritik in spätaufklärerischen Frauenzeitschriften (La Roches *Pomona*, *Frauenzimmerbibliothek*).

Nikola Roßbach forscht und lehrt zur Literatur-, Kultur- und Wissensgeschichte vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Sie ist Professorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Kassel und Sprecherin des DFG-Graduiertenkollegs *Dynamiken von Raum und Geschlecht* der Universitäten Kassel und Göttingen.

Wissen, Medium und Geschlecht

MeLiS

Medien – Literaturen – Sprachen in Anglistik/Amerikanistik, Germanistik und Romanistik

Herausgegeben von
Claudia Brinker-von der Heyde,
Daniel Göske, Peter Seibert und Franziska Sick

BAND 21



Nikola Roßbach

Wissen, Medium und Geschlecht

Frauenzimmer-Studien zu Lexikographie, Lehrdichtung und Zeitschrift



PETER LANG
EDITION

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung:
Gottlieb Siegmund Corvinus
Leipzig 1715
Enc. 81
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10401131-0
VD 18 15022471-001

ISSN 1611-695X
ISBN 978-3-631-66539-8 (Print)
E-ISBN 978-3-653-05872-7 (E-Book)
DOI 10.3726/978-3-653-05872-7

© Peter Lang GmbH
Internationaler Verlag der Wissenschaften
Frankfurt am Main 2015
Alle Rechte vorbehalten.
Peter Lang Edition ist ein Imprint der Peter Lang GmbH.

Peter Lang – Frankfurt am Main · Bern · Bruxelles ·
New York · Oxford · Warszawa · Wien

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Diese Publikation wurde begutachtet.

www.peterlang.com

Inhalt

I. Wissen – Medium – Geschlecht. Eine kurze Einführung 9

LEXIKOGRAPHIE

II. Weibliche Versehen. Zur (Dis-)Kontinuität medizinischen Wissens in Lexika und Enzyklopädiën..... 15

1. Was wäre wenn. Experiment in Literatur und Medizin 15
2. Diskurse weiblichen Versehens..... 16
3. Popularisierung und Präsenz von Wissen 17
4. Korpus..... 19
 - 4.1 Aufschreiben, Umschreiben. Der Versehens-Diskurs bei Johann Hübner: *Curieuses Natur-Kunst-Gewerk und Handlungs-Lexicon* (1712)..... 22
 - 4.2 Lemmatisierung. Der Versehens-Diskurs bei Gottlieb Siegmund Corvinus: *Nutzbares, galantes und curiöses Frauenzimmer-Lexicon* (1715, 1739, 1773)..... 26
 - 4.3 Bestätigen, Behandeln, Begründen, Benutzen. Der Versehens-Diskurs bei Georg Heinrich Zincke: *Allgemeines Oeconomisches Lexicon* (2 Bde. 1731) 30
 - 4.4 Medizinische Neugier und Prävention. Der Versehens-Diskurs bei Johann Heinrich Zedler: *Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste* (68 Bde. 1731–1754) 34
 - 4.5 Debatte und Diskontinuität. Der Versehens-Diskurs bei Johann Georg Krünitz: *Oekonomische Encyclopädie oder allgemeines System der Land-, Haus- und Staats-Wirthschaft* (242 Bde. 1773–1858)..... 42
5. Fazit..... 53

III. Literatur macht Leserinnen. Textinterne Rezeptionsdirektiven in der frühneuzeitlichen Frauenzimmer-Lexikographie 57

1. Wissen und Geschlecht im 18. Jahrhundert..... 60
2. Medien der Auseinandersetzung über Frauen, Gelehrsamkeit und Bildung..... 62
3. Frauenzimmer (und) Lexika: Kontext und Konkurrenz 64
4. Gottlieb Siegmund Corvinus und sein Lexikon 69

4.1	Emanzipation oder Kontrolle? Thesen zur Funktion des <i>Frauenzimmer-Lexicons</i>	71
4.2	„Die unentbehrlichen weiblichen Wissenschaften“: Selektivität der Wissensinhalte	72
4.3	„Eine Frauenzimmer-Bibliothek darf nicht zahlreich seyn“: Quantität der Wissensinhalte	79
4.4	„wie große Kinder behandelt“? Vermittlung des Wissens....	83
4.5	Transportierte Geschlechtermodelle	87
5.	Die Performativität von Geschlecht.....	91

LEHRDICHTUNG

IV.	„Je suis çavante!“ Zum Verhältnis von weiblicher Gelehrsamkeit und Kulturtransfer am Beispiel der deutschen Übersetzungen von Fontenelles <i>Entretiens sur la Pluralité des Mondes</i>.....	95
1.	Fontenelles <i>Entretiens sur la Pluralité des Mondes</i>	98
1.1	Verführung zur Gelehrsamkeit?	100
1.2	Popularisierung.....	102
1.3	Wahrheit.....	103
1.4	Performanz und Macht.....	104
2.	„ein deutscher Fontenelle“	105
2.1	Ehrenfried Walther von Tschirnhaus übersetzt <i>Gespräche von Mehr als einer Welt zwischen einem Frauen-Zimmer und einem Gelehrten</i> (1698).....	106
2.2	Johann Christoph Gottsched übersetzt <i>Herrn Bernhards von Fontenelle Gespräche von Mehr als einer Welt zwischen einem Frauenzimmer und einem Gelehrten</i> (1726, 1730, 1738, 1751, 1760, 1771)	107
2.3	Wilhelm Christhelf Mylius übersetzt <i>Bernhard von Fontenelle Dialogen über die Mehrheit der Welten. Mit Anmerkungen und Kupfertafeln von Johann Elert Bode</i> (1780, 1789, 1798)	112
2.4	R... übersetzt <i>Herrn von Fontenelle Unterredungen über die Mehrheit der Welten. Ein astronomisches Handbuch für das schöne Geschlecht</i> (1794, 1795)	114
3.	Polyphonie der Übersetzung.....	117
V.	Der Bergmann Sidonia Hedwig Zäunemann. Geschlechter-Räume in der Lehrdichtung	119
1.	Ein gelehrtes Frauenzimmer	119

2.	„Ich will, ich muß ein Bergmann seyn“	121
3.	Montane Räume und Texte.....	123
4.	Erlebter und verdichteter Raum im Lehrgedicht: „Das Ilmenauische Bergwerk“	126
4.1	„So fahr ich in das <i>Tiefste</i> ein.“ Raum – Bewegung – Wissen	127
4.2	„nun bin ich ganz verkleidt!“ Strategie der Maskulinisierung	128
4.3	„Beglücktes Bergwerk!“ Nutzen und Ästhetik der Arbeit	131
5.	Der Untergang der wilden Reiterin	132

ZEITSCHRIFT

VI.	Mediale Präsenz, mediales Produkt: „die berühmte thüringische Tichterin, die Jungfer <i>Zäunemannin</i>“ in den <i>Hamburgischen Berichten von neuen Gelehrten Sachen</i>	139
1.	Kohl und seine Blätter.....	139
2.	Die Dichterin und ihr Medium.....	140
3.	Die Texte von und über Zäunemann.....	142
3.1	<i>Hamburgische Berichte</i> 1734.....	144
3.2	<i>Hamburgische Berichte</i> 1735.....	144
3.3	<i>Hamburgische Berichte</i> 1736.....	149
3.4	<i>Hamburgische Berichte</i> 1737.....	162
3.5	<i>Hamburgische Berichte</i> 1738.....	169
3.6	<i>Hamburgische Berichte</i> 1739.....	173
3.7	<i>Hamburgische Berichte</i> 1741.....	176
VII.	Blumen und Gemüse. Frauenbildungskonzepte in Sophie von La Roches Zeitschrift <i>Pomona</i>.....	181
1.	Blumen pflücken. Bilder und Bildung.....	181
1.1	Zur <i>Pomona</i> . Zwischen Emanzipation und Anpassung	181
1.2	Botanische Wissensmetaphorik: Vorüberlegungen.....	184
1.2.1	Topographie des Wissens.....	185
1.2.2	Florilegiumsstruktur	188
1.2.3	Metaphorizität des Diskurses von Wissen und Geschlecht	190
1.3	Botanische Wissensmetaphorik: Textuntersuchungen.....	191
1.3.1	Nelke Lina.....	191
1.3.2	Damenkränze	192

1.3.3	Biene, Naturalienkabinett, blumenlose Landschaft	193
1.3.4	Blumen/Wissen	194
1.3.5	Blumen, Mangel, Macht	195
1.3.6	Blumen/Nichtwissen?	197
1.4	Frauenbildung verblümt	198
2.	Gemüse pflanzen. Garten und Erziehung	198
2.1	Gartenwisse im 18. Jahrhundert	199
2.2	Lustgarten und Nutzgarten	201
2.3	„Ich sehe lieber einen Gärtner als einen Juwelier“ – Gärten in der <i>Pomona</i>	202
2.3.1	Garten als Metapher.....	203
2.3.2	Garten als fiktionaler Handlungs- und Ereignisraum	205
2.3.2.1	Garten als Ort der Menschlichkeit und Liebe	205
2.3.2.2	Garten als Ort der Bildung und Erziehung.....	206
2.3.3	Garten als Gegenstand des Wissens	208
2.3.3.1	Linas Gemüßgarten	208
2.3.3.2	„von 50 Gatt. Salat ist der beste, der von Versailles“	209

VIII. Mediokrität und Medialität.

	Eine spätaufklärerische Frauenzeitschrift	213
1.	Die Mitte	213
1.1	Masse, Medium	213
1.2	Semantik der Mitte	214
1.3	Mittelmaß.....	215
1.4	Misslingen	216
2.	Georg Carl Claudius: <i>Frauenzimmerbibliothek</i>	218
2.1	Programmatik.....	218
2.2	Diskurse der Mitte	220
2.2.1	Wissen/Bildung.....	220
2.2.2	Ästhetik.....	223
2.2.3	Politik.....	225
2.2.4	Moral	225
2.2.5	Religion	226
3.	Die Präsenz der leeren Mitte	228

IX. Bibliographie

1.	Quellen.....	231
2.	Forschung.....	234

I. Wissen – Medium – Geschlecht.

Eine kurze Einführung

Wissen ist immer an kulturelle, soziale und sachliche Kontexte gebunden, an Zeit und Raum. Es ist dynamisch, diachron wie synchron veränderbar und daher immer nur vorläufig wahr. Es ist etwas Gemachtes, ein unter bestimmten Voraussetzungen in bestimmten Kontexten entstandenes Konstrukt – und diese Feststellung bleibt auch dann gültig, wenn man unter Wissen (weiterhin) ein gerechtfertigtes oder verlässliches Meinen versteht, das auf Prämissen beruht, begründbar und überprüfbar ist.

Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts erfand das Wissen neu. Das beanspruchte sie zumindest für sich. Dass die Aufklärung vor allem sich selbst erfunden hat, also eine Art Diskursgeburt ist, hat die Forschung inzwischen erkannt. Zwar ist es auch weiterhin nicht falsch, sie allgemein als „Umwälzungs- und Reformprozeß (auch als Säkularisation, Rationalisierung, Modernisierung, bürgerliche Emanzipation usw. beschrieben)“ zu charakterisieren, der sich „politisch-gesellschaftlich als Selbstbestimmung [...], wissenschaftlich und philosophisch als Befreiung von ‚Vorurteilen‘ und unbefragt verbindlichen Traditionen (zugunsten von Empirie, Deduktion und Selbstbegründung), theologisch als Ablösung des Offenbarungsglaubens durch vernunftmäßig begründbare Überzeugung“ (Zelle 1997, Bd. 1, S. 160) auswirkt. Wichtig ist es aber auch zu erkennen, dass das homogene Bild einer rationalen, kritischen, skeptizistischen, toleranten, heterodoxen, emanzipierten und emanzipierenden Aufklärung vor allem Ergebnis einer selbststilisierenden, stereotypisierenden Rede über das 18. Jahrhundert ist. Die Pluralität der Aufklärung(en) wahrzunehmen ist eine Aufgabe, der sich die Aufklärungsforschung in den letzten Jahren intensiv gewidmet hat (Meyer 2010, S. 20 u. a.).

Dieser Diskurs der Aufklärung über sich selbst behauptet eine Distanzierung vom barocken Gelehrtentum und dessen ebenso trocken-theoretischem wie exklusivem Wissen. Es sollen nicht mehr nur wenige eingeweihte Gelehrte tradierte Wissensschätze aus dicken Folianten heben. Stattdessen soll ein vielschichtiges und verstärkt empirisch-pragmatisches Wissen in popularisierter Form an Angehörige verschiedener Schichten, verschiedenen Geschlechts und Alters weitergegeben werden.

Um das zu erreichen, wurden diverse, zum Teil neu entstehende Medien eingesetzt. Die sich immer stärker ausdifferenzierende Medienlandschaft lässt sich als geradezu konstitutiv für die Wissenspolitiken des 18. Jahrhunderts beschreiben. Medien, Formen und auch Inhalte des Wissens verändern sich; zugleich bedingen und prägen die medialen Formen die Inhalte des Wissens

selbst, sie transportieren nicht einfach nur ein zuvor vorhandenes Objekt durch einen neutralen Informationskanal weiter:

Medien treten dazwischen. Zwischen die Kommunizierenden, und zwischen sie und die Welt. Wie alle Mittler sind die Medien freundlich-verbindliche Diener und unüberwindliche Trennung/Barriere. Sphäre der Moderation, der Verständigung und des Ausgleichs, machtvoll/unumgängliche Zwischeninstanz, Ort der Verfälschung, Umleitung, des Mithörens und der Zensur. (Winkler 2008, S. 39)

Sind Medien also immer konstitutiv für die (Wissens-)Kultur einer Zeit? Besonders nahe liegt die Annahme einer medialen Konstituierung historischer Ereignisse bei Phänomenen wie Gutenbergs Erfindung der Drucktechnik mit beweglichen Lettern, die für die Durchsetzungskraft der Reformation entscheidende Bedeutung hatte. Pauschale Aussagen sind allerdings genau zu prüfen. Faulstichs These beispielsweise, ohne Medienteilnahme habe man nicht zum Bürgertum des 18. Jahrhunderts gehört, erscheint wohl doch zu pointiert: „Zum Bürger wurde, wer medienkulturell integriert war, d.h. wer an den Medien Zeitschrift, Buch, Zeitung, Brief in irgendeiner Form produktiv, distributiv oder rezeptiv beteiligt war.“ (Faulstich 2006, S. 19)

Angemessener als diese nicht eigentlich nachgewiesene und daher auch umstrittene Behauptung ist es, ein vernetztes Bedingungs- und Funktionsgefüge anzusetzen. Nicht nur hat das Medium ‚den Bürger‘ gemacht, sondern auch ‚der Bürger‘ das Medium: Erst in bestimmten soziokulturellen sowie technologisch-industriellen Konstellationen konnten sich die medial bedingten Kommunikations- und Lektüremodelle (Tagespresse, Briefverkehr etc.) des bürgerlichen Zeitalters ausdifferenzieren. Wenn also Medien konstitutive Faktoren von Kultur sind, wenn die zu einer Zeit dominierenden Wissensmedien nicht nur die Kommunikationsverhältnisse, sondern auch Weltbild und Wahrnehmungsmuster prägen, dann kann eine mediendifferenzierende Perspektive auf die Wissenskultur(en) des 18. Jahrhunderts aufschlussreich sein.

Zielgruppe der beschriebenen aufgeklärten Wissensmissionierung, die sich in schöner Literatur ebenso wie in Lehrbüchern und Lexika, in Zeitungen, Zeitschriften und Kalendern vollziehen konnte, waren bekanntlich das Volk, die Kinder – und die Frauen. Letzteres bedeutet, dass Wissen, Wissensvermittlung und Wissensliteratur als gendermarkiert erscheinen. Das soll natürlich nicht im Umkehrschluss heißen, dass vor dem 18. Jahrhundert, also vor der zuweilen als Feminisierung der Kultur beschriebenen ‚Entdeckung‘ der Frau als Textrezipientin oder gar -produzentin, die Wissensgeschichte geschlechtsneutral gewesen wäre.

Wichtig ist beim aufklärerischen Einsatz für weibliche Bildung und Gelehrsamkeit in verschiedensten Medien und Textgenres die geschlechtsspezifische Verteilung der Subjektpositionen. Weibliche Akteurinnen stellen in diesem

Feld Ausnahmen dar. Es waren Männer, die sich Frauenuniversitäten ausdachten, um sie desto deutlicher im Bereich des Utopischen zu verorten, wie Gottscheds Vision von einer Frauenrepublik inklusive weiblicher hoher Schule in den *Vernünftigen Tadeln* exemplarisch zeigt (dazu Bovenschen 1979, S. 101–107; Wiede-Behrendt 1987, S. 95 f.). Es waren Männer, die die Mehrheit in Damengesellschaften stellten und dort ihre Ehefrauen belehrten und kontrollierten (Brandes 1992, 1994), die Exempelsammlungen, Leselisten und Schriften zur weiblichen Bildung verfassten. Die *Moralische Wochenschriften* herausgaben und, zum Teil unter weiblichem Pseudonym, ein Publikum belehrten, welches sie als weiblich imaginierten – allerdings waren offenbar nur 10 % der Lesenden der *Moralischen Wochenschriften* Frauen (Wiede-Behrendt 1987, S. 117). Und schließlich war es auch ein Mann, Sigmund Gottlieb Corvinus, der als erster vielfältiges Wissen in lexikographischer Form für eine weibliche Leserschaft publizierte.

Frauenzimmer-Studien: Die folgenden Untersuchungen wollen dem intrikaten Zusammenhang von Wissen, Medium und Geschlecht genauer auf die Spur kommen. Es geht um typische Wissensmedien des 18. Jahrhunderts – Lexikon, Lehrdichtung, Zeitschrift –, die unter geschlechterhistorischen Gesichtspunkten neu zu betrachten sind.

In das Buch sind mehrere Aufsätze in stark überarbeiteter und erweiterter Form eingegangen, die zuvor in anderen Kontexten erschienen sind (► IX., Roßbach 1–6). Erste, unveröffentlichte Überlegungen zum weiblichen Versehen wurden am 10.10.2013 auf der Marburger Tagung „Imaginationen des Ungeborenen. Kulturelle Konzepte pränataler Prägung von der Frühen Neuzeit zur Moderne“ (Burkhard Dohm, Urte Helduser) präsentiert. Einige Passagen zur Damenphilosophie (► IV.) basieren auf der von mir 2007 erstellten Originalfassung des Wikipedia-Artikels ‚Damenphilosophie‘; ggf. noch vorhandene Formulierungs- und Inhaltsübereinstimmungen sind daher keine Plagiate.

LEXIKOGRAPHIE

II. Weibliche Versehen. Zur (Dis-)Kontinuität medizinischen Wissens in Lexika und Enzyklopädien

1. Was wäre wenn. Experiment in Literatur und Medizin

Was wäre eigentlich, wenn das wirklich stimmen würde mit dem weiblichen Versehen? Wenn also der schon in der Antike geläufige, aber im 18. Jahrhundert zunehmend umstrittene Gedanke wahr wäre, dass die Einbildung der schwangeren Frau physische Prägekräft auf den Fötus ausüben kann?

Wenn nun ihre Einbildungskraft, von einer heftigen Leidenschaft in Bewegung gesetzt, in der That das Vermögen haben sollte, der Frucht Flecke zu machen: man bedenke einmahl, was würde sodann aus der Welt werden? Die meisten Menschenkinder würden mit den Farben der Schmetterlinge, und so bunt zur Welt kommen, als die Paradiesvögel. (Krünitz 1805, Bd. 99, S. 375 f.)

Es ist ein Mediziner, der im Jahr 1773 die Paradiesvogel-Vision entwirft – und diese Vision wird noch 1805 in Johann Georg Krünitz' monumentaler *Oekonomischer Encyklopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- u. Landwirthschaft* (1773–1858) unter dem Lemma ‚Mutter-Mahl‘ aufgegriffen (Krünitz, Bd. 99, S. 371–379). Derartige Konditionalstrukturen sind eigentlich typisch für *literarische* Entwürfe. Fiktionale Literatur ist genuin dadurch charakterisiert, dass sie Möglichkeitswelten entwirft: wahrscheinliche und unwahrscheinliche, realistische und surrealistische. Literatur stellt ein Probandeln dar, ein experimentelles Tun, das ganz verschieden (zum Beispiel mit affirmierender, konterkarierender, progressiver, reaktionärer Stoßrichtung) auf ‚Wirklichkeit‘ referieren kann.

Die Literatur/Wissen-Forschung betont, dass gerade jene Experimentalität etwas Literatur und Naturwissenschaft Verbindendes darstellt (Pethes 2007, 2013; Borgards 2013; Vasset 2013). Für das Wissen vom weiblichen Versehen trifft das unbedingt zu. Hier ist neben einer breiten medizinischen Fallgeschichtentradition ein historisches Experimentalhandeln signifikant, das sprachlich dokumentiert und diskutiert wird. Auch der oben zitierte ‚Visionär‘, der praktische Arzt Friedrich August Weiz (1739–1815), der 1773 in der von ihm verfassten „medizinisch-physikalischen Monatsschrift“, dem *Chursächsischen Landphysikus* (1772–1774), seine Beobachtungen und Überzeugungen publiziert, berichtet von Experimenten, die er persönlich zum weiblichen Versehen durchgeführt hat: Der aus Hamburg stammende, in Sachsen wirkende Mediziner hat mit schwangeren Bekannten experimen-

tiert, die er mit toten Mäusen und heißen Pfeifenköpfen erschreckt hat – der Befund war immer negativ.

Die wissenschaftliche Praxis des Experiments bedient der Allgemeinmediziner mithin ebenso wie die narrative: Den Konditionalis des ‚Was wäre wenn‘ setzt Weiz polemisch ein, um die Absurdität eines seiner Überzeugung nach überholten medizinischen Wissens vor Augen zu führen und dessen Ablösung einzufordern. Zugleich allerdings ruft diese Kritik die Präsenz des Wissens wieder mit auf den Plan: Dass der Mediziner jene Vision entwirft – wenn auch natürlich ironisch –, dokumentiert nicht nur seine Skepsis gegenüber dem fraglichen Phänomen. Es zeigt trotz alledem, dass jenes immer noch aktuell genug war, um es der Auseinandersetzung und Widerlegung für nötig zu erachten.

2. Diskurse weiblichen Versehens

Die Idee, dass affektiv besetzte äußere Eindrücke von Schwangeren die Physis des Ungeborenen bestimmen, ist schon in der Antike in Literatur und Philosophie nachweisbar (dazu Nestawal 2010, S. 52 ff.; zur Medizingeschichte der Frau und zum Versehen Fischer-Homberger 1984; Zürcher 2004; Dohm/Helduser [i. Dr.] u. a.). Im medizinischen Diskurs des 18. Jahrhunderts wurde das Versehen besonders intensiv diskutiert, zunehmend in Frage gestellt und bestritten: Das Zeitalter der Aufklärung kann als Epoche eines epistemischen Umbruchs in der weit zurückreichenden Geschichte des Wissens vom Versehen bezeichnet werden.

Dabei handelt es sich um ein alles andere als marginales Diskursphänomen der Medizingeschichte. Die Debatten über das weibliche Versehen kreisten um die Entstehung des Menschen ebenso wie um die Leib-Seele-Problematik, um Vererbung und die Macht der Einbildungskraft – Debatten, an dem medizinische Akademiker, Praktiker und Laien gleichermaßen partizipieren: „Was auf den ersten Blick wie ein Nebenthema der Debatten über Einbildungskraft erscheint, entpuppt sich bei genauerer Kenntnis der Quellenlage als eines der zentralen Probleme, das Ärzte und Philosophen im 18. Jahrhundert zu lösen suchten.“ (Dürbeck 1998, S. 156)

Die Initialzündung der Debatten gelang Jacob Blondel als erstem Kritiker des Versehens-Konzepts mit seiner 1727 anonym erschienenen Schrift *The Strength of Imagination of Pregnant Women Examined: and the Opinion that Marks and Deformities in Children Arise from thence, Demonstrated to be a Vulgar Error*. 1756 erschien in Straßburg die deutsche Übersetzung „Über die Einbildung der schwangeren Weiber in ihre Leibesfrucht oder: The strength of the imagination of pregnant women examined, and the opinion, that marks and deformities are from them, demonstrated to be a vulgar error. London 1727“, und zwar in dem Band *Drey merkwürdige*

physikalische Abhandlungen. Von der Einbildungskraft der schwangeren Weiber, und derselben Wirkung auf ihre Leibesfrucht. Davon die zwey ersten aus dem Englischen, die dritte aber aus dem Französischen übersetzt worden. Der Arzt Daniel Turner nahm die Gegenposition ein. In der sich anschließenden internationalen Debatte wurden die kritischen Stimmen im Verlauf des Jahrhunderts immer lauter und zahlreicher. Dennoch war das Versehens-Konzept äußerst langlebig, und zwar nicht nur in poetischer, häufig ironisch-kritischer Form, sondern durchaus im Sinne eines für wahr gehaltenen medizinischen Wissens. Wenngleich Zürcher erklärt, „ungefähr hundert Jahre“ nach Blondel sei das Konzept des weiblichen Versehens aus wissenschaftlicher Sicht „endgültig als falsch verworfen“ (Zürcher 2004, S. 219, Fn. 16) worden, gibt es immer wieder Gegenbeispiele, Belege hartnäckig beibehaltener Vorstellungen, und zwar „bis ins 18. Jh. nicht nur in der breiten Bevölkerung, sondern auch in der medizinischen Fallbeschreibung“ – Nestawal (2010, S. 54) zeigt dies etwa an einer Fallbeschreibung aus einem medizinischen Journal von 1839.

3. Popularisierung und Präsenz von Wissen

Der von etlichen Protagonisten geführte medizinische Diskurs des 18. Jahrhunderts basiert auf unterschiedlichen Formen und Formationen: Fallgeschichten, Arztkorrespondenzen, Behandlungs- und Operationsberichten, medizinischen Dichtungen (dazu aktuell Vasset 2013). Zu jenen sprachlichen Formationen, in denen der medizinische Diskurs niedergelegt und verhandelt wird, gehört auch das enzyklopädische Schreiben des 18. Jahrhunderts (Schneider 2013).

Was geschieht mit dem medizinischen Wissen über das weibliche Versehen in allgemeinzyklopädischen und lexikographischen Werken? Werden fachwissenschaftliche Modelle umfassend-ausführlich oder in komprimierter, womöglich vereinfachender Form wiedergegeben; werden sie objektiv oder wertend dargestellt? Spiegelt sich die Veränderung des Wissens vom Versehen auch im enzyklopädischen Schreiben, beispielsweise in einem Wandel von affirmativer zu kritischer Darstellung? Was bedeuten diese Befunde für Popularisierung und Popularität des Wissens über das Versehen?

Allgemeinzyklopädien und -lexika – um diese geht es hier – wollen Wissen speichern, weitergeben, nicht im Gelehrtenzirkel belassen. Schneider benennt als „eigentliche Herausforderung“ des enzyklopädischen Schreibens, „Wissen aus den verschiedenen Expertensprachen herauszulösen“, die „Aufbereitung des Wissens in Form von allgemeinverständlichen Texten“ zu leisten und damit die „unspezifische und zugleich generelle Neugier“ der Leser_innen des 18. Jahrhunderts zu befriedigen: „Die Nutzer enzy-

klopädischer Werke suchen kein Wissen zur professionellen Fortbildung, sondern Definitionen, Informationen, Hintergrundwissen im Allgemeinen“ (Schneider 2013, S. 8).

Bei jener popularisierenden Wissensaufbereitung steht die kritische Reflexion des präsentierten Wissens nicht im Zentrum. Eine sehr wichtige Ausnahme stellt die französische *Encyclopédie* d'Alemberts und Diderots dar, die getragen ist vom skeptizistischen Willen zur Begründung neuen Wissens. Eine solche kritische Programmatik sucht man bekanntlich bei deutschsprachigen Werken wie etwa Johann Heinrich Zedlers *Großem vollständigem Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste* (1731–1754) vergeblich. Wohl aber findet man im allgemeinencyklopädischen Schreiben immer wieder wertende Randbemerkungen, subtile Distanzierungen vom dargestellten Inhalt. Selten wird Wissen ‚einfach so‘ weitergegeben.

Enzyklopädien und Lexika verstehen sich also prinzipiell nicht als Beiträge zur Generierung *neuen* Wissens; sie sind häufig eher konservierend, rückbezogen auf ältere Autoritäten: „Besonders in der Frühzeit der Moderne gehören zum enzyklopädischen Aufgabenfeld wesentlich die Weiterführung und Transformation antiken Wissens“ (Schneider 2013, S. 33). Allerdings, auch wenn sie nicht neues Wissen schaffen wollen, tragen jene Enzyklopädien und Lexika, wie die populärwissenschaftliche Literatur des 18. Jahrhunderts generell, durch Klarheit, Deutlichkeit und Allgemeinverständlichkeit durchaus zu Präsenz, Dominanz, Gültigkeit oder auch Nicht-Gültigkeit (Abwahl) von Wissen bei – und sind damit doch an Wissensbildungsprozessen beteiligt bzw. in sie verstrickt. Wissen und Wissenspopularisierung sind vernetzt; für die kulturspezifische Geltung von Wissen ist dessen sprachliche, publikatorische Popularisierung entscheidend. In diesem Sinne hat auch die Forschung der letzten Jahre das populäre Wissen aufgewertet: als Konstituens frühneuzeitlicher epistemischer Formationen, in denen Wissenschaft und Wissenschaftspopularisierung in komplexer Weise vernetzt und rückgekoppelt sind (Utz 2004, S. 37; Gipper 2002, S. 126; Roßbach [4] 2009). Dabei wurden Linearität und Hierarchie von Popularisierungsprozessen – die Vorstellung, Fachleute vermittelten an Laien ein spezifisches Wissen in modifizierter, vereinfachter Form, – zunehmend hinterfragt (Dainat 2005, Ruchatz 2005). Auch wenn das „Projekt der Popularisierung von Wissen und Formen“ sich „bis ins späte 20. Jahrhundert aus asymmetrischen Konstellationen“ (Pompe 2005, S. 14) speist, sind Wissenschaft, ihre Popularisierung und die Öffentlichkeit als „Akteure einer wechselseitigen Kommunikation“ (Kretschmann 2003, S. 9) zu verstehen.

4. Korpus

Kurz, bündig und noch über jeden Zweifel erhaben postuliert Johann Jacob Woyt im Jahr 1701 – also ein gutes Vierteljahrhundert vor der Blondel-Turner-Debatte, der ersten großen Krise in der Wissenskonnuität zum Versehen: „*Monstrum*, eine Wunder- oder Miß-Geburt/ kom~t meisten her von der falschen *impression* oder Einbildung der Mutter/ welche dem zarten Leib gantz widrige Gestalten und Bildnissen eindrucket [...]“ (Woyt 1701, S. 240 [lies: 340]) Das Ungeborne erscheint im *Deutschen vollständig-medicinischen Lexicon in welchem alle anatomische, chirurgische, chymische, pharmaceutische Kunstwörter; item der Thiere, Mineralien, Metallen, Pflanzen, Säffte, Harz, welche zur Arzneykunst gebrauchet werden, Wachsthum Herkommen, Eigenschaft und Güte deutlich erkläret werden* (1701) als *tabula rasa*, der falsche Phantasien etwas Widriges aufdrücken können. Die Normabweichung des neugeborenen Körpers führt Woyt auf die weibliche Imaginationskraft zurück, durch welche die Frau Einfluss auf den Vorgang der Fortpflanzung nehme.

Woyt hat das in seinem Kompendium gespeicherte medizinische Wissen gemäß Titel *Denen Apotheckern, Wund-Aertzten, Laboranten, Materialisten, Wasser-Brennern und andern Liebhabern dieser Kunst zu sonderlichen Nutzen zusammen getragen*. Die Auflistung zeigt, wie eng Wissenschaft und Liebhaberei, Experten- und Laintum beim Zielpublikum sogar eines Fachlexikons zusammengingen. In einem anderen zeitgenössischen medizinischen Fachlexikon wird das weibliche Versehen übrigens ausgespart: Christoph von Hellwigs *Vollkommenes Teutsch- und lateinisches physicalisch- und medicinisches Lexicon* (1713) legt seinen Schwerpunkt auf Pflanzen- und Arzneimittelkunde.

Im Folgenden geht es nun nicht um fachspezifische Wissenskompendien wie das zitierte von Woyt, sondern um Allgemeinzyklopädien und -lexika. Um zu erforschen, wie sich das Konzept des weiblichen Versehens im lexikographischen und enzyklopädischen Diskurs des 18. Jahrhunderts ausprägte, werden einige der wirkungsgeschichtlich wichtigsten und einschlägigsten Enzyklopädien und Lexika des 18. Jahrhunderts, einige bis ins 19. Jahrhundert erscheinend, zugrunde gelegt. Besonders relevant – auch hinsichtlich der thematischen Ergiebigkeit – sind dabei Werke mit natur-, sozialkundlicher und ökonomischer Orientierung. Dabei können sich hinter ähnlichen Titeln sehr verschiedene Formate verbergen; nicht alle wissenschaftlichen Kompendien, die in der Überschrift entsprechende Schwerpunkte ankündigen, verhandeln das Phänomen der weiblichen Einbildungskraft und ihren Einfluss auf Zeugung und Fortpflanzung; manche konzentrieren sich ganz auf haus- und landwirtschaftliche oder technisch-handwerkliche Gebiete. So hat zum Beispiel Adrian Beiers *Allgemeines Handlungs- Kunst-*

Berg- und Handwercks-Lexicon (1722) zwar einen ähnlich lautenden Titel wie das zehn Jahre zuvor erschienene Hübner'sche *Curieuse Natur-Kunst-Gewerk und Handlungs-Lexicon*; Beier blendet jedoch naturphilosophische und medizinisch-physiologische Phänomene aus und fokussiert Industrie und Handwerk.

Ein weiteres Augenmerk ist zu richten auf allgemeine Wissenskompendien mit geschlechterspezifischer Adressatenorientierung: Wie verhandeln die so genannten Frauenzimmerlexika gerade jene deutlich gegenderte Thematik? Was sollen Frauen über weibliches Versehen wissen – nach Ansicht männlicher Lexikographen?

Folgende Lexika und Enzyklopädien werden analysiert, hier chronologisch nach Ersterscheinungsjahr des ersten Bandes aufgelistet:

Johann Hübner: *Curieuses Natur-Kunst-Gewerk und Handlungs-Lexicon*. Leipzig 1712. *Neuauflagen*: 1714, 1717, 1722, 1727, 1731, 1736, 1739, 1741, 1746, 1755, 1762, 1776, 1792.

Gottlieb Siegmund Corvinus: *Nutzbares, galantes und curiöses Frauenzimmer-Lexicon*. Leipzig 1715. *Neuauflagen*: 1739, 1773.

Georg Heinrich Zincke: *Allgemeines Oeconomisches Lexicon*. Leipzig 1731. *Neuaufgaben* (z. T. stark vermehrt): 1744, 1753, 1764, 1780, 1800.

Johann Heinrich Zedler: *Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste*. Halle [u. a.] 1731–1754.

Johann Georg Krünitz: *Oekonomische Encyklopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- u. Landwirthschaft*. Berlin 1773–1858.

Johann Gottlieb Seidenburg: *Berlinisches Oekonomisch Technologisch-Naturhistorisches Frauenzimmer-Lexicon*. Berlin 1800–1803.

Die Namen Hübner, Zedler und Krünitz werden im Folgenden als Label für die anonym bleibenden Beiträger der jeweiligen Lexika und Enzyklopädien verwendet. Zincke, Corvinus und Seidenburg gelten tatsächlich als alleinige Verfasser der unter ihrem Namen erschienenen Werke – wobei die Textproduktion kompilatorische und adaptive Verfahren des Lexikographen bzw. Enzyklopädisten selbstredend einschließt.

Curieuses
Natur = Kunst = Gewerck =
und
Handlungs =
LEXICON,

Darinnen nicht nur
Die in der Philosophie, Physic, Medicin,
Botanic, Chymie, Anatomie, Chirurgie und Apo-
tecker = Kunst, wie auch in der Mathematic, Astronomie,
Mechanic, Bürgerlichen und Kriegs = Bau = Kunst, Schiffahrten, 2c.
Ferner bey denen galanten und Mitterlichen Exercitien; bey Bergwercken, Jäge-
rey, Fischerey, Gärtnerey, wie nicht weniger bey Künstlern; ingleichen in der Kauff-
mannschaft, bey Buchhalten und in Wechsel = Sachen gebräuchliche Termini
technici oder Kunst = Wörter, nach Alphabethischer Ordnung
ausführlich beschrieben werden:

Sondern auch
alle andere in täglichem Handel und Wandel, in-
gleichen in Jure und vor Gerichten vorkommende, und aus
allerhand Sprachen genommene, auch zu wissen unentbehrliche Wörter,
denen Gelehrten und Ungelehrten zu sonderbahren Nutzen gründlich und
deutlich erkläret, auch an vielen Orten feiner und nützliche Reden mit
eingemischet seyn.

das man diese aus einem andern hell
des Realen Staats = Zeitungs = Lexici
CONVERSATION = LEXICI

mit grossem Vortheile gebrauchen kan,
weil hierinnen erkläret zu finden, was in jenem bisshero
vielmahls gesucht worden.

Nebst etner ausführlichen Vorrede
Herrn Johann Hübners.

Samt einem Anhang, darinnen unter andern auch
die Beschreibungen derer Handwercker, und der bey ihnen gebräuch-
lichen Wörter enthalten sind, wie auch einem nützlichen Register.

Verlegt Johann Friedrich Gleditsch und Sohn,
Buchhändl. in Leipzig, Anno 1712.

4.1 Aufschreiben, Umschreiben.

Der Versehens-Diskurs bei Johann Hübner: *Curieuses Natur-Kunst-Gewerk und Handlungs-Lexicon* (1712)

Das erste und wichtigste in der Reihe der themenrelevanten Lexika ist zweifellos der ‚zweite Hübner‘. Das *Curieuse Natur-Kunst-Gewerk und Handlungs-Lexicon* gehört ebenso wie der ‚erste Hübner‘, das *Reale Staats- und Zeitungs-Lexicon* (1704), zu den verbreitetsten Lexika des achtzehnten Jahrhunderts. Der Lehrer Johann Hübner (1668–1731) schrieb zu beiden das Vorwort, weshalb sie sozusagen nach ihm benannt wurden. Zusammengestellt wurden sie indessen von anderen Gelehrten: die erste Auflage des *Realen Staats- und Zeitungs-Lexicons* von Balthasar Sinold von Schütz (1657–1742), das *Curieuse Natur-Kunst-Gewerk und Handlungs-Lexicon* vermutlich von Paul Jacob Marperger (1656–1730). Beide Lexika sind als ergänzende, informierende Begleitlektüre zu den neu entstehenden Massenprintmedien gedacht:

Mit dem Aufkommen von Zeitschriften und Zeitungen hat sich ein Lesermarkt für gedruckte Informationen auch außerhalb der wissenschaftlichen Zirkel etabliert; es entsteht ein Bedarf für die Übersetzung fachlicher Erkenntnisse und allgemeinverständliche Kenntnisse. Das enzyklopädische Schreiben wird ein Umschreiben von Primärtexten für die Verwendung in alphabetischen Nachschlagewerken. (Schneider 2013, S. 19)

Nur der zweite Hübner ist für den Themenkomplex des weiblichen Versehens relevant. Im *Zeitungs-Lexicon* sucht man nämlich vergeblich nach entsprechenden Diskursivierungen, etwa nach Lemmata zu Missgeburten und Monstren, Mutter- und Feuermalen, Mondkälbern und Zwergen. Der zweite Hübner seinerseits, ebenfalls ein Zeitungslexikon, will, wie es schon im barock-ausführlichen Titel heißt, gerade das erklären, *was in jenem bißhero vielmahls gesucht worden*. Man findet *termini technici* aus *Philosophie, Physic, Medicin, Botanic, Chymie, Anatomie, Chirurgie und Apoteker-Kunst* und etlichen anderen Gebieten – und eben auch einen Diskurs über das weibliche Versehen.

Der Erstdruck des einbändigen *Curieuses Natur-Kunst-Gewerk und Handlungs-Lexicons* von 1712 thematisiert das weibliche Versehen zunächst, ohne dass ein eigenes Lemma so überschrieben wäre. Man findet das Phänomen nicht, wie zu erwarten gewesen wäre, im Artikel ‚Mißgebur‘, der bemerkenswerterweise die Ursachengeschichte zugunsten der Phänomenologie diverser menschlicher Missgeburten ignoriert (Hübner 1712, Sp. 827 f.). Ergiebiger sind Artikel zu Krankheiten (‚Gonorrhoea‘, ‚Tripper‘) sowie vor allem die Ausführungen zu Muttermalen:

Mutter-Mähler, sind diejenigen Zeichen, welche einem annoch im Mutterleibe verborgenen Kinde durch ihrer Mutter Einbildung, Furcht und Schrecken, auch

so gar die Gestalt und Abbildung desjenigen Dinges, worüber die Mutter erschrocken, oder dessen, was sie sich eingebildet, mit lebendigen Farben an dem Leibe ausgedrucket und abgebildet werden. (Hübner 1712, Sp. 858)

Der medizinische *state of the art* des Wissens zu Einbildungskraft und körperlicher Prägung des Ungeborenen um 1700 wird aufgeschrieben; er wird anscheinend bruchlos eingespeist in die Lexikographie. Hübners Darstellung ist knapp, kommt ohne die später im enzyklopädisch-lexikographischen Diskurs durchaus gängigen Fallgeschichten aus, aber auch ohne therapeutische Zusatzinformationen etwa zu Vorsorgemaßnahmen und Gegenmitteln. Es findet keine wertende Neusemantisierung des dargestellten Wissens statt, beispielsweise im Sinne von Sexualisierung, Pathologisierung oder Verschuldung: In späteren wissensliterarischen Diskursivierungen des Versehens wird dies, wie noch zu sehen ist, der Fall sein. Hier jedoch, im Erstdruck des *Curieuses Natur-Kunst-Gewerk und Handlungs-Lexicons*, kommen pejorative Komponenten des Versehen-Komplexes noch nicht vor. Die werdende Mutter erscheint bei Hübner schlicht als Verursacherin der körperlichen Zeichnung durch ihr Affiziertwerden von äußeren Eindrücken.

In den zahlreichen Neuauflagen des zweiten Hübner (1714, 1717, 1722, 1727, 1731, 1736, 1755, 1762, 1776, 1792) finden immer wieder Überarbeitungen und Anpassungen des dargestellten Wissens an den neusten Kenntnisstand statt. Das bezeugt ein Blick in die 1792 erschienene Ausgabe: „[Mutter] – – *maal*, *Naevus maternas*, nennt man kleine Geschwülste oder Zeichen, die auf der Haut fest sitzen, und die ein Kind mit auf die Welt bringt. Viele schreiben die Entstehung derselben der Einbildungskraft der Mutter während der Schwangerschaft zu, woran andere zweifeln.“ (Hübner 1792, Sp. 1547) Es zeigt sich: Der Zweifel ist im lexikographischen Diskurs angekommen, zumindest in Form einer Erwähnung der Kontroverse. Die ‚Anderen‘, die Zweifler, sind die ‚Neuern‘, wie dann der (im Vergleich mit 1712 neu hinzugekommene) Artikel ‚Feuermaale‘ im gleichen Band spezifiziert. Sicherlich sind mit jenen Neuern Jacob Blondel und die sich ihm anschließenden, immer zahlreicheren Skeptiker gemeint: „Die Neuern ziehen diese vorgegebene Wirkung der Einbildungskraft meistens in Zweifel.“ (Hübner 1792, Sp. 829) Hübner mag sich allerdings nicht ganz auf die Seite jener Neuern schlagen, sondern lässt sich ein Hintertürchen offen. Er hält es mit den Kompromisslern, die zumindest von einer zeitlich begrenzten Wirkung der mütterlichen Imaginationskraft ausgehen. Zur Mißgeburt heißt es nämlich entsprechend: „Ueber die Art ihrer Entstehung wird noch gestritten. Sollte die Einbildungskraft dabey würken, so fände dieß doch nicht länger als bis zum Ende des dritten Monats statt.“ (Hübner 1792, Sp. 1497)

Ausdiskutiert wird die Unentschiedenheit zwischen den beiden Parteien, Befürwortern und Gegnern der Versehens-These, nicht. Dass man im Übrigen für eine solche Debatte sehr wohl ein lexikographisches bzw. enzyklopädi-

sches Werk als Plattform nutzen könnte, belegt ausgiebig Krünitz' *Oekonomische Encyklopädie* (242 Bde. 1773–1858), auf die noch zurückzukommen ist. Bemerkenswert erscheint an jener zitierten letzten Hübner-Ausgabe des achtzehnten Jahrhunderts, dass in thematisch potenziell relevanten Artikeln wie ‚Hasen-Scharte‘ oder ‚Zwerge‘, die im Erstdruck von 1712 noch nicht vorkommen, das weibliche Versehen gar nicht mehr als mögliche Ursache erwähnt wird (Hübner 1792, Sp. 1073, 2490).

Es findet also im Laufe des Jahrhunderts im und durch den enzyklopädisch-lexikographischen Diskurs des *Natur-Kunst-Gewerk und Handlungs-Lexicons* ein Über-, ein Um- und Andersschreiben des medizinischen Wissens über das weibliche Versehen statt. Allmählich, schleichend und unauffällig, nicht energisch, nicht generell, findet eine Distanzierung statt: Einerseits durch sprachliche Abgrenzung davon bzw. sprachliche Präsenz alternativer, neuerer, skeptischer Ansichten. Andererseits durch Absenz, durch Verschwinden des Konzepts aus der Darstellung potenziell damit erklärbarer Phänomene. Das Umschreiben verläuft nicht programmatisch, sondern erratisch, an einigen Stellen des Makrotexes Lexikons.

Es lohnt ein Seitenblick auf den allgemeinen philosophisch-ästhetischen Diskurs über die Einbildungskraft, wie er im Hübner wiedergegeben wird, und zwar ein synoptischer Seitenblick auf die beiden Auflagen 1712 und 1792:

Phantasia, phantasma, die Einbildung, Einbildungs-Krafft, ist eines von den 3. innerlichen Sinnen, da man sich dem Gemüthe etwas dergestalt einpræget, daß es solches zu seiner Zeit mit einer sonderbahren Ausdrückung wieder hervor bringet, oder da das Gemüth aus der *Connexion* der zuvor gefaßten Ideen wieder neue erdichtet. (Hübner 1712, Sp. 964)

Phantasia, phantasma, Einbildung, ist eine Wirkung der Imagination oder Einbildungskraft; bisweilen wird es auch für die Imagination selbst genommen, welche nach der Lehre der Scholastiker einen von den 3 innerlichen Sinnen ausmacht. Sie besteht in einer Kraft der Seele, die Ideen der äußerlichen in die Sinne fallenden Sachen anzunehmen, und entweder zusammenzusetzen, oder von einander abzusondern. s. philos. *Lex.* Art Einbildung. (Hübner 1792, Sp. 1736)

Nicht nur erscheint in der späteren *Phantasia*-Definition der wissenschaftliche Gestus forcierter, markiert durch Autoritäten- und Literaturverweise. Auch die inhaltliche Aussage ist modifiziert. Die Vorstellung, dass *Phantasia* etwas hervorbringt, also jene Idee des aktiv Schaffenden und Realisierenden der Einbildungskraft, greift die spätere Hübner-Auflage nicht mehr auf. Der *Phantasia* wird am Jahrhundertende ganz offensichtlich weniger Macht über die Realität zugestanden.

172
Nutzbares, galantes und curioses
Frauenzimmer-
LEXICON,

Worinnen nicht nur

Der Frauenzimmer geistlich = und weltliche Orden, Aemter, Würden, Ehren-Stellen, Professionen und Gewerbe, Privilegia und Rechtliche Wohlthaten, Hochzeiten und Trauer-Solemnitäten, Gerathe und Erb-Stücken, Nahmen und Thaten der Göttinnen, Heroinen, gelehrter Weibes-Bilder, Künstlerinnen, Prophetinnen, Affect-Prophetinnen, Märtyrinnen, Poetinnen, Kegerinnen, Quackerinnen, Schwärmerinnen und anderer Ectirischen und begeisterten Weibes-Personen, Zauberinnen und Hexen, auch anderer berufener, curioser und merckens-würdiger Weibes-Bilder, Trachten und Moden, Köchen, Tafel-Wochenenden, Wasch, Nehe-Haus, Speisekammer, Keller, Kinder, Wuz, Gerathe und Vorrath, Juwelen und Schmuck, Galanterie, Seidne, Wolle und andere Zeuge, so zu ihrer Kleidung und Pus dienlich, Rauch- und Pelswerk, Haar-Wuz und Auffatz, Schmincken, kostbare Nitäten und Seifen, Bücher, Vorrath, Künste und Wissenschaften, Nahmen, Stamm-Nahmen und besondere Benennungen, absonderliche Gewohnheiten und Gebräuche, Eigenschaften, sonderbare Redens-Arten und Termini, Abergläubisches Wesen, Ländeleien und Sprüchwörter, Häusliche Verrichtungen, Diversifiments, Spiele und andere Ergötzlichkeiten, allgemeine Zufälle, Beschwerden und Gebreden der Weiber, Jungfern und kleinen Kinder, Gefinde-Ordnung und Arbeit, weibliche Erbsen und absonderliche Nützigungen, und alles dasjenige, was einem Frauenzimmer vorkommen kan, und ihm nöthig

zu wissen,
Sondern auch

Ein vollkommenes und auf die allerneueste Art verfertigtes

Koch=Sorten- und Gebäckens-Buch,

Samt denen darzu gehörigen Rissen, Taffel-Auffzügen und Küchen-Zetteln,

Ordentlich nach dem Alphabeth kurz und deutlich abgefaßt und erklärt zu finden,

Dem weiblichen Geschlechte insgesamt zu

sonderbaren Nutzen, Nachricht und Ergötzlichkeit

auff Begehren ausgestellt

von



Amaranthes.

Reimsig

4.2 Lemmatisierung.

Der Versehens-Diskurs bei Gottlieb Siegmund Corvinus: *Nutzbares, galantes und curiöses Frauenzimmer-Lexicon* (1715, 1739, 1773)

In der Aufklärung bildet sich ein allgemeinzyklopädisches bzw. -lexikographisches Genre heraus, welches eine geschlechterspezifische Adressatenorientierung besitzt: Speziell für Frauen verfasste Wissenskompendien, die so genannten Frauenzimmerlexika, erscheinen auf dem Buchmarkt. Gerade aufgrund des gegenderten Themas ‚weibliches Versehen‘ kann es interessant sein zu erfragen, welcher Versehens-Diskurs speziell einem weiblichen Publikum vermittelt wird – vom männlichen Lexikographen. Wird in den Frauenzimmerlexika in einer bestimmten, abweichenden Weise über das weibliche Versehen informiert; wird das Phänomen wissenschaftlich erklärt oder verschwiegen, geleugnet oder bestätigt; wird beraten, empfohlen, moralisiert; werden Therapiemöglichkeiten und Gegenmittel angezeigt?

Das Korpus der im 18. Jahrhundert erschienenen Frauenzimmerlexika ist überschaubar. Es reduziert sich im Grunde genommen auf ein einziges, in dreifacher Auflage erschienenenes Werk: das *Nutzbare, galante und curiöse Frauenzimmer-Lexicon* (1715, 1739, 1773), verfasst von einem Leipziger Gelehrten und galanten Gelegenheitsdichter aus dem Gottsched-Zirkel, Gottlieb Siegmund Corvinus (1677–1747), genannt Amaranthes (► III.3). Corvinus’ *Frauenzimmer-Lexicon* will den „Inbegriff alles desjenigen, was zum weibl. Geschlechte gehört“ (Corvinus 1715, Vorrede, unpag. [S. 6]), versammeln – sichtbar wird dabei zugleich, was nicht zum weiblichen Geschlecht gehört bzw. gehören soll. So fehlen Artikel zu naturwissenschaftlich-mathematischem und staatspolitisch-historischem Wissen, ebenso zur Sexualität. Dass es sich dabei um eine bewusste Entscheidung handelt, erweist ein Vergleich mit den beiden Hübner-Lexika. Sie stammen ebenfalls aus dem Hause Gleditsch und Corvinus hat sie nachweislich zumindest partiell zu Rate gezogen und dabei geschlechtsspezifisch gefiltert (Roßbach [3] 2009).

Anders als sein wichtiges Vorbild Hübner widmet das *Frauenzimmer-Lexicon* dem Begriff ‚Versehen‘ einen eigenständigen Artikel, und zwar bereits in der ersten Auflage von 1715. Es dürfte eines der ersten, wenn nicht sogar das erste Lexikon des 18. Jahrhunderts mit diesem Lemma sein. Jenes „*sich Versehen an etwas*“, so erläutert es der Artikel,

Heisset bey denen schwangern Weibern, wann sie sich bey Anschauung ein und anderen Dinges einen solchen starcken *Concept* und Einbildung machen, daß hernach solche *Phantasie* durch ihre Krafft und *Impression* bey Bildung und Formirung der Geburth, von solchen vor Augen habenden *Object* der sich formirenden Frucht etwas mit anklebet und zueignet; z. Ex. Hasen-Scharten, Feuer-Mähler, u. d. g. (Corvinus 1715, Sp. 2071).

Das weibliche Versehen erscheint als unbezweifeltes Faktum, im Indikativ Präsens statuiert. Analog ist im Artikel ‚Muttermäher, oder, Geburthsmähler‘ zu

lesen, diese würden „einem annoch im Mutterleibe verborgenen Kinde durch der Mutter Einbildung, Phantasia, Furcht und Schrecken, auch so gar die Gestalt und Abbildung desjenigen Dinges, worüber die Mutter erschrocken, oder dessen, was sie sich eingebildet mit lebendigen Farben an dem Leibe ausgedruckt und abgebildet“ (Corvinus 1715, Sp. 1307 f.). Es erstaunt eigentlich nicht, bei Corvinus 1715 – immerhin zwölf Jahre vor Blondels Streitschrift *Strengths of Imagination of Pregnant Women*, welche die Debatte erst entfachte, – eine noch unkritisch-affirmative Wieder-Holung des Versehens-Diskurses zu finden. Wohl aber lässt aufmerken, dass auch die stark umgearbeitete und überarbeitete Auflage seines *Frauenzimmer-Lexicons* von 1773 (Sp. 3711) eben jenen Artikel zum „sich Versehen an etwas“ mit geringfügigen sprachlichen Abweichungen, aber der gleichen Aussage noch einmal aufnimmt.

Die 1773er-Auflage wurde nach Corvinus' Tod durch ein Herausgeberkollektiv publiziert. Es sind andere Stellen in dieser letzten Version des *Frauenzimmer-Lexicons*, die von einer gewissen, wenn auch keinesfalls revolutionären Bewegung des Versehens-Diskurses zeugen: Zum einen werden andere Wissensmedien herangezogen – so Zinckes *Allgemeines Oeconomisches Lexicon*, auf das der Artikel ‚Mißgeburt oder Wundergeburt‘ ausdrücklich referiert: „Es rührt, wie viele glauben, meistens von einer falschen Einbildungskraft der Mutter her, die dem zarten Leibe dadurch ganz widrige Gestalten eindrückt, s. Zinkens. *ökonomisches Lex.*“ (Corvinus 1773, Sp. 2178) Zum anderen findet jetzt die medizinische Debatte einen (allerdings nicht mehr als) flüchtigen Widerhall, und zwar im Artikel zu Muttermalen. In der Erstaufgabe bestätigte dieser wie zitiert das Versehens-Konzept noch unkritisch. 1773 nun wird der wissenschaftlichen Auseinandersetzung ein gewisser Tribut gezollt, ohne das Phänomen des weiblichen Versehens indessen abzustreiten: „Manche wollen zwar läugnen, daß dergleichen Mäler von der Phantasia der Mutter herrührten; aber sie nehmen uns bloß diese Meynung, und geben uns nichts dagegen zum Grund ihrer Entstehung an.“ (Corvinus 1773, Sp. 2246)

Während hier noch ein beinahe trotziger Widerstand gegen die Versehens-Skeptiker spürbar ist, zeigt das *Frauenzimmer-Lexicon* an wiederum anderer Stelle eine zunehmende Offenheit kritischen Positionen gegenüber. Und zwar in den Ausführungen zu kleinwüchsigen Menschen, die 1715 lauteten: „Zwerge, Pygmæi, [...] ihre allzu kleine Statur rühret vielleicht von einem Mißwachs, oder durch einige Schäden, wodurch ihr Wachsthum verhindert worden, oder auch durch eine wunderliche Einbildung und Phantasia ihrer schwangern Mutter her“ (Corvinus 1715, Sp. 2171; vgl. ebenso, mit leichter redaktioneller Überarbeitung 1739, Sp. 1762 f.). In der Ausgabe von 1773 heißt es etwas vorsichtiger und differenzierter: „Ihre allzukleine Statur rührt aber vermuthlich großen Theils von einem erlittenen Schaden her, wodurch ihr Wachsthum verhindert worden, und den sie entweder in der ersten Kindheit, oder schon im Mutterleibe durch wunderliche Phantasien ihrer schwangern Mutter erlitten haben.“ (Corvinus 1773, Sp. 3983)

Generell zeitigt eine Durchsicht der themenrelevanten Lemmata zum weiblichen Versehen im *Frauenzimmer-Lexicon*, analysiert vor der Folie *nicht* geschlechterspezifischer Enzyklopädien und Lexika, wenig aufregende Ergebnisse. Weder ist im Vergleich eine entschiedener Auslassung des Themas noch etwa eine deutlichere Moralisierung zu konstatieren, weder eine besondere Ausführlichkeit oder Verknappung bei der Wiedergabe der medizinischen Debatte.

Ein exkursartiger Ausblick auf die Entwicklung des Genres Frauenzimmerlexikon sei erlaubt: Corvinus' *Frauenzimmer-Lexikon* bleibt im achtzehnten Jahrhundert absolut konkurrenzlos. Erst viel später folgten weitere an Frauen adressierte Lexika. An der Schwelle zum 19. Jahrhundert erscheint ein Kompendium mit dem vielversprechenden Titel *Berlinisches Oekonomisch-Technologisch-Naturhistorisches Frauenzimmer-Lexicon* (1800–1803) von Johann Gottlieb Seidenburg (1746–?), welches sich jedoch als reines Haushaltsbuch entpuppt. Statt Hasenscharten findet man Hasenbraten; nicht zum Muttermal, sondern zu Mutterhering, Mutternelken und Mutterzimmet existieren Lemmata. Anstelle von Zwergen werden Zwergzuckererbsen erläutert.

Ganz allgemein handelt es sich bei den frauenspezifischen Lexika des 19. Jahrhunderts entweder um Haushaltsratgeber im Sinne des Seidenburg'schen Kompendiums – oder um für ‚schöne Seelen‘ geschriebene Erziehungsbücher à la Johann Gottfried Herder: Dieser imaginierte eine „Enzyklopädie der Frauenzimmerwissenschaften“, die „von der ganzen Gelehrsamkeit, Weltweisheit und schönen Litteratur, von der Geschichte und den schönen Wissenschaften ihnen [d. i. den Frauen] nur so viel vorhält, als nötig ist, sie zur Schönheit des Geistes zu bilden“ (Herder 1985, S. 401 f.). Das beste Beispiel für eine Realisierung der Herder'schen Idee ist wohl Carl Herloßsohns *Damen-Conversations-Lexikon* (1834–1838), welches in erster Linie als Verhaltensratgeber für tugendhafte Frauen fungieren will (► III.4.3). Nach Themen wie Missgeburt oder Versehen sucht man hier vergeblich.

Hingegen verdient das *Neueste Damen-Conversations-Lexikon* (1856), versehen mit dem Untertitel *Ein Inbegriff des Gesamtwissens für die Frauenwelt*, wieder etwas mehr seinen Namen, da es vielfältige Wissensbereiche abdeckt. Allerdings sind biologisch-physiologische-medizinische Aspekte auch hier ausgespart – ebenso wie in zwei weiteren Frauenzimmerlexika, dem *Goldenen Buch für praktische Hausfrauen, Töchter, Verlobte u.s.w. Grosses illustriertes Frauen-Lexikon* sowie dem *Illustrierten Konversations-Lexikon der Frau*, beide 1900 erschienen. Immerhin: Während im *Goldenen Buch für praktische Hausfrauen* Abtreiben nur etwas mit Kuchenbacken zu tun hat, findet man im *Illustrierten Konversations-Lexikon der Frau* in sachlich-informativer Form einen langen Artikel dazu mit strafrechtlichen Informationen und Literaturhinweisen. Das weibliche Versehen gehört zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht mehr zum allgemein akzeptierten medizinisch-biologischen Wissensstand, abgesehen von einzelnen markanten Ausnahmen wie dem Arzt John William Ballantyne (dazu Salim Al-Gailani [i.Dr.]) hat es keine Fürsprecher mehr. Es kommt daher in den genannten lexikographischen und enzyklopädischen Werken für Frauen nicht vor.

Abb. 3: Zincke 1731, Bd. 1, Titelseite. © Kochbuchsammler's bucket, photobucket.com.



4.3 Bestätigen, Behandeln, Begründen, Benutzen.

Der Versehens-Diskurs bei Georg Heinrich Zincke:

Allgemeines Oeconomisches Lexicon (2 Bde. 1731)

Hübners *Curieuses Natur-Kunst-Gewerk und Handlungs-Lexicon* führt ab 1731 der Kameralwissenschaftler Georg Heinrich Zincke (1692–1769) weiter. Er betreut und besorgt seit diesem Zeitpunkt die Neuauflagen. Zincke bringt außerdem im gleichen Jahr selbst ein *Allgemeines Oeconomisches Lexicon* auf den Markt. Analogien zwischen beiden Werken sind daher durchaus erwartbar – und auch tatsächlich vorhanden. Vor allem der Einfluss des Zincke'schen Lexikons auf die späteren Hübner-Auflagen ist eindeutig nachweisbar. Dennoch unterscheiden beide sich, wie zu sehen sein wird, ganz erheblich hinsichtlich der Idee vom weiblichen Versehen.

Zinckes zweibändiges *Allgemeines Oeconomisches Lexicon*, welches laut barockem Langtitel Begriffe aus *Landwirthschaft und Haushaltung*, aber auch aus der Natur (*Kräuter, Pflanzen und Bäume, Thiere, Metalle, Steine*) erläutert und einen *Land- und Haus-Wirthschafts-Calender* als Zugabe bietet, ist nicht ganz so kanonisch geworden wie die Hübners, jedoch ebenfalls ein erfolgreiches Produkt aus dem Leipziger Verlagshaus Gleditsch. Fünf Neuauflagen von 1744, 1753, 1764, 1780 und 1800 sind nachweisbar.

In der Zweitaufgabe von 1744 erscheint erstmals der Begriff ‚Versehen‘ als eigenständiges Lemma. Damit nimmt Zinckes Werk als zweites der hier betrachteten enzyklopädischen und lexikographischen Werke nach Corvinus' *Frauenzimmer-Lexicon* das Versehen als Lemma auf (Zedlers *Universal-Lexicon* wird zwei Jahre später, im Band von 1746, das dritte sein). Der vollständige Zincke-Artikel von 1744 lautet:

Versehen, braucht man von schwangeren Weibern, die sich durch plötzliches oder starckes Anschauen einer Sache eine starcke Einbildung machen, welche in dem Triebe des Wachsthums zur Frucht und ihrer Bildung hintreibt, und sonderlich bey der Schwängerung oder doch im Anfange der Formirung und Bildung einer Frucht, derselben etwas unähnliches mit der Mutter, und hingegen etwas ähnliches mit dem imprimirten Dinge anhänget. Daher entstehen Hasen-Scharten, Feuer-Mähler und andere Dinge, wovon schon hin und wieder gehandelt worden und die Mittel dagegen angezeigt sind. [...] Art. Misgeburt, Mutter-Mahle. (Zincke 1744, Bd. 2, Sp. 2996)

Zincke statuiert das weibliche Versehen als Tatsache, ohne Bekundung etwaiger Zweifel. Wie schon Hübner verzichtet er dabei auf fallgeschichtliche Belege, wie sie den Versehens-Diskurs seit der Antike stark prägen. Das Genre Lexikon setzt auch Zincke primär als Medium ein, welches reduktionistisch-zusammenfassend Information speichert und vermittelt. Allerdings mit einer zusätzlichen Semantisierung des Themenkomplexes:

In einem weiteren Zincke-Artikel wird das Versehen erwähnt und zugleich das entsprechende Wissen in seiner Gültigkeit bestätigt, und zwar nicht bei der ‚Hasen-Scharte‘ (Zincke 1744, Bd. 2, Sp. 1076; das Lemma ist in der Erstausgabe 1731 noch nicht vorhanden), wohl aber beim ‚Feuer-Mahl‘ (Zincke 1731, Bd. 1, Sp. 655). Dort ist die Mahnung zu lesen, das Berühren des eigenen Körpers durch die Mutter, das in Kombination mit dem Affekt des Erschreckens zur körperlichen Zeichnung des Ungeborenen führen soll, zu vermeiden. Zincke informiert also nicht nur, sondern appelliert auch: Die Schwangere habe „in dergleichen Falle sich jedesmahl wohl in acht zu nehmen“. Interessanterweise hält Zincke Feuermale noch für heilbar und nennt als probates Gegenmittel in braunem Bier eingekochte „Wurtzel von Pfersig-Bäumen“ (Zincke 1731, Bd. 1, Sp. 655). Das lexikographisch-enzyklopädische Schreiben wechselt hier vom deskriptiven zum therapeutisch-behandelnden Gestus: eine Strategie, die Schneider ausgiebig an Zedlers *Universal-Lexicon* nachweist, welches er als „insgesamt aus einem Geist der Therapie und der schonenden Vermittlung des Wissens geschrieben“ (Schneider 2013, S. 183) charakterisiert. Hübners *Curieuses Natur-Kunst-Gewerk und Handlungs-Lexicon* in der Fassung von 1792 wird hingegen am Jahrhundertende die Unheilbarkeit von Feuermalen befinden und dabei auf jedwede therapeutische Indikation verzichten: „Solche Maale, wofern sie nicht in den ersten Tagen nach der Geburt vertrieben werden, sind unheilbar.“ (Hübner 1792, Sp. 829)

Zinckes *Allgemeines Oeconomisches Lexikon* enthält einen Artikel zur Missgeburt, der recht umfangreich auf das weibliche Versehen eingeht. Dessen Ursachen, so heißt es im Erstdruck von 1731 unter ‚Mißgeburt‘, seien entweder innerliche – „da etwa die Materie nicht in gehöriger Masse vorhanden gewesen“ – oder äußerliche, „zu der insonderheit die Einbildungskraft und ihr Vermögen gerechnet“ würde (Zincke 1731, Bd. 2, Sp. 1617). Bemerkenswerterweise erläutert er diesen als ‚ausgemacht‘ bezeichneten Zusammenhang erst in der Zweitauflage von 1744 ausführlicher und erklärt nun: „Sonderlich aber sind die hefftige Gierigkeit nach einem Objecte, solches zu geniessen, oder mit sich zu vereinigen, und der Schrecken vor äusserlichen Objecten in dem empfangenden und schwangern Weiblein am allergeschicktesten dazu, Monstra oder Misgeburten zu verursachen.“ (Zincke 1744, Bd. 2, Sp. 1898 f.) Mit der ‚hefftigen Gierigkeit‘ der Frau deutet sich hier erstmals im lexikographisch-enzyklopädischen Versehens-Diskurs der Aspekt der Verschuldung an. Die werdende Mutter verursacht nicht nur durch Affizierung – Begehren und Schrecken – die Missbildung des Ungeborenen, sondern sie verschuldet sie auch: durch maßlose Begierde nach Vereinigung, die eindeutig sexuell konnotiert ist. Auch hier schließen sich therapeutische Überlegungen an, die diesmal nicht behandelnd, sondern

vorbeugend einzusetzen sind: Zu große Affekte und Einbildungen während der Schwangerschaft sollen vermieden werden.

Und noch ein weiterer Aspekt taucht mit Zincke erstmals im lexikographischen Versehens-Diskurs auf, und zwar der Aspekt des biopolitischen Experiments. Dass man die weibliche Imaginationskraft planvoll benutzen könnte, ist eine Idee, die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts vor allem im Zusammenhang eugenisch-rassistischer Tendenzen an Interesse gewinnt (Dohm/Helduser [i. Dr.]). Zincke seinerseits denkt noch nicht an Menschenzüchtung durch Manipulation weiblicher Phantasie. Seine Ideen im erweiterten Artikel ‚Mißgeburth‘ von 1744 beziehen sich vor allem auf die Viehzucht: „Ja weil hier zugleich der Grund der Aehnlichkeit in Farbe, Gestalt ec. bey denen Thieren gezeigt worden, so kan man daraus bey der Vieh-Zucht die herrlichsten Vortheile, allerhand schöne Arten, z.E. in Stutereyen, im Hüner-Vieh, in Schaafen, im Rind-Vieh zu bekommen, lernen und anbringen“ (Zincke 1744, Bd. 2, Sp. 1899).

In den späteren Ausgaben von Zinckes *Allgemeinem Oeconomischem Lexicon* aus den Jahren 1753 und 1764 bleiben die für den Themenkomplex des weiblichen Versehens einschlägigen Artikel unverändert im Vergleich zu 1744. Auf diese Weise wird das Wissen über den Zusammenhang von Missgeburth und weiblichem Versehen präsent gehalten, bestätigt, gleichsam eingefroren – und entspricht immer weniger der je aktuellen medizinischen Diskussion. Tatsächlich erscheint Hübners ursprünglich älteres, aber stets überarbeitetes und aktualisiertes *Curieuses Natur-Kunst-Gewerk und Handlungs-Lexicon* in der zweiten Jahrhunderthälfte zeitgemäßer, was das vermittelte Wissen und seine zunehmende Infragestellung betrifft.

Bei Zincke hingegen findet keine auch nur sporadisch kritische Distanzierung von der tradierten Überzeugung des Einflusses mütterlicher Imaginationskraft auf die Physis des Ungeborenen statt. Im Gegenteil. Der lexikographische Diskurs vom Versehen gewinnt hier an Komplexität, wird um zusätzliche Aspekte bereichert, die zeitgenössische Medizin und Philosophie diskutieren: und zwar die moralisierende Ursachenforschung zum Versehen (die Schuldfrage), die praktisch-medizinische Behandlung und die biopolitische Nutzung.

Großes vollständiges UNIVERSALE LEXICON

Alle Wissenschaften und Künste,
Welche bißhero durch menschlichen Verstand und Wiß
erfunden und verbessert worden,
Biblio: Darinnen so wohl die Geographisch-Politische *Abbat:*
Beschreibung des Erd-Kreyses, nach allen Monarchien,
Kaiserthümern, Königreichen, Fürstenthümern, Republicken, freyen Herr-
schaften, Ländern, Städten, See-Häfen, Festungen, Schloßern, Flecken, Aemtern, Rößtern, Ge-
bürgen, Wäldern, Meeren, Seen, Inseln, Flüssen, und Canälen; samt der natürlichen Abhandlung
von dem Reich der Natur, nach allen himmlischen, luftigen, feurigen, und irdischen Körpern, und allen
hierinnen befindlichen Gestirnen, Planeten, Thieren, Pflanzen, Metallen, Mineralien,
Salzen und Steinen *ic.*

3117. Als auch eine ausführliche Historisch-Genalogische Nachricht von den Durchlauchten
und berühmtesten Geschlechtern in der Welt,
1732
Dem Sehen und Thaten der Kaiser, Könige, Churfürsten
und Fürsten, großer Helden, Staats-Minister, Kriegs-Obersten zu
Wasser und zu Lande, den vornehmsten geist- und weltlichen
Mittler-Orden *ic.*

Zugleich von allen Staats-Kriegs-Rechts-Policey und Haushaltungz-
Geschäften des Adeltichen und bürgerlichen Standes, der Kaufmannschaft, Handhierungen,
Künste und Gewerbe, ihren Innungen, Zünften und Gebräuchen, Schiffahrten, Jagden,
Fischereyen, Berg-Wein-Acker-Bau und Viehzucht *ic.*

Wie nicht weniger die völlige Vorstellung aller in den Kirchen-Geschichten berühmten
Alt-Väter, Propheten, Apostel, Päbste, Cardinäle, Bischöffe, Prälaten und
Gottes-Gelehrten, wei auch Concilien, Synoden, Orden, Wallfahrten, Verfolgungen der Kirchen,
Märtyrer, Heiligen, Sectirer und Ketzer aller Zeiten und Länder,

Endlich auch ein vollkommener Inbegriff der allergelehrtesten Männer, berühmter-Universitäten
Academien, Societäten und der von ihnen gemachten Entdeckungen, Kenntz der Mythologie, Alterthümer, Münz-Wissenschaft, Philosophie,
Mathematic, Theologie, Jurisprudenz und Medicin, wie auch alle freyen und mechanischen Künste, samt der Erklärung aller
darinnen vorkommenden Kunst-Wörter u. s. f. enthalten ist.

Nest eine Verrede, von der Einrichtung dieses mühsamen und grossen Wercks
Joh. Pet. von Ludewig, Jcti,
Königl. Preussischen geheimden und Magdeburg. Regierungs- und Consistorial-Raths, Cantzlers bey der Vaiverität, und des
Juristen-Facultät Præsident Ordinarii, Erb- und Reichs-Herrn auf Zondersf, Prenz und Satterflät.
Mit Hoher Potentaten allergnädigsten Privilegiis.

Erster Band. A. — Am.
Halle und Leipzig,
Verlegt's Johann Heinrich Zedler,
Anno 1732.

4.4 Medizinische Neugier und Prävention.

Der Versehens-Diskurs bei Johann Heinrich Zedler: *Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaftten und Künste* (68 Bde. 1731–1754)

1731 erschien Zinckes *Allgemeines Oeconomisches Lexicon* zum ersten Mal. Nur ein Jahr später kam der erste Band des voluminösesten enzyklopädischen Werks des achtzehnten Jahrhunderts auf den Markt: In relativ kurzer Zeit, von 1731 bis 1754, erschien Zedlers *Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaftten und Künste* in 64 plus 4 Bänden, rund 284 000 Artikel und über 276 000 Verweisungen enthaltend (Schneider 2013, S. 75). Unüberschaubar sind gerade hinsichtlich des Themenkomplexes Versehen die lexikographischen Filiationen von Zinckes Ökonomielexikon und der berühmtesten deutschsprachigen Enzyklopädie überhaupt. So übernimmt Zedler zwar nicht Zinckes Artikel, wohl aber sinngemäß und ähnlich lautend den letzten Satz – und nun, im Zedler, stimmt auch der finale Lemmata-Querverweis, der bei Zincke noch ins Leere lief:

Versehen, (sich an etwas) heisset bey den schwangern Weibern, wenn sie sich bey Anschauung eines und des andern Dinges einen solchen starcken Begriff und Einbildung machen, daß hernach solche Phantasie durch ihre Krafft und Eindrückung bey Bildung und Formirung der Geburt, von solchem vor Augen habenden Gegenstande, der sich bildenden Frucht etwas mit anklebet und zu-eignet; z. E. Haasenscharten, Feuermähler u. d. g. wovon schon hin und wieder gehandelt, und die Mittel dargegen angezeigt werden. Siehe übrigens *Miß-geburdt*, im XXI Bande, p. 486 u. ff. und *Mutter-Mahl*, im XXII Bande, p 1648. (Zedler 1746, Bd. 47, Sp. 1785)

Den vollständigen Zincke-Artikel zum Versehen mit lediglich geringen Formulierungsänderungen und Kürzungen am Ende übernimmt dagegen übrigens Johann Theodor Jablonski noch in der 1767er-Auflage seines 1721 erstmalig erschienenen *Allgemeinen Lexicons der Künste und Wissenschaften* (Jablonski 1767, Bd. 2, S. 1646). Die intertextuellen Bezüge der enzyklopädischen und lexikographischen Werke des 18. Jahrhunderts auch nur exemplarisch aufzuzeigen und so das in ihnen formierte Wissen und seine Entstehungswege und Filiationen zu rekonstruieren, ist weiterhin ein Forschungsdesiderat.

Bekanntlich präsentiert sich Zedlers *Universal-Lexicon*, das zuweilen der *Encyclopédie* D'Alemberts und Diderots als deutschsprachiges Pendant an die Seite gestellt wird, im Gegensatz zu jenem französischen Jahrhundertwerk nicht als Produkt intellektueller Freigeister und kritisch-skeptischer Aufklärer (dazu die Forschung aktuell resümierend Schneider 2013, S. 96 f., 146 u. ö.). Eher handelt es sich um ein von einem rührigen und engagierten Verleger initiiertes Kompendium vielfältigster Beiträge, Informationen, Meinungen und Wissensschichten. Die Quellen der wissenschaftlichen Artikel sind Fachtexte,

aber auch enzyklopädisch-lexikographische Sachtexte; Zinckes Lexikon ist nur eines von zahlreichen im Zedler ausgeschriebenen Werken: Dazu gibt Schneider 2013 (S. 81) eine imposante Übersicht, die auch die beiden Hübner und Corvinus' *Frauenzimmer-Lexicon* auflistet.

Was die Prägekraft mütterlicher Imagination auf das ungeborene Kind angeht, so referiert Zedler ausgiebig unter verschiedenen Lemmata darauf. Überwiegend geschieht dies in einem affirmativen Modus. Die ‚Hasen-Scharte‘ (Zedler 1735, Bd. 12, Sp. 710) führt Zedler ebenso auf weibliches Versehen zurück wie Feuer- und Muttermale – kein Zweifel ist spürbar in jenen Bänden des *Universal-Lexicons* aus den Jahren 1734, 1735 und 1739. Und das ändert sich auch im letzten regulären Zedler-Band „Zum-ZZ“ nicht: Zwerge, so heißt es dort, würden entweder durch „Vergiftung oder andern Schäden“ am Wachstum gehindert oder seien durch die „wunderliche Einbildung ihrer schwangeren Mütter als schwache Geburten zur Welt gebohren worden“ (Zedler 1750, Bd. 64, Sp. 1118).

Am ausführlichsten und auch mit differenziertester Argumentation gehen die Zedler-Artikel zu Mißgeburt und Muttermal auf die „Würckung der Einbildungs-Krafft“ ein. Die Autorität, auf die sich der Verfasser des acht Spalten langen ‚Mißgeburt‘-Artikels beruft, ist – die „gemeinste[] Meynung“ (Zedler 1739, Bd. 21, Sp. 486). Die Referenz auf Gemeinplätze, auf ein wissendes „man“, beschreibt Schneider als allgemein charakteristisch für Zedler, der „auch bei wissenschaftlichen Artikeln eine Haltung der Beobachtung ein[nahme], der Berichterstattung und der Beschränkung auf das, was man weiß, eher als eine ambitionierte Gestaltung der Artikelinhalte im Sinne der ‚richtigen Wissenschaft‘“ (Schneider 2013, S. 181). Was Zedlers im vorliegenden Fall, also hinsichtlich der Ursachen von Missgeburten, als ‚gemeinste Meynung‘ bezeichnet, ist allerdings ein fast wörtliches Zitat aus Woyts zu Anfang zitiertem medizinischen Lexikon! Woyt stellt die Ursachenfrage ganz an den Anfang des 18 Zeilen umfassenden Artikels: „*Monstrum*, eine Wunder- oder Miß-Geburt/ kom-t meisten her von der falschen *impression* oder Einbildung der Mutter/ welche dem zarten Leib gantz widrige Gestalten und Bildnissen eindrucket/ gleich wie ein Siegel dem Wachß [...].“ (Woyt 1701, S. 240 [lies: 340]) Der Zedler-Artikel zur Mißgeburt rückt den folgenden Satz zur Ursachenforschung mitten in seinen Artikel ein – einen Satz, der gerade durch das sinnentstellende *misreading* („Spiegel“) eindeutig auf Woyt referiert: „Und entsteht solches nach der gemeinsten Meynung mehrentheils von der falschen Einbildung der Mutter, welche dem zarten Leibe gantz widrige Gestalten und Bildnisse, gleichwie ein Spiegel dem Wachs, eindrückte“ (Zedler 1739, Bd. 21, Sp. 487).

Zedler tut hier natürlich nichts Ungewöhnliches. Die Nichtnennung von Quellen ist ein übliches Verfahren enzyklopädischen Schreibens im 18. Jahrhundert, welches noch keine wissenschaftliche Belegstruktur fordert und

Bezugstexte nur sporadisch angibt. Dass hier nun jedoch immerhin eine Referenz genannt wird, nämlich die allgemeine Meinung, anstelle der eigentlichen Textquelle, lässt sich so deuten, dass das *Universal-Lexicon* durch die Behauptung von Allgemeingültigkeit eines Wissenskonzeptes aktiv und bewusst in Wissensbildungsprozesse eingreift: Wenn wie hier superlativisch („gemeinste“) behauptet wird, dass *alle* ein Denkmodell als Wissen akzeptieren, hat dies größere Diskursmacht, als es der Hinweis auf ein einzelnes, zumal fast 40 Jahre altes Fachlexikon gehabt hätte.

Ein etwas genauerer Blick soll eben jenem Zedler-Artikel zur Missgeburt gelten. Er beginnt mit phänomenologischen Ordnungsversuchen: Missgeburt weicht ab „von der Ordnung und Gestalt“ auf vier Weisen: durch mangelnde oder zusätzliche Glieder, durch Anordnung oder Gestalt der Glieder. Sodann erläutert er kurz menschliche und tierische Beispiele und geht auf den Fall siamesischer Zwillinge, den Streitpunkt der Taufwürdigkeit stark missgebildeter Neugeborener und damit auf den Funktionsort von Missgeburten in der göttlichen Schöpfung ein. Sind sie gewollt oder Irrtümer der Natur? Im Anschluss an die *errores naturae*-These kommt der Verfasser schließlich auf die Ursachen von Missgeburten zu sprechen: Diese entstünden, so heißt es, „entweder auf Veranlassung einer innerlichen Ursache, wenn etwas nicht die Materie in gehöriger Masse vorhanden gewesen, oder aber einer äusserlichen Ursache gefehlet, zu der insonderheit die Krafft und Würckung der Einbildungs-Krafft gehöret“ (Zedler 1739, Bd. 21, Sp. 486 f.). Nachdem noch einmal ausgiebig von der ‚zweileibigen Missgeburt‘ gehandelt wird – siamesische Zwillinge erscheinen hier als interessantestes Missbildungsphänomen –, steht die Ursachenforschung im Fokus, und damit das weibliche Versehen:

Der Zustand der Mutter hat während Schwangerschaft in die natürlichen Neigungen des Kindes einen grossen Einfluß, und solches hat man schon vor uralten Zeiten erkannt. Die alten Sineser haben schon darauf gesehen, wenn sie Vorsorge getragen für die Kinder in Mutter-Leibe, daß sie von guter Art gebohren worden. (Zedler 1739, Bd. 21, Sp. 488)

Darauf folgt allerdings eine Einschränkung der Gültigkeit des Erklärungsmusters ‚Versehen‘. Das ist beachtlich, da es dem rein affirmativen Bestätigungsmodus des Zedler’schen Versehens-Diskurses eigentlich zuwiderläuft. Als Beleg dienen wiederum die siamesischen Zwillinge, denn: „Allein aus dieser Mißgeburt erkennet man, daß die natürlichen Neigungen nicht einig und allein von dem Zustande der Mutter während Schwangerschaft herrühren können.“ (Zedler 1739, Bd. 21, Sp. 488)

Die anschließende Argumentation knüpft an die zeitübliche Vorstellung von der Nabelschnur als Kommunikationsleitung an: „Im Zuge der Überlegungen, wie sich psychische Vorgänge während der Embryogenese manifestierten, diskutierte man die Nabelschnur als möglichen ‚Kanal‘“ (Nestaval

2010, S. 52 f.). Eine Vorstellung, die der Traditionalist Carl Christian Krause 1750, elf Jahre nach dem Zedler-Artikel, noch einmal prominent vertrat. Seine Antwort auf die Preisfrage der Petersburger Akademie der Wissenschaften zur Macht des weiblichen Versehens, die eine Nervenverbindung zwischen Mutter und Kind *über die Nabelschnur* hypostasierte, wurde im Jahr 1750 preisgekrönt – darüber informiert unter anderem ausführlich die 1892 von einem Berliner Arzt verfasste ‚historisch-kritische Studie‘ *Vom Versehen der Schwangeren* (Preuss 1892, S. 29).

Die Nabelschnurtheorie greift auch Zedler auf, verwendet sie allerdings, anders als später Krause, dazu, zumindest die alleinige Erklärungsmacht der Lehre vom weiblichen Versehen zu hinterfragen. Denn, so die Argumentation Zedlers, wenn sich über jenen Kanal die „natürlichen Neigungen“ der Mutter auf das Ungeborene übertragen, müssten siamesische Zwillinge doch beide die gleichen Neigungen haben. Dies sei aber bei dem konkret geschilderten Fall streitender, sich gar hassender Zwillinge gar nicht so, weshalb nun, als ein anderer Grund natürlicher Neigungen, die „Saamen-Thierlein“ (Zedler 1739, Bd. 21, Sp. 489) ins Spiel gebracht werden. Jene ansatzweise skeptizistische Argumentation geht davon aus, dass das Versehens-Konzept die vollkommene Identität mütterlicher und kindlicher Neigungen statuiert: Ein Gedanke, der auf Nicolas Malebranches *De la recherche de la vérité. Où l'on traite de la Nature de l'Esprit de l'homme, et de l'usage qu'il en doit faire pour éviter l'erreur dans les Sciences* (1674/75) zurückgeht. Malebranche konzipiert die Mutter-Kind-Beziehung während der Schwangerschaft als sehr eng, Impressionen und Gefühle beider als identisch.

Diese Vorstellung greift der Verfasser des Zedler-Artikels hier auf und zeigt, indem er sie skeptisch wendet bzw. an einem konkreten Fall erprobt, eine wissenschaftlich ambitionierte, wach mitdenkende Auseinandersetzung mit dem fraglichen Imaginationskonzept im heterogenen medizinischen Debattenfeld der Zeit. Unübersehbar ist die medizinische Neugier des Artikelschreibers: Verschiedentlich bedauert er, dass in früheren Zeiten keine wissenschaftliche Untersuchung bzw. Sektion stattgefunden habe, die „erbauliche Gedancken“ (Zedler 1739, Bd. 21, Sp. 489) hätte ergeben können. Derartige Äußerungen können darauf hinweisen, dass es sich um einen einschlägig erfahrenen und gebildeten Verfasser handelt. Laut Schneider (2013, S. 182) stammen vermutlich die meisten medizinischen Zedler-Artikel von dem Leipziger Stadtarzt Heinrich Winckler – womöglich ja auch der zur Mißgeburt. Der letzte Teil des Artikels behandelt rechtliche Fragen, insbesondere die Abgrenzung von Mensch und Tier betreffend, und liefert einige Literaturhinweise.

Im gleichen Jahr 1739 wird im Zedler-Folgeband Nr. 22 der Versehens-Diskurs weiter entfaltet und um drei wichtige neue Komponenten erweitert: Schuldthematik, Kasuistik, Therapie. Unter dem Lemma ‚Mutter-Mahl‘ indi-

ziert bereits der erste, definatorische Satz das weibliche Versehen als zentrale Ursache: „Ein gemeiniglich brauner Fleck, oder ein Gewächse, als eine Birne, Pflaume, Erdbeere ec. so denen kleinen Kindern im Mutter Leibe, wenn die Mütter etwas erschreckliches empfinden, oder ein allzu hefftiges Gelüsten nach ein und andern Dingen haben, abgebildet und mit auf die Welt gebracht wird.“ (Zedler 1739, Bd. 22, Sp. 1648) Als zitierte Autorität für dieses Konzept figuriert „derer meisten Aertzte und Naturkündiger Meinung“, nach welcher

die beständige Einbildung und Wiederholung dessen, was der Mutter begegnet, oder worauf die Schwangere ihre Gedanken fest gerichtet, da denn die Lebens-Geister mit solchen falschen Begriffen der Mutter gleichsam angefüllet, in Bildung der Frucht, solche Begriff der annoch zarten Frucht die Einbildungskraft der Schwangeren dem Kind ihre Begriffe gleich einen Wachs eindrücken sollen (Zedler 1739, Bd. 22, Sp. 1648).

Das weibliche Versehen erscheint als schuldhaftes Fehlverhalten insofern, als nicht nur passives Erschrecktwerden, sondern auch unangemessene Begierden – „allzu hefftiges Gelüsten“ (Zedler 1739, Bd. 22, Sp. 1648) – die Ursache sein können. Zinckes *Allgemeines Oeconomisches Lexicon* war wie gesagt das erste der hier betrachteten Werke, welches das Argument sexuell konnotierten Verschuldens in den enzyklopädisch-lexikographischen Diskurs eingebracht hatte.

Zedler fügt dann drei bekannte Fallgeschichten aus der tradierten Versehens-Kasuistik des 17. und 18. Jahrhunderts mit Literaturbelegen an, die, anekdotisch wiedergegeben und unbezweifelt, die These vom weiblichen Versehen bekräftigen sollen. Man liest die Geschichte der von einer Maulbeere getroffenen Schwangeren, deren Neugeborenes an eben der Stelle am Hals von einem maulbeerförmigen Mal gezeichnet ist; von der Frau, die sich beim Nähen des Namens ihres Mannes erschrickt, hinter das Ohr fährt und ein Kind gebiert, welches „seines Vaters Nahmen hinter denen Ohren abgebildet“ hat; schließlich von einer Heilerin, die schlangenähnliche Male am Körper trägt und mit ihrem Speichel Vergiftungen heilen kann (Zedler 1739, Bd. 22, Sp. 1648 f.).

Die Fälle werden, wie in medizinischer und literarischer Kasuistik üblich, als Kurznarrative präsentiert, wie das Beispiel der Maulbeergeschichte zeigen kann: Man findet eine Exposition von Personen und Setting („Eine hohe Weibes-Person hatte auf ihrem Halse [...]“); typische Erzähl-Adverbien wie „einsmahl“, „einesmahls“, „einmahl“; plastische Schilderungen (das Mal „hatte nicht allein die Farbe, sondern auch die Grösse [einer Maulbeere], gieng auch über das Fleisch heraus, als wenn sie ausgehauen wäre.“) sowie einen angedeuteten, wenn auch komprimierten Handlungsverlauf und Spannungsaufbau („Man eilete, den Maulbeer-Saft mit Fleiß abzuwischen, wie es denn auch gleich geschehen, und die Frau dazumall im geringsten nichts

spürete; aber das Kind, so bald es gebohren, brachte, wie gedacht, eine Figur der Maulbeere auf seinem Halse [...]“). Zedlers *Universal-Lexicon* übernimmt also aus der Versehens-Kasuistik nicht nur die Inhalte, sondern auch die erzählerische Form – und hebt damit gewissermaßen den narrativen Diskursmodus im lexikographisch-encyklopädischen Schreiben auf. In der häufig zitierten Maulbeergeschichte wird nicht zuletzt auch das Thema sexueller Schuld narrativ verhandelt, wenn auch indirekt: Das Objekt der Begierde ist in der Fallgeschichte ein Stück Obst – was im christlichen Kulturkreis grundsätzlich nicht als harmlos aufgefasst werden kann, sondern zwangsläufig den Deutungskontext von verbotener Begierde und weiblicher Sünde, von Eva, dem Apfel und den fatalen Folgen aufruft.

Besonders bemerkenswert erscheint, dass fast die Hälfte des ‚Mutter-Mahl‘-Artikels, nämlich beinahe die komplette zweite Spalte, der Therapie gilt – der „Cur“ (Zedler 1739, Bd. 22, Sp. 1649). Schneider (2013, S. 79), der 16 883 Zedler-Artikel zum Wissensbereich Medizin angibt, hebt genau diesen Anwendungsbezug des *Universal-Lexicons* am Beispiel medizinischer Artikel hervor: „Das Sachwissen der Schulmedizin wird in den Grundlagen vermittelt, mehr aber noch die therapeutischen Möglichkeiten von Badern und Chirurgen so erläutert, dass man die direkte Umsetzung gelegentlich auch Laien zutraut, wenigstens das Verständnis dafür.“ (Schneider 2013, S. 41)

Der Verfasser unterscheidet Präventivmaßnahmen und Behandlung; letztere soll vor allem mit verschiedenen menschlichen und tierischen Flüssigkeiten – Blut, Speichel, Exkrememente – gelingen. Interessanter noch erscheinen die präventiv zu beachtenden therapeutischen Hinweise. Sie lassen Rückschlüsse auf die intendierten Adressaten zu:

Und solche Bewahrungs-Cur ist, oder geschieht, wenn eine schwangere Frau erschreckt worden, oder ihr etwas auf den Leib gefallen, durch Verrichtung solcher Dinge, daß man sie nicht achtet, noch denenselben nachdencket, und sie etwas anders beredet und vorgebe, man habe ein höchst bewährte Arcanum wider solche Fälle, dann kan man ihnen geben vom *Antim. diaphor. simpl. Unje. marin.* 22. 3j. *Nitri depur. gr. IV, M*, sonderlich wenn sie erschreckt werden. Ist ihr etwas auf den Leib gefallen; so kan man solches zum Schein abwaschen oder ein Pflaster auflegen. (Zedler 1739, Bd. 22, Sp. 1649)

Die Kurempfehlungen zeugen von einem angestrebten geschlechterspezifischen Wissensvorsprung, mit dem ein Vorenthalten von Kenntnissen einhergeht. Adressiert werden Männer, die aktiv (be-)handeln sollen: Um die Schwangere, die sich womöglich versehen hat, zu beruhigen und das Ungeborene zu schützen, soll der Therapeut so tun, als versorge er die Patientin medizinisch. Empfohlen wird hier eine Strategie, die Schneider als typisch für das *Universal-Lexicon*, auch im Kontrast zur französischen *Encyclopédie*, ausmacht – und zwar die „Insistenz darauf, dass dem Patienten auch dort Recht gegeben werden solle, wo medizinisch keine Indikation vorliegt, wohl

aber Vertrauen in die Therapie gewonnen werden könne“, sogar im Sinne einer bewussten Nutzung von Vorurteilen der Patienten. Es gehe im Zedler weniger um „medizinische Erkenntnis“ als um „das für die Heilung nützliche Wissen“, wodurch – dies ist Schneiders noch an einer breiteren Quellenbasis zu verifizierende These – „Laieninteressen“ das „Expertenwissen“ modifizierten (Schneider 2013, S. 185).

Im vorliegenden Fall bedeutet diese therapeutische Strategie durchaus zweierlei: Nicht nur die beunruhigte Frau glaubt an das Versehen, sondern ja auch die zur Behandlung aufgeforderten Männer bzw. der ihnen hier ratende Schreiber. So legt es zumindest der Behandlungsvorschlag nahe, der sich andernfalls erübrigen würde. Das Therapeutikum ist gewissermaßen homöopathisch: Das wichtigste Gegenmittel gegen die Einbildungskraft der Frau ist eine andere Einbildung – ein Placebo.

Ein kurzer Vorausblick: 150 Jahre später verfasst ein schriftstellernder Arzt die bereits erwähnte Abhandlung *Vom Versehen der Schwangeren* (Berlin 1892). Preuss' gewissenhafte Darstellung des Versehens-Konzepts von der Antike an, die die Positionen Fachgelehrter ebenso berücksichtigt wie etliche Fallgeschichten, schließt mit therapeutischen Maßgaben. Diese weichen bemerkenswerterweise immer noch kaum ab von denjenigen in Zedler's *Universal-Lexicon* und auch in Krünitz' *Oekonomischer Encyclopädie*. Preuss plädiert für wissenschaftliche Beobachtung und praktisches Handeln im Sinne des So-tun-als-ob, des Was-wäre-wenn, des Gesetzt-den-Fall. Energisch statuiert er: „Die ganze Frage mit einem überlegenen, mitleidigen Lächeln abzuthun, entspricht weder der Wichtigkeit der Personen noch der Sache.“ (Preuss 1892, S. 49) Denn – so erklärt der Praktiker noch am Ende des 19. Jahrhunderts: „Jeder Arzt weiss, dass im Publikum und besonders bei den Frauen in allen Ländern der Welt, soweit sie uns bekannt, der Glaube an das Versehen felsenfest ist, und dass häufig genug gerade diejenigen, welche das ungläubige Lächeln des Gelehrten copiren, die gläubigsten Seelen haben.“ (Preuss 1892, S. 50)

Zum „wahren Arzte“ werde man, so Preuss' bemerkenswerte Überzeugung, nicht durch die richtige wissenschaftliche Erkenntnis, sondern durch die dem körperlich-seelischen Zustand der Patientin angemessenste therapeutische Verhaltensweise:

Die Thatsache selbst kurzer Hand zu negiren, wäre nicht angängig, da man ja sonst jeden vernünftigen Boden für eine entsprechende Prophylaxe verlöre, andererseits wird man sich natürlich zu hüten haben, die Frau in ihrer Furcht zu bestärken, vielmehr auf goldener Mittelstrasse durch beruhigenden Zuspruch und sonstiges moral treatment die ohnehin erregte Psyche zu besänftigen und die Folgen eines etwaigen Eindrucks zu verwischen suchen. Wenn bei irgend einer Veranlassung, so hat der Arzt hier Gelegenheit zu beweisen, dass ihm die Tugend eigen ist, die ihn erst zum wahren Arzte stempelt [...]. (Preuss 1892, S. 50)

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte,
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie,
und C. D. Hoffmann.



Zweihundert und vierzehnter Theil,
welcher die Artikel Vernunft bis Verpflegen enthält.
Mit Königl. Preuss. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1853.

In der Paull'schen Buchhandlung (Cruß Littaß).
(Subscriptionspreis 3 Thlr. Ladenpreis 4 Thlr.)

4.5 Debatte und Diskontinuität.

Der Versehens-Diskurs bei Johann Georg Krünitz: *Oekonomische Encyclopädie oder allgemeines System der Land-, Haus- und Staats-Wirthschaft* (242 Bde. 1773–1858)

Das bedeutendste ökonomische Kompendium der Aufklärungszeit ist Johann Georg Krünitz' *Oekonomische Encyclopädie*, die weit ins 19. Jahrhundert hineinreicht. Der lange Erscheinungszeitraum bringt unweigerlich mit sich, dass je nach Publikationszeit von 1773 bis 1858 ein anderer fachwissenschaftlicher Kenntnisstand über das weibliche Versehen aktuell war und gegebenenfalls in das Textkonvolut einging, verarbeitet, diskutiert und auch popularisiert wurde. Dementsprechend setzt Krünitz sich nicht nur deutlich intensiver, sondern auch ambivalenter als die bisher betrachteten Werke mit dem weiblichen Versehen auseinander.

Die Intensität der Auseinandersetzung zeigt sich auf verschiedene Weise. Erstens durch die Quantität: etliche Krünitz-Lemmata diskutieren viele Spalten lang die Macht weiblicher Einbildungskraft über die Physis des Ungeborenen. Zweitens durch die vielfachen und ausgiebigen Rückgriffe auf die tradierte Fallnarrativik, jene schon in der Antike bei Aristoteles, Hippokrates, Galen und Plinius nachweisbare „ausufernde Kasuistik“ (Dürbeck 1998, S. 156), die in der Frühen Neuzeit ausgeschrieben und um neue Beispiele ergänzt wurde. Drittens schließlich erweist sich die Intensität der Auseinandersetzung in einer markanten eigenen wissenschaftlichen Positionierung bzw. der Intention, die medizinische Fachdebatte mitzugestalten.

Relevant für Krünitz' Versehens-Diskurs sind, in alphabetischer und chronologischer Abfolge, folgende Lemmata: ‚Feuer-Mahl‘, ‚Hasen-Scharte‘, ‚Leibes-Frucht‘, ‚Mißgebären‘, ‚Mißgeburt‘, ‚Muttermahl‘, ‚Versehen‘ (Krünitz 1778, Bd. 13, S. 241 f.; 1782, Bd. 22, S. 189 f.; 1797, Bd. 72, S. 1–74; 1803, Bd. 91, S. 486–498, S. 498–505; 1805, Bd. 99, S. 370–398; 1853, Bd. 216, S. 1 f.).

Das ‚Feuer-Mahl‘ (Krünitz 1778, Bd. 13, S. 241) wird im Jahr 1778 noch ganz traditionell durch Erschrecken, Begehren und Berühren eines Objekts erklärt. Krünitz weicht nicht von den lexikographischen Vorgängern der 1730er und 1740er Jahre ab bzw. schreibt sie sogar gründlich aus. Therapiemaßnahmen finden Raum: Bewährte Gegenmittel werden teils von Zincke übernommen, mit dessen Erläuterungen zum Feuermal ohnehin weite Teile des Krünitz-Artikels übereinstimmen, nämlich besagte in Bier eingekochte Pflirsichbaumwurzel. Teils schreibt Krünitz aber auch Zedlers *Universal-Lexicon* aus, welches Zedernholzöl empfiehlt; auch hier stimmen die Passagen größtenteils wörtlich überein (Zedler 1734, Bd. 9, Sp. 760).

Im Jahr 1805, also gute 25 Jahre später, nutzt Krünitz unter dem Lemma ‚Muttermahl‘ dann die Gelegenheit, ironisch auf derartige Hausmittel gegen

Feuermale zu reagieren, und zwar im Rahmen eines immerhin auch schon aus den 1770ern stammenden, jetzt erst aufgegriffenen Zitates. Nicht nur hier, an diesem Beispiel für Selbstkorrektur enzyklopädischen Schreibens, offenbart sich, dass es sich beim Krünitz um ein über einen extrem langen Zeitraum von diversen Verfassern zusammengestelltes Werk handelt, welches als Speichermedium disparat-vielfältigen, uneinheitlichen Wissens fungiert. Als eine Art Wissenssteinbruch, bei dem immer neue, andere Schichten zum Vorschein kommen.

1782 erscheint der Krünitz-Artikel zur ‚Hasen-Scharte‘ (Krünitz 1782, Bd. 22, S. 189), welche jedoch nicht auf weibliches Versehen zurückgeführt, sondern lediglich phänomenologisch beschrieben wird. Fündig wird man hingegen in dem ausladenden, 75 Seiten umfassenden Artikel ‚Leibes-Frucht‘ (Krünitz 1797, Bd. 72, S. 1–74). Hier kommt das weibliche Versehen erstmals in der *Oekonomischen Encyclopädie* ausführlich zur Sprache. Es handelt sich um die bei weitem umfangreichste Auseinandersetzung mit dem weiblichen Versehen überhaupt, die im lexikographischen und enzyklopädischen Diskurs des 18. Jahrhunderts nachzuweisen war.

Die vielstimmige Auseinandersetzung, die Krünitz führt, zitiert etliche an der zeitgenössischen Debatte beteiligte Persönlichkeiten und Texte: Traktate und Journalbeiträge von Gelehrten, Erfahrungsberichte von praktischen Ärzten oder auch gutachterliche Verlautbarungen staatlicher Institutionen wie die des königlich preußischen Ober-Collegiums zu Berlin. Neben präzise belegten Zitaten finden sich auch aus der Erinnerung und daher womöglich ungenau referierte Aussagen – „In einem neuern sehr beliebten Journal las man neulich eine seltene Anekdote, wo von zwey weißen Aeltern hohen Hauses eine förmliche Mohrinn geboren, und des Auffallenden wegen wahrscheinlich ins Kloster war gesteckt worden. (S. *Thalia*, St. 10, wo ich nicht irre.)“ – oder auch mündliche Quellen: „Eben dieses hat mir ein holländischer Offizier, welcher sich lange in beyden Indien aufgehalten, aus eigener Erfahrung ganz treuherzig versichert.“ (Krünitz 1797, Bd. 72, S. 30).

Das Ich des Artikelschreibers tritt nicht nur hier als Diskursverwalter, als Sammler und Ordner der Erfahrungen, Überzeugungen und Meinungen deutlich hervor. Es ergreift sogar als mitredende wissenschaftliche Stimme offensiv Position im Wissenschaftsstreit, wenn es erklärt: Den „Fall, daß die lebhaftige Einbildungs-Kraft solche vollkommene körperliche Aehnlichkeiten bilden könne, läugne ich gänzlich, und zwar aus folgenden Gründen“ (Krünitz 1797, Bd. 72, S. 25). Anschließend listet der Verfasser seitenlang Argumente, durchnummeriert von 1 bis 7, gegen die Macht weiblicher Einbildung über die Physis des Ungeborenen auf. Nicht nur zitiert er stärkende Gewährleute für seine eigene Skepsis – außer Blondels initiatorischer Schrift beispielsweise Christian Rickmanns schon im Titel Partei ergreifendes Traktat *Von der Unwahrheit des Versehens und der Hervorbringung der Muttermable durch*

die *Einbildungskraft* (Jena 1770). Er führt auch immer wieder die Argumente der „Gegner“ an, womit er die Befürworter des Versehens-Konzepts meint. Wie Zedler greift Krünitz Malebranches neurophysiologische Theorie auf, die „den Vorgang des Versehens mit der Kommunikation zwischen den Nerven der Mutter und denen des Fetus“ (Nestaval 2004, S. 53) erklärt, bestreitet diese aber zugleich: Es gebe „keine unmittelbare Gemeinschaft“ (Krünitz 1797, Bd. 72, S. 26) beider, und auch die Nabelschnur sei keine Nervenbahn.

Hier kann nicht auf die Fülle an Argumenten und Einwänden eingegangen werden, die Krünitz gegen das weibliche Versehen in Stellung bringt. Hervorzuheben ist seine Diskursstrategie, die außer auf der Referierung an der Debatte beteiligter Autoritäten auf einer weiteren Säule ruht: einer weitverzweigten, intensiv ausgeschrieben Kasuistik. Häufig werden die Fälle dabei in konzentrierten, zum Teil hypotaktisch verschachtelten Kurzberichten wiedergegeben und deutlich als Fallbeispiele markiert:

Ein Mann zitterte beständig an den Händen, weil der Mutter, als sie mit ihm schwanger war, ein großes Unglück begegnet ist, indem ihr Mann erstochen wurde, worüber sie vor Schrecken und Entsetzen gezittert hat.

Bey einer andern Person nahm man an einer Hand nur zwey Finger wahr, weil sich die Mutter an der Schere von einem See-Krebs versehen hatte.

Man findet auch Beyspiele, daß ein Kind einen verstümmelten Arm bekommen hatte, weil die Mutter unter der Schwangerschaft über einen Bettler erschrocken war, der einen solchen verstümmelten Arm hatte. (Krünitz 1797, Bd. 72, S. 23)

Daneben gibt es narrativ wesentlich stärker ausgestaltete Fall Erzählungen, etwa die bekannte Maulbeergeschichte, die neben zahlreichen Beispielen missgestalteter und verstümmelter Kinder referiert wird: „Ein vornehmes schwangeres Frauenzimmer gieng unter einem Maulbeer-Baume spazieren, und es trägt sich dabey zu, daß eine Maulbeere herunter, und ihr gerade auf die Spitze der Nase fällt; hiervon bekommt das Kind auf der Spitze seiner Nase eine Maulbeere, welche die vollkommene Gestalt und Farbe dieser Frucht hatte.“ (Krünitz 1797, Bd. 72, S. 23)

Die Zirkulation von Erzählmustern zwischen Medizin und Literatur (Vasset 2013) ist hier evident: Typische Erzählformeln („es trägt sich dabey zu“) und das historische Präsens („bekommt“) transformieren den medizinischen Fall in eine spannende Geschichte. Es stellt sich die Frage, wozu dieser narrative Spannungsaufbau im Rahmen enzyklopädischen Schreibens dienen soll, welches doch entschieden nicht der Belustigung, sondern der Belehrung des Lesers dienen soll: Wenn man die Enzyklopädie in der frühneuzeitlichen Ästhetik von Lust und Nutz, von *prodesse* und *delectare* verorten soll, tendiert sie mit ihrer Programmatik der Wissensspeicherung und -vermittlung her doch klar zum Nutzen. Vielleicht ist diese intentional zugespitzte Frage aber einfach falsch gestellt. Dass Narrative als tradierte Muster medizinischer und literarischer Kasuistik auch in Enzyklopädie und Lexikographie eingehen

und dort aufgehoben werden, sagt in erster Linie etwas aus über die Diskursstruktur jener Genres. Diese integrieren eben noch bis ins 19. Jahrhundert hinein verschiedene Diskursmodi. Neben dem *deskriptiven* Diskursmodus, der sich in der Moderne als dominant und normgebend für die Textsorten Lexikon und Enzyklopädie etabliert hat, verwenden sie auch den *argumentativen* – dies zeigte die vielstimmige Versehens-Debatte im Krünitz – sowie den *narrativen* Diskursmodus, was zum Beispiel die Fallgeschichten bezeugen. Bei der Vermittlung des Wissensbestandes zum weiblichen Versehen synthetisiert die Enzyklopädie heterogene Diskursmodi.

Und doch, manch anekdotisch ausgefeilte Fallgeschichte geht mit ihrem narrativen Überschuss zweifellos über die dominante Wissensbildungsfunktion des Gesamttextes hinaus. Die Vermittlung von Wissen tritt zurück hinter eine unübersehbare Lust am Erzählen:

Ein Bauer wurde von seinem Herrn den Tag nach der Hochzeit spaßhaft gefragt: ob er einen Knaben fertig habe? Der Bauer antwortete: *Halb, Herr Amtmann!* Seiner jungen Frau erzählte er die Frage, und seine vermeintlich witzige Antwort; bediente sich auch, um seinen Witz anzubringen, bey der nächsten Liebkosung des Ausdruckes: er wolle nun die andere Hälfte fertig machen. Die Frau machte sich häufige Ideen von halben Knaben, und brachte einen halben Knaben zur Welt, der zwey Lenden, gar keine Beine, und nur den linken Arm hatte, den rechten aber nur bis an den Elbogen, übrigens aber gesund und munter war und blieb, auch, ungeachtet der einen fehlenden Hand, ein Schneider ward. (Krünitz 1797, Bd. 72, S. 24)

Die umfangreichen Ausführungen des ‚Leibes-Frucht‘-Artikels, einschließlich der die Wissensvermittlung transzendierenden Anekdotenerzählungen, versammeln Wissen zum weiblichen Versehen in größtmöglicher Vollständigkeit. Das impliziert keineswegs zugleich eine intendierte Bestätigung dieses Wissens. Der Verfasser hat seine Skepsis gegenüber der Macht weiblicher Imaginationskraft auf das Ungeborene – er spricht gar von ‚gänzlichem Lügen‘ – ja bereits unmissverständlich klar gemacht. Und er zementiert seine kritische Position nicht nur durch Referieren wissenschaftlicher Autoritäten, sondern verwendet auch die von ihm so ausgiebig heranzitierte Kasuistik nicht selten dazu. Deren Funktion geht nämlich weit über die der bislang in dem enzyklopädisch-lexikographischen Diskurs integrierten Fallerzählungen hinaus: Fälle werden im Krünitz-Artikel zur ‚Leibes-Frucht‘ einerseits zwar als tradierte Exempel weiblichen Versehens wiedergegeben und durch derartige nochmalige textuelle Präsenz gleichsam wieder(ge)holt. Andererseits werden sie aber auch vielfach durch eine anschließende kritische Widerlegung dekonstruiert.

Signifikant für eine derart kritisch-dekonstruktive Strategie kasuistischen Erzählens ist die Wiederholung einer der berühmtesten und meistzitierten Fallnarrationen und ihre anschließende Widerlegung: Nicolas Malebranches

Erzählung von der Schwangeren und ihrem geräderten Neugeborenen, wie sie auch in der deutschen Übersetzung *Malebranche von der Wahrheit, oder von der Natur des menschlichen Geistes und dem Gebrauch seiner Fähigkeiten um Irthümer in Wissenschaften zu vermeiden; sechs Bücher, aus dem französischen übersetzt, und mit Anmerkungen herausgegeben von einem Liebhaber der Weltweisheit* (Malebranche 1776, Bd. 1, S. 232 f.) nachzulesen ist. Malebranche „vermerkte den Fall einer Schwangeren, die die Exekution eines Verbrechers an einem Rad beobachtete und schließlich ein Kind mit Knochenfraktur an den gleichen Stellen gebar, wie sie der zuvor Geräderte aufwies“ (Nestaval 2004, S. 53, Fn.). Für den Verfasser des Krünitz-Artikels dient gerade jenes von Malebranche als quasi-empirischer Beleg für das weibliche Versehen ins Feld geführte Fallbeispiel als Gegenbeweis gegen das fragliche Konzept, und zwar aufgrund der Nichtplausibilität einer solchen Kausalität in einer wohlgeordneten göttlichen Schöpfung: So pervers könne Gott die Sache einfach nicht eingerichtet haben, argumentiert der leidenschaftliche Kritiker:

Eine solche Einrichtung, wodurch die Einbildungs-Kraft so viel Macht besitzt, widerspricht den vollkommensten Absichten des Schöpfers. Eine schwangere Frau, welcher es aus gütigem Mitleiden sehr nahe gegangen war, als man einen Missethäter, welcher gerädert werden sollte, zum Gerichts-Platz führte, soll darauf ein Kind geboren haben, dessen Knochen an denen Gegenden zerbrochen waren, welche man einem Uebelthäter mit dem Rade zu zerstoßen pflegt, und in solchem Zustande soll es bis ins 20ste Jahr gelebt haben. Diese arme gütige, zärtliche und mitleidige Frau hätte also ihr Kind durch ihre Einbildungs-Kraft gerädert! (Krünitz 1797, Bd. 72, S. 29)

Zahlreiche weitere Fallbeispiele aus der Literatur werden erzählt und dann kritisch hinterfragt – das Erzählen von Beispielen selbst wird problematisiert, da es falsche Überzeugungen verstärken könne: „man erzählt dabey viele Beyspiele von der Wunder-Kraft der Einbildung, und so wird dieses Vorurtheil immer mehr fortgepflanzt.“ (Krünitz 1797, Bd. 72, S. 45) Obwohl kasuistisches Erzählen einen integrativen Bestandteil des enzyklopädischen Schreibens ausmacht, wird es also zugleich kritisch hinterfragt in seiner Funktion als zuverlässiges Wissensmedium. Ebenso unzuverlässig für die Konstituierung sicheren Wissens erscheinen die *Erfahrung* und damit die subjektive Wahrnehmung:

Doch nicht alles, was man erzählt, ist wahr, nicht alle Erfahrungen sind zuverlässig; vieles Wahre hält man für falsch; vieles Falsche für wahr; man beobachtet nicht immer mit kaltem Blute; man glaubt oft mehr zu sehen, als man sieht; oft redet man von Dingen, die man nicht gesehen hat, als hätte man sie gesehen, und denkt, sie könnten nicht anders seyn, als man sich einbildet, oder als ein eingenommener Unwissender es uns vorsagt. So gieng es oft mit den Mutter-Mählern; die Einbildungs-Kraft sahe vieles, was man ohne Vorurtheil für die alte Meinung niemahls wahrgenommen hätte. Viele solche Mutter-Mähler, von

welchen der gemeine Mann sagt, sie gleichen einer Maus, einer Kirsche etc. hatten, bey genauer Untersuchung, nicht die geringste Aehnlichkeit mit solchen Gegenständen. (Krünitz 1797, Bd. 72, S. 44)

Erzählen und Erfahrung: genau gegen diese beiden Erkenntnismittel argumentiert auch der in Krünitz' ‚Muttermahl‘-Artikel ausgeschriebene Mediziner und Versehens-Kritiker Weiz. Er kritisiert beide als unzuverlässig. Seine Worte bezeugen im Umkehrschluss, wie viel Gewicht gerade der „Geschichte“ und den „Erfahrungen“ von Befürwortern des Versehens zugesprochen wird:

Die Muttermäher, spricht man, sind nichts anders, als Früchte und Wirkungen der Einbildungskraft schwangerer Damen. Und aus welchem Grunde? „Darum, weil Geschichte und Erfahrungen es lehren, und was diese beweisen, das kann niemand leugnen, als ein Hypochondrist, ein wunderlicher Mann, oder sonst jemand, der irgendwo nicht recht verwahrt ist“ [...]. Allein was beweisen nun solche Vorfälle und Beyspiele eigentlich? (Krünitz 1805, Bd. 99, S. 373)

Zurück zum ‚Leibes-Frucht‘-Artikel: Die komplexen Verstrickungen von Erzählung, Erfahrung und Erkenntnis im Wissensbildungsprozess auseinanderzuhalten ist just das aufklärerische Ziel, mit dem er geschrieben ist. Energisch weist der Verfasser epigenetische Erklärungsmodelle von sich. Am Rande sei notiert, dass die Idee der Epigenese, nicht von vornherein vorhandene Strukturen bei der Entwicklung des Organismus entstünden nachträglich, im 18. Jahrhundert zugunsten der Präformationslehre abgelehnt wurde, sich dann aber im 19. Jahrhundert wieder durchgesetzt hat, und zwar bis heute. In der *Oekonomischen Encyclopädie* wird die Epigenese an einem besonders zugespitzten Beispiel weiblichen Versehens regelrecht ad absurdum geführt:

[...] Ja, man erzählt viele Geschichten, die ganz unmöglich sind. Eine Frau gebiert ein Kind ohne Arme und Beine; sie erinnert sich, daß sie etwa einen Monath vorher auf den Arm sey geschlagen worden, oder daß sie zugesehen habe, wie einem die Hand abgehauen wurde; wer kann wohl glauben, daß die Einbildungs-Kraft in der Geschwindigkeit eine solche chirurgische Operation vornehmen, und Arm und Beine abnehmen könne? (Krünitz 1797, Bd. 72, S. 45)

Auch den Fall missgestalteter Tiere behandelt Krünitz. Anders als Zincke, der daran ebenso unkritisch wie begeistert biopolitische Experimente im Sinne einer besonders erfolgreichen Viehzucht durchspielt – „[...] so kan man daraus bey der Vieh-Zucht die herrlichsten Vortheile, allerhand schöne Arten, z. E. in Stutereyen, im Hüner-Vieh, in Schaafen, im Rind-Vieh zu bekommen, lernen und anbringen“ (Zincke 1744, Bd. 2, 1899) –, dient die Vorstellung, dass auch Tiere und Pflanzen sich versehen könnten, hier lediglich als Ziel-scheibe sarkastisch-spöttischer Phantasien, die von blauen Ziegen und grünen Eseln erzählen. Der Zincke-Vorschlag mit den „Stutereyen“ wird von Krünitz als reale biopolitische Praxis erwähnt – und natürlich abgelehnt: „Indessen scheint es eine Folge von diesem Irrthume zu seyn, daß man bisweilen in

den Stutereyen, um schöne Pferde zu bekommen, dem Mutter-Pferde Bilder von solchen Pferden, als man sich wünscht, vor die Augen stellt. Allein, viele vernünftige Pferde-Verständige halten sehr wenig davon, und versichern, daß es darauf gar nicht ankomme.“ (Krünitz 1797, Bd. 72, S. 42) Dass die „Einbildung des brütenden Huhnes“ das Küken beeinflussen könne, wird mit dem Argument bestritten, dass auch andere Wärmequellen das Ausbrüten bewerkstelligen können: „Man wird aber doch hoffentlich dem Miste, oder dem Ofen, oder dem Wasser-Dunste, keine Einbildungs-Kraft zuschreiben“ ... (Krünitz 1797, Bd. 72, S. 43)

In die gleiche Richtung und ebenso ironisch wird hinsichtlich von Pflanzen argumentiert, diesmal unter Zuhilfenahme eines Zitats: „Ich sahe im vorigen Jahre einen Kirsch-Baum,“ sagt *Weickardt*: „woran viele Kirschen mit krummen Stielen hiengen. Das muß wohl auch ein Mutter-Mahl an dem Kirschen-Stiele gewesen seyn; vielleicht hat sich der Baum an einem krummbeinigen Kerl versehen, da er eben in der Blüthe stand?“ (Krünitz 1797, Bd. 72, S. 43)

Die Ausführungen zur Leibesfrucht, die hier ausführlich vorgestellt wurden, dienen mehreren anderen Krünitz-Artikeln als Referenz. Das Lemma ‚Mißgeburt‘ von 1803 (Krünitz 1803, Bd. 91, S. 498–505) bezieht sich per Querverweis auf jene älteren Ausführungen zum weiblichen Versehen. Damit wird das dort gespeicherte Wissen integriert und erneut genutzt – allerdings nicht ohne es zu modifizieren. Zunächst wird der distanzierende, skeptizistische Gestus des ‚Leibes-Frucht‘-Artikels zwar aufgegriffen; man sei, heißt es unter ‚Mißgeburt‘ im Jahr 1803, „[w]eit entfernt, den alten Märchen von lebenden, herumlaufenden, oder wohl gar sogleich nach der Geburt in der Stube herumfliegenden Mondkälbern, und den ehemahls sogenannten Teufelsgeburten, Glauben beyzumessen [...]“ (Krünitz 1803, Bd. 91, S. 500). In dieser Passage bedient sich der Verfasser ganz offensichtlich (Dank an Urte Helduser für den Hinweis!) der Worte Johann Peter Franks (1745–1821), des Wiener Medizinprofessors und großen Vorreiters von Sozialmedizin und öffentlicher Hygiene. Der zweite Band von dessen Haupt- und Standardwerk *System einer vollständigen medicinischen Polizey* (1779–1819), das verschiedentlich neu aufgelegt wurde und über einen langen Zeitraum anwuchs, ist überschrieben mit: *Von der außereheligen Zeugung, dem geflissentlichen Mißgebühren und andern Mißhandlungen der uneheligen Kinder, von der physischen Erziehung des Neugebohrnen bis zum erwachsenen Bürger* (1780). Dort erklärt Frank:

So selten die Mißgeburten seyn mögen: so ist doch ihre genaue Untersuchung für das gemeine Wesen und für die gerichtliche Arzneiwissenschaft von einer sehr großen Wichtigkeit. Weit entfernt, den alten Märchen von lebenden, herumlaufenden, oder wohl gar sogleich nach der Geburt in der Stube herumfliegenden Mondkälbern, und den Teufelsgeburten, Glauben beizumessen, muß man doch alle Mahl zugeben, daß in Rücksicht der Erbfähigkeit solcher Kinder, sowohl als in Betreff ihrer Entstehungsart, und dann auch besonders der ihnen zu erthei-

lenden oder zu verweigernden Taufe, eine zeitliche Untersuchung äußerst nöthig werde: nicht viel von dem großen Nutzen zu reden, welchen die Physiologie und Naturlehre daraus schöpfen kann. (Frank 1804 [1780], Bd. 2, S. 190).

Frank nimmt hier die Position des skrupulös prüfenden, grundsätzlich skeptischen Wissenschaftlers ein, wenn er die genaue medizinische Untersuchung von Missgeburten als ebenso unabdingbar für die Ursachenforschung wie für die rechtliche Behandlung beurteilt. Der Verfasser des Krünitz-Artikels zur Missgeburt seinerseits kommt zu einem Kompromiss: Auch wenn den alten Märchen von der wirkenden mütterlichen Einbildungskraft keine Glaubwürdigkeit mehr zukomme, seien nichtsdestoweniger, angesichts der doch vorhandenen Erfahrungen, Vorsichtsmaßnahmen nicht zu verachten. Man wählt besser die sichere Seite, bis Genaueres gewusst werden kann. Eine pragmatisch-kluge Strategie des Handelns, mit der das Lexikon nicht als Wissensvermittler, sondern als praktischer Ratgeber agiert:

Es ist zwar ausgemacht, daß sehr viele Frauenzimmer während ihrer Schwangerschaft großen Schrecken, Furcht, Eckel und andere Gemüthsbewegungen über ungestaltete, schreckhafte und andere Dinge, die ihnen unerwartet vor Augen kamen, empfunden, und doch sehr gesunde und wohlgebildete Kinder ohne alle Fehler geboren haben. (S. im Art. *Leibesfrucht*, Th. 72, S. 39 fl.) Da es indessen nicht an häufigen Erfahrungen vom Gegentheile fehlt (s. daselbst, S. 23 fl.), so muß man, ohne sich über die Theorie der Einwirkung des Schreckens und anderer Gemüthsbewegungen auf die Leibesfrucht zu streiten, als Vorsicht für Schwangere und Mütter folgenden Rath ertheilen, um dem Einflusse schreckhafter Gegenstände wo möglich zuvor zu kommen. Wenn eine Schwangere sich als eine zum Schrecken und Eckel oder Empfindlichkeit gegen das Seltene Geneigte kennt: so muß sie sorgfältig alle Gelegenheit vermeiden, wo ihre Einbildungskraft in Bewegung kommen könnte. (Krünitz 1803, Bd. 91, S. 502)

Nicht nur der ‚Mißgeburt‘-Artikel von 1803 setzt einen Querverweis auf die ausführliche Debatte, die 1797 unter dem Lemma ‚Leibes-Frucht‘ geführt wurde, sondern auch der ‚Muttermahl‘-Artikel aus dem Jahr 1805. Nur kurz skizziert er Streit und Uneinigkeit über die Entstehungsgründe von Muttermalen. Früher habe man allgemein die mütterliche Einbildungskraft als Ursache angesehen, jetzt aber wollten viele das bestreiten, vor allem wegen der Gegenbeispiele: Unerschrockene Mütter gebären Kinder mit Leberflecken, schreckhaft-phantasievoll hingegen makellose (Krünitz 1805, Bd. 99, S. 370–371).

Den größten Teil des Artikels kommt dann der erwähnte Naumburger Arzt Friedrich August Weiz zu Wort, mit seinen über dreißig Jahre zuvor publizierten Thesen zum weiblichen Versehen. Bei ihnen handelt es sich um amüsant zu lesende, launig-kluge Einwürfe eines skeptischen Arztes, der nicht glauben will, dass Schwangere „bey jedem minder angenehmen Anblicke einer Sache, bey jedem verwünschten Quark, bey welchem man entweder Gott

oder den Teufel ruft, für ihre Frucht zu zittern“ haben (Krünitz 1805, Bd. 99, S. 371 f.). Eine Überzeugung, die er als ganz allgemein verbreitet beschreibt. Im Volk und auch unter Gelehrten sei dies „ausgemacht“ (Krünitz 1805, Bd. 99, S. 372), erklärt Weiz, vor allem aber unter den schwangeren Frauen selbst. Diese, seine „Freundinnen“, spricht er vor allen anderen an; im Gegensatz etwa zum Zedler hat der im Krünitz referierte Medicus also durchaus auch eine weibliche Leserschaft vor Augen, die er charmant, aber unbeirrt von ihrem Irrtum zu überzeugen versucht. Für ihn ist das Versehen „eines der garstigsten medicinischen Vorurtheile“ (Krünitz 1805, Bd. 99, S. 374).

Weiz' Argumente lauten unter anderem: Muttermale „entstehen 1) auch ohne Zuthun der weiblichen Vorstellungskraft; 2) oftmahls erst lange nach der Geburt; und 3) ist die lebhafteste Idee, mit dem größten und plötzlichsten Schrecken verbunden, zuweilen nicht vermögend, sie hervorzubringen“ (Krünitz 1805, Bd. 99, S. 376). Weiz leugnet nicht eine irgendwie geartete Einflussnahme der mütterlichen Konstitution auf das Kind über die Nerven. Er weist Malebranches neurophysiologische Vorstellung einer Verbindung also nicht grundsätzlich ab, lässt sie aber im bislang Unerklärlichen (Krünitz 1805, Bd. 99, S. 382). Es folgen dann, immer noch nach Weiz, einige der typischen Anekdoten und Histörchen vom Versehen, die er zum Teil lächerlich und unwahrscheinlich nennt (beispielsweise Rochen oder Kaninchen gebärende Frauen). Zum Teil nennt er sie aber auch, wenn sie von glaubwürdigen Ärzten geprüft wurden, bedenkens- und überprüfenswert, so etwa den Maulbeerenfall – eine bei Krünitz also erneut reproduzierte Geschichte –, die eierlegende Frau etc. (Krünitz 1805, Bd. 99, S. 385 f.). Und Weiz selbst ist ja wie erwähnt als praktischer Mediziner aktiv beteiligt an der kritischen Überprüfung des fraglichen Phänomens, und zwar mit eigenhändigen Experimenten „bey mehr als zehn schwangern Frauenzimmern, und auch sogar bey meiner eigenen Frau“ (Krünitz 1805, Bd. 99, S. 378 f.). Seine eigene, von der Vernunft geprüfte Erfahrung wertet der Mediziner als eine von mehreren „Einwendungen gegen den Glauben an die mahlerische Kraft der weiblichen Einbildungskraft“ (Krünitz 1805, Bd. 99, S. 377) – und dokumentiert seine Experimente in Form einer subjektiv gehaltenen, heiter geplauderten Ich-Erzählung mit stark dialogischem, leser(innen)zugewandtem Charakter:

Ich habe seit mehreren Jahren Versuche bey schwangern Frauenzimmern angesetzt, welche bereits Kinder mit Muttermählern hatten, mit Muttermählern – wohl zu merken – die sie selbst für Geschöpfe ihrer Vorstellungskraft hielten, und wobey sie die dazu gehörigen Histörchen noch bis auf diese Stunde zu erzählen wissen. [...] Eine hochschwängere Freundin, welche ich wegen meiner praktischen Unhöflichkeit hiermit öffentlich noch einmahl um Vergebung bitte, war die erste, bey welcher ich den ersten meiner Versuche anstellte. Sie hatte bereits einen Sohn, der mit einem gelben Muttermahle versehen war, welches

ihm heißes einer Bratpfanne entsprungenes Fett, wie Sie, geehrteste Freundin, noch bis diese Stunde meinen, zuwege gebracht haben soll. In der zweyten Schwangerschaft dieser Dame machte ich eigentlich mein Experiment. Ich hatte in ihrem Hause Ansehen genug, um etwas zu wagen, und war aus Wißbegierde vielleicht plumper, als ich seyn sollte, um es wirklich zu thun. Eines Tages, da ich in ihrer Gesellschaft speisete, fand ich sie nach Tische von ungefähr in einem Lehnstuhl zurückgelehnt, und mit kreuzweise über einander gelegten Armen schlafend. Ich rauchete eben, mit Respect zu sagen, Tabak, und bediente mich dieser männlichen Gelegenheit, ihr ein grausames Compliment zu machen, indem ich ihren linken Arm mit dem heißen Kopfe meiner Pfeife berührte. Sie fuhr, wie man denken kann, mit Schrecken empor, und griff nach der beleidigten Stelle mit der rechten Hand, die sie vielleicht – ich bin nicht gut dafür – gegen den Beleidiger gebraucht haben würde, wenn ich nicht zu rechter Zeit ausgewichen wäre. Da ich nun einmahl die Courage gehabt hatte, die ein Arzt allemahl haben muß, wenn er, wie Herophilus, an lebendigen Personen Versuche machen will: so bat ich um Pardon, und suchte die Dame zu besänftigen, so gut ich konnte; welches sie aber durchaus nicht eher an sich kommen ließ, als bis ich sie mit einer beklagenden Miene in der Furcht bestärkt hatte, daß ihr Kind nunmehr allerdings ein häßliches Muttermahl am Arme auf die Welt bringen würde. Das Kind kam endlich wirklich mit einem runden schwarzen Mahle. Es saß aber nicht auf dem linken Arme – ihre Einbildungskraft muß sich in der Geschwindigkeit versehen haben – sondern an einer gewissen andern Stelle, die ich heute nicht nennen mag. Weil mir nun die Einbildungskraft dieser Mutter zur Verfertigung der Mähler außerordentlich geschickt zu seyn schien, so konnte ich mich nicht enthalten, bey ihr noch einen Versuch zu machen. Sie war zum dritten Mahl hochschwanger, als ich ihren Bruder glücklich beredete, ihr auf einem Spaziergange im Garten unversehens eine kleine tode Maus in den Busen zu werfen. Diese Expedition gieng ebenfalls nach Wunsche von statten. Sie erschreck, schrie, erkannte greifend die Maus, und warf sie mit Abscheu von sich. Ich wählte für diesmahl eine Maus, weil sich die Einbildung der Schwangeren, wie man sagt, auf den Abdruck dieser Thiere am besten verstehen soll. Endlich kam die Schwangere nieder, und brachte eine Tochter zur Welt, und – weiter gar nichts. (Krünitz 1805, Bd. 99, S. 377 f.)

Die bisherigen Befunde erweisen Krünitz' *Oekonomische Encyclopädie* als das Kompendium, welches sich am deutlichsten vom Glauben an die gestaltbildende Kraft mütterlicher Imagination distanziert: durch Zweifel und teilweise entschiedene Ablehnung. Angesichts der Erscheinungszeit – die bisher geprüften Artikel entstammen Bänden aus den Jahren 1778 bis 1805 – verwundert das nicht. Als dann endlich im Jahr 1853, ein halbes Jahrhundert später, der Krünitz-Band mit dem Lemma ‚Versehen‘ erschien, findet man dort folgenden Eintrag:

Versehen ist auch die Bezeichnung einer nicht abzuleugnenden Thatsache, die bei schwangeren Frauen vorkommt, wenn die gewaltsam aufgeregte Phantasie gewisse lebendige Eindrücke auf sie macht, deren Folgen sich sichtbar auf die

Leibesfrucht übertragen. Hierher sind namentlich die Fälle zu rechnen, wo der die Mutter heftig ergreifende Anblick von Mißgestalten mannigfacher Art in dem Kinde ähnliche Mißgestaltungen hervorgerufen hat. (Krünitz 1853, Bd. 216, S. 1 f.)

Man reibt sich verwundert die Augen. Der Verfasser des Artikels erklärt das „Factum des Versehens“ zu etwas, das „wohl außer allem Zweifel“ steht; diejenigen, die es „zu leugnen und wegzudemonstrieren bemüht“ gewesen seien, würden „zu viele Thatsachen, von achtbaren, unbefangenen Männern beobachtet“, ignorieren (Krünitz 1853, Bd. 216, S. 2).

Wie lässt sich das erklären? Zum einen zeigt sich hier ganz deutlich, dass das Konzept des weiblichen Versehens mitten im 19. Jahrhundert, über 125 Jahre nach Blondels initialer Infragestellung, noch virulent ist und in einem anerkannten, wissenschaftlich ambitionierten enzyklopädischen Werk ernsthaft vertreten wird – ungeachtet aller zwischenzeitlichen Versuche seiner Widerlegung und Bekämpfung im 18. Jahrhundert. Dies zeigt: Auch wenn, durchaus zutreffend angesichts der diskursiven Höhepunkte und Verwerfungen, von einem epistemischen Umbruch in der Geschichte des Wissens vom Versehen im Zeitalter der Aufklärung gesprochen werden kann, ist dennoch keine klare Zäsur im medizinischen Wissen über den Zusammenhang von mütterlicher Imaginationskraft und physischer Entwicklung ungeborener Kinder festzustellen.

Zum anderen muss man, wenn man insbesondere die intratextuelle Widersprüchlichkeit des Krünitz'schen Versehens-Diskurses erklären möchte, die Disparatheit des gespeicherten und präsentierten Wissens als genretypisch wahrnehmen. Der lange Erscheinungszeitraum des ausladenden Compendiums, die Vielzahl der Beiträger, welche je unterschiedliche Wissensstände, Bildungshintergründe, Weltanschauungen besaßen, kombiniert mit dem Fehlen eines gleichbleibenden Herausgebers und seiner Auctoritas, führen notwendig zu einer Diskontinuität der Wissensbestände. Das Medium Enzyklopädie selbst ist widerspenstig und widersetzt sich durch seine Struktur der kontinuierlichen Wissenstradierung. Denn affirmierende Bestätigung und destruktive Kritik stehen in der *Oekonomischen Encyclopädie* nebeneinander und hinterfragen sich gegenseitig: Die Stabilität tradierten Wissens, zu der die Enzyklopädie einerseits durch Präsenz und Wiederholung beiträgt, wird andererseits brüchig aufgrund intratextueller Konterkarierung durch modernere skeptizistische Positionen. Diese behalten ihrerseits aber auch nicht recht, nicht einmal das letzte Wort – weil V nun einmal nach L kommt. Dem kritischen Lemma ‚Leibes-Frucht‘ folgt das affirmative Lemma ‚Versehen‘. Die Kontingenz der alphabetischen und damit auch (band-)chronologischen Anordnung der Artikel verhindert die Dominanz einer Versehens-Theorie über die andere.

5. Fazit

Der Vergleich mehrerer allgemeiner, zum Teil ökonomisch und naturwissenschaftlich ausgerichteter, in einem Fall geschlechterspezifisch adressierter Lexika und Enzyklopädien des 18. Jahrhunderts zeigt, dass die Vorstellung von der Prägung mütterlicher Imagination über die Physis des Ungeborenen zum zeitgenössischen Wissensbestand zu Zeugung und Vererbung gehörte. Im Rahmen breiter und vielfältiger wissenspopularisierender Bestrebungen wurde das weibliche Versehen beschrieben, diskutiert, bestätigt und kritisiert. Hier ging es darum, dem Versehens-Konzept im enzyklopädisch-lexikographischen Schreiben des 18. Jahrhunderts nachzugehen, seiner An- und Abwesenheit, Affirmation und Kritik, seinen Brüchen und Verwerfungen.

Der Versehens-Diskurs wurde einerseits in mehrfach aufgelegten lexikographischen Einzelwerken verfolgt wie in Hübners *Curieusem Natur-Kunst-Gewerk und Handlungs-Lexicon*, Zinckes *Allgemeinem Oeconomischem Lexicon* und Corvinus' *Nutzbarem, galantem und curiösem Frauenzimmer-Lexicon*, andererseits in über lange Zeiträume erschienenen enzyklopädischen Großprojekten wie in Zedlers *Großem vollständigem Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste* und Krünitz' *Oekonomischer Encyclopädie*.

Derartige Allgemeinenzyklopädien und -lexika traten mit dem Anspruch an, Wissen – auch fachwissenschaftliches, zum Beispiel medizinisches Wissen – zusammenzutragen, zu speichern und allgemein verständlich zu vermitteln und nicht etwa neues Wissen hervorzubringen. Dennoch griffen sie sichtbar in Wissensbildungsprozesse ein: Die Popularisierung von Wissen trägt zu dessen Präsenz oder Absenz und damit auch zu seiner Gültigkeit und Nicht-Gültigkeit bei. Popularisierung bedeutet keinesfalls nur Verständlichmachung, Vereinfachung und Entkomplizierung. Es bedeutet auch Infragestellung von Wissen, hervorgerufen durch die heterogene Struktur enzyklopädischer und lexikographischer Makrotex-te.

Jene Wissensbildungs- und -vermittlungsprozesse nehmen in den untersuchten Werken sehr unterschiedliche Verläufe: Johann Hübners *Curieuses Natur-Kunst-Gewerk und Handlungs-Lexicon* (1712) zeichnet sich dadurch aus, dass es das Wissen zum Zusammenhang von mütterlicher Imaginationskraft und physischer Entwicklung des Ungeborenen knapp aufschreibt und in fortwährenden Anpassungsprozessen an den zeitgenössischen Wissensstand, auch unter Berücksichtigung neuerer, skeptischer Positionen, teilweise über- und umschreibt. Die beobachtbare Distanzierung vom Versehens-Konzept verläuft allerdings eher erratisch, nicht programmatisch.

Drei Jahre nach der Erstauflage jenes zweiten Hübner-Lexikons erschien Gottlieb Siegmund Corvinus' *Nutzbares, galantes und curiöses Frauenzimmer-Lexicon* (1715, 1739, 1773), ein allgemein ausgerichtetes, an Frauen adressiertes Wissenskompendium, welches unter anderem den Hübner zu-

grunde legt und das erste der hier betrachteten Werke ist, welches dem ‚Versehen‘ ein eigenes Lemma widmet. Ähnlich wie im zweiten Hübner zeigt sich im Erscheinungsverlauf eine gewisse, wenn auch moderate Bewegung des Versehens-Diskurses. In der Auflage von 1773 wird die medizinische Debatte über das Versehen zumindest registriert, teils mit abwehrendem Gestus, teils mit vorsichtiger Offenheit gegenüber neueren Theorien. Anders als man womöglich erwartet hätte, finden sich in Corvinus’ geschlechterspezifischem Kompendium keine markanten Abweichungen vom allgemeinen enzyklopädisch-lexikographischen Versehens-Diskurs – etwa in Richtung Didaktisierung, Verknappung, Erweiterung oder Moralisierung.

Dass der Versehens-Diskurs überhaupt Einlass findet in das *Frauenzimmer-Lexicon*, sogar mit eigenständigem Lemma, dass mithin Frauen ausdrücklich kein Wissen vorenthalten wird wie später in Zedlers *Universal-Lexicon*, lässt sich unterschiedlich deuten. Vorsicht ist geboten bei schnellen Rückschlüssen auf die Verteilung von Wissensmacht und Diskursherrschaft im geschlechterspezifischen lexikographisch-encyklopädischen Schreiben über das Versehen. Präventiver, therapeutisch indizierter Verzicht auf Wissenstransfer an Schwangere muss nämlich nicht automatisch hegemonialer sein als die Weitergabe von Wissen, wenn letzteres das Verhalten der Frauen lenken soll. Nicht von ungefähr bezeichnet Ewinkel (1995, S. 170–184) die Lehre vom Versehen der Schwangeren als ein nützliches Mittel zur Domestizierung von Frauen.

Georg Heinrich Zinckes *Allgemeines Oeconomisches Lexicon* (2 Bde. 1731) präsentiert sich über die Auflagen von 1731 bis 1800 hinweg als Bollwerk des Traditionalismus. Das weibliche Versehen statuiert Zincke kontinuierlich als unbezweifelte Tatsache, ohne einer kritischen wissenschaftlichen Debatte Raum zu geben. Im Sinne dieser affirmativen Haltung erweitert Zincke den lexikographischen Versehens-Diskurs, bereichert ihn um weitere, aus der wissenschaftlichen Debatte transferierte Aspekte: um einen medizinisch-therapeutischen Zugriff, um die kausale Rückführung auf sexuell konnotierte weibliche Verschuldung sowie um Überlegungen zum Nutzen biopolitischen Experimentalhandelns.

Auch Johann Heinrich Zedlers *Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste* (68 Bde. 1731–1754) bestätigt eindeutig die Lehre vom weiblichen Versehen. Es behauptet gar die allgemeine Geltung des Wissens von der Prägekraft weiblicher Imagination auf das Ungeborene – und schafft womöglich gerade durch diese Behauptung eine tatsächliche Kontinuation jenes Wissensbestandes. Zugleich schließt jene durchgängig affirmative Haltung eine wissenschaftliche Neugier dem fraglichen Phänomen und seiner Verursachung gegenüber nicht aus. Zwei Aspekte sind besonders signifikant für das *Universal-Lexicon*: Zum einen die Erweiterung des enzyklopädisch-lexikographischen Versehens-Diskurses um die Kasuistik und damit um die erzählerische Form bzw. den narrativen Modus. Zum anderen die starke Ak-

zentuierung medizinisch-therapeutischer Aspekte: Die empfohlene Prävention basiert auf der geschlechtlichen Ungleichheit von Wissen, die beibehalten werden soll. Die behandelnden Männer sollen den zu behandelnden Frauen Wissen vorenthalten, um der Gesundheit des Ungeborenen willen.

Von Hübner über Corvinus und Zincke bis zu Zedler ist eine deutliche quantitative und qualitative Zunahme des enzyklopädisch-lexikographischen Versehens-Diskurses zu beobachten. Wie ist das zu erklären angesichts der doch geringer werdenden wissenschaftlichen Evidenz des Versehens im Lauf des 18. Jahrhunderts? Das Ganze wird vielleicht weniger interpretationsbedürftig, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Feststellung quantitativer Zunahme auch auf die jeweiligen Werke als Ganze sowie ihre Artikel zutrifft: Der Versehens-Diskurs ist hier keine Ausnahme. Ganz allgemein ist im Zuge aufklärerischer Wissensvermittlungs- und -popularisierungsbestrebungen die Ausdehnung und Ausdifferenzierung enzyklopädisch-lexikographischen Schreibens zu konstatieren.

Johann Georg Krünitz' *Oekonomische Encyclopädie oder allgemeines System der Land-, Haus- und Staats-Wirthschaft* (242 Bde. 1773–1858) setzt diese Entwicklung eindrucksvoll fort, bis weit ins 19. Jahrhundert. Nicht zufällig findet man hier den ausgedehntesten, komplexesten und auch disparatesten Enzyklopädie-Diskurs über das weibliche Versehen. Neben einer überwiegend skeptizistischen Einstellung bestätigt Krünitz immer wieder auch kritiklos die tradierte Überzeugung von der mütterlichen Prägekraft.

Ganz allgemein erweist sich der Krünitz als Steinbruch eines diskontinuierlichen Wissens vom weiblichen Versehen, kompiliert über eine lange Dauer von verschiedensten Personen. Er ist – das ist sein hervorstechendstes Merkmal – das einzige der hier betrachteten Werke, das eine medizinische Fachdebatte führt, zudem mit eigenständig-offensiver, oft kritischer Positionierung. Dies geschieht im Rückgriff auf wissenschaftliche Autoritäten einerseits sowie auf die tradierte Versehens-Kasuistik andererseits, welche zum Teil knapp wiedergegeben, zum Teil mit sichtbarer Erzähllust ausgestaltet wird: Die narrative Struktur ist damit, ausgehend von der literarischen und medizinischen Kasuistik, im enzyklopädischen Schreiben des 18. und auch noch 19. Jahrhunderts aufgehoben. Der enzyklopädisch zu vermittelnde Wissensstand zum weiblichen Versehen setzt sich im Krünitz aus Anamnese- und Therapiebeschreibung, Debatte und Beispielerzählungen – aus deskriptiven, argumentativen und eben auch narrativen Teilen – zusammen bzw. wird erst durch all dies vollständig.

Nicht selten fungieren Krünitz' Fallgeschichten allerdings nicht nur zur Präsentation des weiblichen Versehens, sondern werden im Gestus kritischer Widerlegung dekonstruiert. Das Erzählen erscheint in diesen Fällen als ebenso wenig vertrauenswürdig im Wissensbildungsprozess wie die Erfahrung. Tradition steht neben Bruch, Wiederholung neben Widerlegung. Der disparate,

vielschichtige, zeitlich und vom Umfang her breit ausgedehnte Makrotext Enzyklopädie widersetzt sich mit seiner Struktur homogener Wissensbildung und -vermittlung.

Die zeitgenössische medizinische Debatte über das weibliche Versehen ist von einer starken Dynamik geprägt – eine solche Dynamik zeichnet auch den enzyklopädischen und lexikographischen Diskurs aus. Doch trotz wichtiger Marksteine (wie etwa Jacob Blondels wirkungsmächtige Kritik im Jahr 1727) kann weder von einer linearen Entwicklung des Wissensbildungsprozesses noch von klaren Schnitten zwischen altem und neuem Wissen die Rede sein. Eine markante Wende im medizinischen Wissen über den Zusammenhang von mütterlicher Imagination und physischer Entwicklung ungeborener Kinder ist in enzyklopädischen und lexikographischen Werken nicht festzumachen. In seinem Zedler-Buch stellt Schneider ähnliche Überlegungen zum medizinischen Wissen speziell im *Universal-Lexicon* an, wo sich keinesfalls ein Paradigmenwechsel mit scharfer Grenze artikuliere: Vielmehr sei „das paradoxe Nebeneinander von Schulmedizin und therapeutischem Wissen (*Salben* und *Pflaster*) nicht als Widerspruch, sondern als lexikonspezifische Mischung [zu] verstehen“ (Schneider 2013, S. 154).

Auch wenn jener Wissenssynkretismus hier als genretypisch bezeichnet, mithin nur auf die Textsorten Lexikon und Enzyklopädie bezogen wird, wäre die (Dis-)Kontinuität des Wissens vom weiblichen Versehen im medizinischen Diskurs des 18. Jahrhunderts ganz allgemein zu überprüfen. Es spricht viel gegen das Phantasma einer epistemischen Zäsur.

III. Literatur macht Leserinnen. Textinterne Rezeptionsdirektiven in der frühneuzeitlichen Frauenzimmer-Lexikographie

Wie funktionieren Texte? Auf den ersten Blick – oder auch: im Rahmen eines einfachen Kommunikationsmodells mit Sender-Botschaft-Empfänger – sind es Botschaften, die Leser empfangen. Doch das ist nicht immer richtig, ein solcher Blick verfälscht, er blendet Wichtiges aus.

Eine alternative Sichtweise wäre folgende: Leser werden nicht einfach adressiert, sie existieren nicht textvorgängig, sondern werden erst gemacht durch den Text. Ganz besonders gilt das für *Leserinnen* im 18. Jahrhundert. Es gab sie gar nicht vorher. Sie entstanden erst mit der Literatur, die für sie geschrieben wurde. Eine Literatur für Frauen generierte die Frauen, für die sie gemacht war, zugleich erst mit. Die schöne tugendhafte Seele existierte nicht, bevor die Literatur sie erfand. Womöglich gab es auch die haushaltsinteressierte Gattin und Mutter gar nicht, bevor die entsprechende Ratgeber- und Wissensliteratur sie schuf.

Das hört sich nach einer kühnen These an. Zweifelsfrei fest steht jedenfalls, dass es Phantasmen, Rezeptionsphantasmen sind, die in dieser Literatur angelegt werden – und die mit der Realität nichts zu tun haben müssen, höchstens können. Sie sind mit ihr nur voluntaristisch verbunden. Sie sagen: So soll die Realität der Leserinnen sein, so sollen die Frauen sein (finden männliche Autoren).

Literatur macht Leserinnen. Diese Perspektive soll leitend sein für die folgenden Überlegungen zu geschlechtsspezifischen Implikationen von rezeptionssteuernden Vororientierungen in der Literatur, und zwar in der lexikographischen Wissensliteratur des 18. Jahrhunderts. Dazu ist wichtig vorzuschicken, dass von einer grundsätzlichen Gendermarkiertheit der aufklärerischen Wissensliteratur ausgegangen wird – einer Markiertheit von Gender auf allen Textebenen. Wissenstransfer im 18. Jahrhundert ist immer vergeschlechtlicht; Auf- und Umbrüche in der Wissensvermittlung, Bildung und Aufklärung des 18. Jahrhunderts können ohne die Kategorie Genus nicht angemessen verstanden werden. „Auch Wissen hat ein Geschlecht. Für die Wissenschaft von der Antike bis in die Gegenwart ist Geschlecht eine Kategorie von grundlegender Bedeutung. Geschlechtercodes und Geschlechternormen sind in jeder Form des Wissens eingelagert.“ (Braun/Stephan 2005) So heißt es treffend im Umschlagtext zum ‚Handbuch der Gender-Theorien‘ *Gender@Wissen*. Die traditionelle Genderblindheit der Wissens- und Wissen-

schaftsgeschichte wurde natürlich längst erkannt und immer wieder moniert, jedoch nicht prinzipiell behoben. Zu den Studien, die dieses Desiderat aufarbeiten, soll auch der vorliegende Beitrag gehören. Er fragt nicht rezeptionshistorisch nach empirischen Leserinnen, sondern fokussiert textinhärente Leserinnenkonzepte. Er versucht, die geschlechtliche Codierung von Wissen exemplarisch am lexikographischen Schreiben des 18. Jahrhunderts nachzuzeichnen.

Wie macht Literatur Leserinnen? Das beginnt bereits außerhalb des Haupttextes. Textexterne und paratextuelle Direktiven formen Leserinnen: Dicke und Preis des Buchs, Werbung und Rezensionen, Cover und Verlag. Beispielhaft sei Carl Herloßsohns *Damen Conversations Lexikon* (1834–1838) genannt, welches im 19. Jahrhundert das Genre des Frauenzimmerlexikons fortführte. Herloßsohns Lexikon wurde in Heften zu je 6 Groschen verkauft, vier Hefte bildeten einen von insgesamt zehn Bänden. Die Frontispize der Bände zeigten jeweils Stahlstiche berühmter Frauen; die „Interimseinbände“ der Hefte waren mit Spitzenmustern dekoriert. Angelika Schaser schreibt:

Die dadurch hervorgerufenen Assoziation mit Handarbeiten machten wie der Titel des Lexikons deutlich, dass Frauen der höheren Stände in den Augen des Herausgebers ein spezielles Publikum darstellten, deren Geschmack, Interessen und Bildungsstand man entgegenkommen wollte, indem man den angeblich natürlichen Geschlechterunterschieden bei Aufmachung und Inhalt des Lexikons Rechnung trug (Schaser 2006).

Man könnte das noch zuspitzen und sagen, dass das beschriebene Weiblichkeitsmodell durch Werke wie Herloßsohns Lexikon mitkonstruiert, zumindest zementiert wird. Das geschlechtsspezifische Publikum wird durch die Literatur erst hergestellt.

Im Folgenden sollen nicht die textexternen Direktiven lexikographischer Literatur analysiert werden, sondern die textinternen. Wie werden im Text Leserinnen konstruiert? Es liegt nahe, sich bei der Analyse rezeptiver Textstrukturen terminologisch-theoretische Impulse bei der Narratologie zu holen, probeweise, auch wenn es um nichtfiktionale Texte geht. Die Überschreitung des klassischen Anwendungsbereichs fiktionaler Prosa ist in der Narratologie nicht mehr unüblich; aktuelle Forschungstendenzen beweisen, dass das methodologische Potenzial der Narratologie auch für nichtfiktionale Repräsentationen und allgemein für diverse Textsorten, Medien und Disziplinen immens ist. Erzähltheoretische Modelle wirken wie WahrnehmungsfILTER und führen zu neuen Einsichten etwa über den Zusammenhang von nichtfiktionaler Literatur, Erzählen und Geschlecht. Unter anderem zu der Beobachtung, dass faktual dominierte Gebrauchstexte zum Teil doch gar nicht so nicht-fiktional sind. Man könnte sogar fragen: Waren Frauenzimmerlexika eigentlich doch

Romane bzw. fordern sie ein entsprechendes weibliches Lektüerverhalten ein? Das wird weiter unten zu klären sein.

Innerhalb eines intentionalistischen Rezeptionsmodells könnte man auch für ein Frauenzimmerlexikon von einer personalisierten Instanz einer ‚impliziten Leserin‘ sprechen. Allerdings sind gegen einen derart anthropomorphisierenden Terminus die gleichen Vorbehalte anzubringen wie gegen den Termin ‚impliziter Leser‘: Die Gefahr, dass die implizite Leserin als Empfängerin einer Botschaft und damit gewissermaßen als Spiegelbild einer realen Leserin oder der Autorintention verstanden wird, ist groß. Daher wird hier, auch wenn gerade in der aktuellen Narratologie die Stimmen für intentionalistische Autor- und Leserkonzepte wieder erstarken (Jannidis [et al.] 1999; Kindt/Müller 2006 etc.), auf eine intentionalistische Konzeption der rezeptiven Anteile auf Textstrukturebene verzichtet.

Zu prüfen sind die geschlechtsspezifischen Implikationen von rezeptionssteuernden Vororientierungen in Texten, hier als Leser- bzw. Leserinnenkonzept bezeichnet. Die von der Rezeptionsästhetik herausgearbeitete doppelte Struktur jedes Textes als einerseits präsent und andererseits von Lesenden erst zu realisieren kann längst als allgemein akzeptiert und integriert in zahlreiche Theorien gelten. Es ist eine *opinio communis* der Forschung, dass Lesende prozessual eine fixierbare Bedeutung entwickeln und sich dabei an textuellen Vorgaben orientieren. Für die Benennung jener rezeptiven Anteile der Gesamtstruktur des Textes empfehlen sich im Rahmen eines *nicht*-intentionalistischen Modells Bezeichnungen, die keine personalisierbaren Empfänger suggerieren, also: Leserkonzept, Leserrolle, Appellstruktur, Wirkungsstruktur, Signalgefüge, Rezeptionsvorgabe (Grimm 1977, S. 32 ff.): Dies alles sind vergleichbare, wenn auch nicht gleichzusetzende Vorschläge aus der Forschung.

Leserkonzept nun also. Oder doch Leserinnenkonzept? Die gendertheoretisch blinden Flecke der Narratologie sind immer noch markant, und zwar just hinsichtlich der textinternen Autor- und Leserkonzepte. Zwar konzipieren beispielsweise Gaby Allrath und Marion Gymnich ein gendersensibles narratologisches Kommunikationsmodell: Sie stellen Instanzen des Schreibens, Erzählens und Lesens bewusst nicht als abstrakte Symbole dar, sondern mit konkreten Zeichen für Weiblichkeit und Männlichkeit, nämlich mit Röcken und Hosen (Allrath/Gymnich 2004, S. 59). Zu hinterfragen sind hier sicherlich die Konventionalität dieser Zeichen und auch die damit vorausgesetzte heteronormative Setzung einer Geschlechterdichotomie, die gerade im Rahmen einer geschlechtersensiblen Narratologie irritieren muss. Noch etwas irritiert am Modell von Allrath und Gymnich – oder ist zumindest zu konstatieren, nämlich das Fehlen der Textstrukturebene. Eine implizite Leserin mit Rock taucht nicht auf. Dadurch bleiben die geschlechtsspezifischen Implikationen auf der Textstrukturebene unsichtbar, ob nun personalisiert oder nicht-personalisiert aufgefasst.

Welche Vermittlungsformen, welche Kommunikationsstrategien, welche Rezeptionsdirektiven zeigt die an Frauen adressierte Wissensliteratur des 18. Jahrhunderts? Wie ist ihr Leserinnenkonzept beschreibbar? Solche Fragen lassen sich umfassend nur in einem größeren Forschungsprojekt bearbeiten. Für hier und jetzt genügt ein exemplarischer Ausblick auf eine bestimmte Diskursform – das lexikographische Schreiben –, auf eine bestimmte Textsorte – Frauenzimmerlexika – und auf ein bestimmtes Werk: das *Nutzbare, galante und curiöse Frauenzimmer-Lexicon* von Siegmund Gottlieb Corvinus (1715, 1739, 1773).

1. Wissen und Geschlecht im 18. Jahrhundert

Zunächst allerdings wird der Blick noch einmal geweitet, und zwar auf das intrikate Verhältnis von Wissen und Geschlecht im 18. Jahrhundert. Ein Verhältnis, welches sich vor allem als Frage nach Wissen, Bildung und Bildbarkeit von Frauen erweist. Jene Frage wurde im Lauf des 18. Jahrhunderts unterschiedlich beantwortet. Die Forschung hat hier eine Entwicklung gesehen; die entsprechende Entwicklungsthese, populär geworden durch Bovenschens Studie *Die imaginierte Weiblichkeit* (1979), wurde und wird immer wieder reproduziert. Behauptet wird bekanntlich die Entwicklung von einem früh-aufklärerischen Frauenbild, welches das noch renaissancetypische Modell der gelehrten Ausnahmefrau unbefangen integriert, hin zur spätaufklärerisch-empfindsamen Idealvorstellung der nicht gelehrten, einerseits allgemein und andererseits geschlechtsspezifisch gebildeten Frau, die Wissen nicht um seiner selbst willen, sondern zur besseren Erfüllung ihrer Hausmutter- und Gattinnenpflichten erwirbt. Paradoxerweise kann man im Rahmen dieses Denkmodells sogar mit Bovenschen von einer Feminisierung der Kultur sprechen, denn mit der Ablehnung der weiblichen Gelehrten – Bovenschen spricht von der programmierten Inkompetenz der Frauen (Bovenschen 1979, S. 158) – geht durchaus die Etablierung der Frau nicht nur als häufiges Darstellungsobjekt der Literatur, sondern auch als ihr Subjekt, als Autorin und vor allem als passiv-rezeptive Leserin einher.

Einschluss der Frau in die literarische und kulturelle Welt bedeutet jedoch zugleich auch Ausschluss. Das 18. Jahrhundert verzeichnet zwar eine zunehmende Bedeutung der Frau für die Literatur, als Protagonistin, Autorin und Leserin fiktionaler Literatur. Doch natürlich nehmen sie nur bestimmte fiktionale Hauptrollen ein (Opfer, tugendsame Heldinnen), natürlich produzieren Frauen als Autorinnen nur bestimmte Texte und Textsorten wie etwa Briefe. Sie schreiben also in definierten Grenzen, was ihre Nicht-Teilhabe an kanonischen literarischen Gattungen impliziert (Schönborn [et al.] 2001). Und schließlich: Natürlich sollen Frauen auch nur bestimmte Sachen lesen, und vor allem nicht zu viel.

Die hier etwas ironisch angedeuteten Restriktionen durchziehen den maskulin dominierten Frauen-Bildungs-Diskurs des 18. Jahrhunderts wie ein roter Faden. Sie sind die nicht wegzudenkende Kehrseite der Bedeutungszunahme des Weiblichen und der Frau. Eine Schlüsselposition in dieser Entwicklung nimmt Christian Fürchtegott Gellert ein, der seiner Brieflehre und Autorpoetik das zeittypische empfindsame Konzept von weiblicher Nichtgelehrtheit und desto größerer Natürlichkeit zugrunde legt. Dass es sich dabei – bei weiblicher Natürlichkeit und zugleich vorausgesetzter Ungelehrtheit der Frau und ihres Schreibens – zuallererst um ein ästhetisches Postulat, nicht um eine Realität handelte, muss nicht eigens betont werden.

Viel wissende, gelehrte Damen sind Gellert ein Graus – seine bekannten Äußerungen dazu seien hier in Erinnerung gerufen: „Gelehrte Frauenzimmer braucht die Welt, denke ich, nicht sehr; aber ein Frauenzimmer, das gleich Ihnen, sich durch das Lesen guter Bücher, den Verstand, das Herz und den Geschmack bildet, ist ihrem Hause, ihren Freunden, einem künftigen Manne, Vergnügen, Glück und Ruhe.“; „Vor gelehrten Frauenzimmern erschrecke ich, weil ich fürchte, dass sie etwas anders sind, als sie seyn sollen [...].“ (Gellert 1987, Bd. 2, S. 81, 221; 1991, Bd. 3, S. 121 f.)

Das Ideologem der natürlich-empfindsamen Frau setzt auf geschlechtliche Alterität. Nicht zufällig ist die Herausbildung einer weiblichen Sonderanthropologie ebenfalls in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu beobachten (Honegger 1991): Dichter, Philosophen, Pädagogen und Mediziner postulieren und konstituieren einträchtig die Naturalisierung des Geschlechterunterschieds. Rousseau, Gellert, Herder, Humboldt, Kant, Schiller sind wichtige Protagonisten in diesem diskursiven Feld.

Die Wahrnehmung entsprechender Tendenzen im Geschlechterdiskurs des 18. Jahrhunderts ist sicher zutreffend. Berechtigt sind allerdings Zweifel an der Allgemeingültigkeit daraus abgeleiteter teleologischer Entwicklungsmodelle. Viele Beispiele für zu schnelle Vereinnahmungen von zu wenigen Quellen für zu umfassende Thesen lassen sich finden. Die alte, aber wirkungsmächtige These von Hausen (1976) zur Herausbildung der dualistischen Geschlechtercharaktere zum Ende des 18. Jahrhunderts wird beispielsweise von Rang (1986) mit Verweis auf ähnliche Diskurse in der Frühen Neuzeit in Frage gestellt. Forschungen insbesondere aus dem angelsächsischen Bereich (Anne K. Mellor, Linda Colley) prüfen die ‚separate spheres‘-These, das heißt die lange als gültig gesetzten Zuordnungen des Mannes zur Öffentlichkeit, der Frau zur Privatheit. Wenn Grenz eine Entwicklungslinie von der frauenfreundlichen Frühaufklärung zur eher frauenfeindlichen Spätaufklärung zieht, die nämlich Frauen durch eine spezielle Literatur und damit durch die Schaffung eines Sonderpublikums, gesonderter Themen und Genres ghettoisierte (Grenz 1981, S. 8 u. ö.) – dann ist gerade der frühaufklärerische Frauenförderer par excellence, Johann

Christoph Gottsched (1700–1766), in seiner Eigenschaft als Autor und Übersetzer popularisierender, zum Teil explizit an Frauen gerichteter Literatur hier nicht unterzubringen (auch wenn Grenz zu Recht sagt, dass die Moralischen Wochenschriften nicht nur an Frauen adressiert gewesen seien). Schon Martens konnte mit differenziertem Quellen- und Begriffsstudium die Forschungsthese widerlegen, die frühen Moralischen Wochenschriften hätten Frauengelehrsamkeit idealisiert; keineswegs haben sie „ein Ideal von Gelehrsamkeit im heutigen Sinne des Wortes für die Frau aufgestellt, von dem in der Empfindsamkeit wieder abgerückt worden wäre“. Zwar sprächen die Blätter der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von gelehrten Frauenzimmern, doch nur, weil der Begriff ‚Bildung‘ noch nicht existiert habe (Martens 1968, S 527 f.; auch Weckel 1996, S. 364).

Eine weitere Beobachtung steht konträr zum gängigen Forschungstopos der zwei verschiedenen Jahrhundertshälften und ihrer Geschlechtermodelle: Gerade in der aus frauenhistorischer Sicht verpönten zweiten Jahrhunderthälfte, welche die schöne Weiblichkeit idealisierte und gegen weibliche Gelehrsamkeit polemisierte, ist plötzlich eine größere Offenheit der akademischen und publizistischen Gelehrsamkeit weiblicher Bildung und Bildsamkeit gegenüber zu verzeichnen. Darauf wies schon Hanstein hin, der mit einem Erlanger Vorlesungsplan das verstärkte Interesse der Universitäten an weiblichen Hörerinnen belegt (Hanstein 1900, Bd. 2, S. 357 f.).

Und schließlich: ob die Publikationsgeschichte von Corvinus' *Frauenzimmer-Lexicon* tatsächlich so perfekt in die gängige Entwicklungsthese passt, wie es auf den ersten Blick scheint, – schon Hanstein (1900, Bd. 2, S. 216) stellt Corvinus' Kompendium ja in diesen Kontext –, und ob es wirklich so einfach ist mit dem dort propagierten Frauenbild, wird sich zeigen. Allgemein erscheint es also sinnvoll und angemessen, von einem widersprüchlichen und ambivalenten Verlauf auszugehen, was Frauen und Bildung im 18. Jahrhundert angeht; von Entwicklungsmodellen, denen immer wieder neue Quellen zuzumuten sind und die kontinuierlich neu zu justieren und zu verifizieren sind.

2. Medien der Auseinandersetzung über Frauen, Gelehrsamkeit und Bildung

Der Diskurs über Wissen und Geschlecht, über weibliche Gelehrsamkeit und Bildung sowie deren Berechtigung, fand im 18. Jahrhundert in verschiedenen Medien und Textgenres statt. Fündig wird man in Büchern und Zeitschriften, in privaten und gelehrten Korrespondenzen. Die Ausprägungen und Formen des Diskurses sind vielfältig: Theoretische Traktate der Hausväterliteratur und literarisch-utopische Entwürfe von Frauenzimmerakademien – etwa in den Moralischen Wochenschriften *Die Vernünfftigen Tadlerinnen* (1725/26),

Discourse der Mahlern und *Der Biedermann* – stehen neben praxis- und anwendungsbezogenen Beiträgen zur weiblichen Bildung; Extra für Leserinnen erschienen Zeitschriften, Kalender, Lehrbücher und Lexika, wie auch das gleich näher betrachtete *Nutzbare, galante und curiöse Frauenzimmer-Lexicon*.

In England wurde über Frauenzeitschriften wie *Lady's Journal* (1693 ff.) und *Ladies Diary* (1704 ff.) philosophische und wissenschaftliche Bildung vermittelt; in Frankreich schrieb Bernard le Bovier de Fontenelle mit seinen *Entretiens sur la Pluralité des Mondes* (1686) ein wegweisendes Philosophielehrbuch für Damen (► IV.), an dem sich nachfolgende Werke im 18. Jahrhundert orientierten: Clisanders *Einleitung zu der Welt-Weisheit oder Philosophie eines galanten Frauenzimmers* (1720) und, besonders populär, Francesco Algarottis *Il Newtonianismo per le dame* (1737, dt. Übs. 1745). Am didaktischen Genre des Frauenlehrbuchs beteiligten sich auch Autorinnen, Johanna Charlotte Unzer mit dem *Grundriß einer Weltweisheit für das Frauenzimmer* (1751) und Philippine von Knigge mit ihrem *Versuch einer Logic für Frauenzimmer* (1789).

Weitere Medien des Diskurses über Wissen und Geschlecht sind Frauenzimmer-Bibliotheken und Frauenzimmerkataloge. Frauenzimmer-Bibliotheken sind Leseempfehlungslisten für Frauen, wie sie beispielsweise der *Vernünftler* und der *Patriot* boten. Auch Gellert stellte solche Bücherlisten in seiner privaten Korrespondenz zusammen (Gellert 1987, Bd. 2, S. 207 f., 220–225). Wieder ist es ihm wichtig, durch seine Leseempfehlungen nicht zu weiblicher Gelehrsamkeit verführen zu wollen...: „Fürchten Sie nicht, daß ich Sie zum gelehrten Frauenzimmer verführen will; nein, die deutsche Sprache ist keine gelehrte Sprache, und wie ich die Gelehrsamkeit überhaupt nicht so gar sehr liebe, so dulde ich sie am wenigsten an einem Frauenzimmer. Aber man kann gute Bücher haben und lesen, ohne eine Dacier zu sein.“ (Gellert 1987, Bd. 2, S. 220)

Frauenzimmerkataloge wiederum sind Exempelsammlungen berühmter Frauen – die übrigens in der Forschung zum Teil etwas irreführend auch als ‚Frauenzimmerlexika‘ bezeichnet werden. Sie unterscheiden sich jedoch hinsichtlich der Textpragmatik wesentlich von letzteren: Frauen sind in den Katalogen Darstellungsobjekte, nicht rezipierende oder gar produzierende Subjekte. Die bekanntesten Frauenzimmerkataloge entstanden um 1700: Christian Franz Paullinis *Das Hoch- und Wohl-gelahrte Teutsche Frauen-Zim-er* (1705), Johann Caspar Ebertis *Eröffnetes Cabinet deß Gelehrten Frauen-Zimmers, darinnen die Berühmtesten dieses Geschlechtes umbständlich vorgestellt werden* (1706) und Georg Christian Lehms' *Teuschlands Galante Poetinnen Mit Ihren sinnreichen und netten Proben* (1715).

Abb. 6: Paullini 1705, Titelseite. © Bayerische Staatsbibliothek, Sign. H.lit.p 289.
 Abb. 7: Lehms 1715, Titelseite. © Bayerische Staatsbibliothek, Sign. P.o.germ. 816 b.



Woods/Fürstenwald (1984) geben in ihrem Kompendium *Schriftstellerinnen, Künstlerinnen und gelehrte Frauen des deutschen Barock* einen Überblick über das Genre des Frauenzimmerkatalogs, mit Titeln von 1606 bis heute: Sehr instruierend, allerdings zugleich auch irritierend, da sie nicht zwischen Lexika und Katalogen differenzieren und sogar moderne Literaturlexika aufzählen.

3. Frauenzimmer (und) Lexika: Kontext und Konkurrenz

Das *Nutzbare, galante und curiöse Frauenzimmer-Lexicon* war bei Gleditsch gut platziert: In dem Leipziger Verlag waren in den vorangegangenen Jahren bereits mehrere bedeutende Lexika erschienen, in deren Tradition Corvinus sich explizit stellt. Seine Vorrede, überschrieben mit „Mes Dames & Demoiselles.“, beginnt folgendermaßen:

Gleichwie die Herren Verleger dieses Wercks durch ihre in der That sich selbst rühmenden deutschen Lexica dem männlichen Geschlechte bißher vortrefflich zu statten gekom-en, und denenjenigen, so der Lateinischen Sprache und derer

darinnen versteckten Wissenschaften nicht kundig seynd, kein geringes Licht aufzustecken gesucht, der Nutzen auch, der dem gemeinen Wesen durch Aus-händigung solcher compendiösen und Lobens-würdiger Bücher zugewachsen, sich durch den bekanten Abgang mehr als zu sehr verrathen, also ist zugleich auch Ihre rühmenswürdige Vorsorge dahin mitgegangen, wie sie mit Ihrem nützlichen Verlag auch dem weibl. Geschlechte dienen, und selbigen dadurch einigen Vortheil gönen möchten. (Corvinus 1715, Vorrede, unpag. [S. 1])

An prominentester Stelle der Gleditsch-Lexika, die Corvinus hier lobend ins Auge fasst, ist zum einen Johann Hübners *Reales Staats-, Zeitungs- & Conversationslexicon* (1704) zu nennen, das erfolgreichste Zeitungslexikon des 18. Jahrhunderts und auch das erste seiner Art. Vorherrschendes Ziel von Zeitungslexika, jenen Vorläufern oder auch Frühformen der Konversationslexika, war, Wissen in kurzer und allgemeinverständlicher Form zu vermitteln und damit die gesellig-gesellschaftliche Kommunikation zu fördern. Gemeint sind damit tatsächlich begleitende, unterstützende Nachschlagehilfen beim Zeitunglesen (Hingst 1995, S. 21 ff.). 1712 ließ Gleditsch den zweiten Hübner folgen, das *Curieuse Natur-Kunst-Gewerck und Handlungs-Lexicon*. Beide Hübner-Lexika waren im 18. Jahrhundert stark verbreitet. Vom *Staats-, Zeitungs- & Conversationslexicon* erschienen über dreißig, meist kontinuierlich erweiterte Neuauflagen bis ins 19. Jahrhundert; das *Curieuse Natur-Kunst-Gewerck und Handlungs-Lexicon* wurde im 18. Jahrhundert 13mal neu aufgelegt (► II.4.1).

Im Jahr 1715 erschien bei Gleditsch nicht nur erstmalig Corvinus' *Nutzbares, galantes und curiöses Frauenzimmer-Lexicon*, sondern es kamen zugleich auch die siebte Auflage von Hübners Zeitungslexikon sowie ein *Compendiöses Gelehrten-Lexicon* auf den Markt. Das 2688 Spalten starke Werk führt laut Titel Persönlichkeiten *so wohl männ- als weiblichen Geschlechts* auf; es wurde mitverfasst von Corvinus' Freund und lyrischem Vorbild Johann Burckhardt Mencke (1674–1733), der eine Gleditsch (Katharina Margaretha Gleditsch, 1684–1732) geheiratet hatte. Der vollständige Titel lautet:

Compendiöses Gelehrten-Lexicon, Darinnen Die Gelehrten, als Fürsten und Staats-Leute, die in der Literatur erfahren, Theologi, Prediger, Juristen, Politici, Medici, Philologi, Philosophi, Historici, Critici, Linguisten, Physici, Mechanici, Mathematici, Scholastici, Oratores und Poëten, so wohl männ- als weiblichen Geschlechts, welche vom Anfang der Welt grösten theils in gantz Europa biß auf jetzige Zeit gelebet, und sich durch Schrifften oder sonst gelehrt Welt bekant gemacht, an der Zahl über 20000. nach ihrer Geburth, Absterben, vornehmsten Schrifften, Leben und merckwürdigsten Geschichten, aus denen glaubwürdigsten Scribenten, die man jedesmahl fleissig angemercket, kurtz und deutlich nach Alphabetischer Ordnung beschrieben werden, Denen Liebhabern der Historie der Gelehrten, und andern curiösen Personen zu nützlichen Gebrauch zum Druck befördert. Nebst einer Vorrede Hn. D. Joh. Burchard Menckens, Königl. Polnischen und Chur-Sächsischen

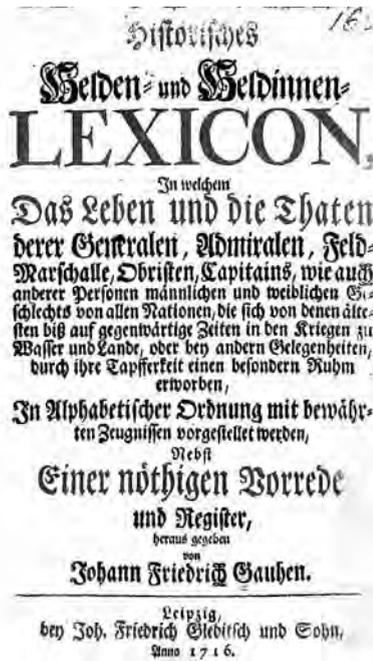
Raths, und Historiographi, wie auch Histor. Prof. Publici, der Königl. Engl. Societät Socii, des großen Fürsten-Collegii Collegiati und der Universität Leipzig z. Z. Rectoris. (Mencke [et al.] 1715)

Bereits ein Jahr später ließ Gleditsch, offenbar so richtig im Schwung, was Frauenzimmerlexika und -kataloge im weiteren Sinne angeht, ein *Helden- und Heldinnen-Lexicon* (1716) folgen, herausgegeben von Johann Friedrich Gauhe (1681–1755):

Historisches Helden- und Heldinnen-Lexicon, In welchem Das Leben und die Thaten derer Generalen, Admiralen, Feld-Marschalle, Obristen, Capitains, wie auch anderer Personen männlichen und weiblichen Geschlechts von allen Nationen, die sich von denen ältesten bis auf gegenwärtige Zeiten in den Kriegen zu Wasser und Lande, oder bey andern Gelegenheiten, durch ihre Tapfferkeit einen besondern Ruhm erworben, In Alphabetischer Ordnung mit bewährten Zeugnissen vorgestellt werden, Nebst Einer nöthigen Vorrede und Register. (Gauhe 1716)

Abb. 8: Mencke 1716, Titelseite. © google books, Library of the University of Michigan, Sign. Z 1010 M 54.

Abb. 9: Gauhe 1715, Titelseite. © google books, Library of the University of Michigan, Sign. CT 9750 G 27.



Diese biographischen Lexika oder auch Kataloge unterscheiden sich allerdings deutlich von Corvinus' Werk. Sein *Nutzbares, galantes und curioses Frauenzimmer-Lexicon* ist im 18. Jahrhundert beispiel- und konkurrenzlos. Um es nicht ganz so singular erscheinen zu lassen, wird es zuweilen mit Georg Philipp Harsdörffers wesentlich früher erschienenen barocken *Frauenzimmer Gesprächspielen* (8 Bde. 1644–1657) verglichen. Diese weisen zwar hinsichtlich Thematik und Adressatenspezifika einige Parallelen auf, als Kompilationen von enzyklopädischem Wissen mit weiblichen Adressatinnen, weichen aber doch strukturell mit ihrer nicht lexikographischen, sondern dialogischen und narrativen Form stark von Corvinus' Lexikon ab.

Und im 18. Jahrhundert selbst, das die drei Auflagen des *Frauenzimmer-Lexicons* von 1715 bis 1773 zeitigt? Kein anderes auf allgemeine, breit angelegte Wissensvermittlung und Bildung angelegtes frauenspezifisches Kompendium ist nachweisbar. Als reiner Haushaltsratgeber entpuppt sich das *Compendieuse und stets-währende Handbuch des galanten und curiösen Frauenzimmers*, das 1728 in Leipzig bei August Martini erschien. Es informiert auf nur 96 Seiten über Kücheninventar, Waschen und Reinigen mit deutlichem Schwerpunkt auf der Reinhaltung von Wäsche und Möbeln. Der Kern *vortreflicher Künste*, den der Titel anpreist, sind mit den *artes liberales* oder *mechanicae* nicht mehr in Verbindung zu bringen. Es geht einzig darum, *die Wäsche von allerhand Eisen- und Dinten Flecken zu reinigen, goldene und silberne Spitzen, auch Flor zu waschen, Flecken aus denen Kleidern zu bringen. Das Pelzwerck für Motten zu bewahren, und Wäsche wohlriechend zu machen; Perlen, Edel-Gesteine, Gold- und Silber-Geschmeide wieder-auszuputzen und schön zu machen*. Und auch *Des galanten Frauenzimmers bequemes und nützliches Hand-Buch Darinnen alle dem Frauenzimmer wohlanständige Wissenschaften und Häußliche Verrichtungen enthalten*, 1756 in Esslingen von Friedrich Christian Schall herausgebracht und immerhin 680 Seiten umfassend, gehört zur Gattung Hauswirtschaftsbuch und hat nichts mit einem allgemeineren Bildungs- oder Wissensvermittlungsanspruch zu tun.

Zum 19. Jahrhundert: Ebenfalls in Richtung Haushaltsratgeber geht Caroline Leonhardts (d. i. Caroline Piersons) und Cäcilie Seifers *Encyclopädie der sämmtlichen Frauenkünste. Ein reiches Lehrbuch [...] für Mädchen und Frauen* von 1833. In dritter, vermehrter Auflage wird sie mit *Encyclopädie aller weiblichen Hauptkenntnisse. Ein Lehrbuch zur sichern Erwerbkunde & ein Rathgeber in allen Fällen des weiblichen Wirkungskreises für Mädchen & Frauen* (1843) überschrieben und steckt schon in diesem Titel die geschlechtsspezifisch definierten Grenzen weiblichen Wissens sehr deutlich ab.

DAHERN
Conversations
Lexikon.

Herausgegeben

im Verein mit Gelehrten und Schriftstellerinnen

von

C. Herloßsohn.

Erster Band.

A bis Belmonte.

Leipzig, 1834.

In Commission bei Fr. Volkmar.

Thematisch etwas breiter angelegt, wenn auch vergleichbar hinsichtlich des gegenderten Wissensbegriffs ist dann das erwähnte *Damen Conversations Lexikon* (1834–1838), das Carl Herloßsohn *im Verein mit Gelehrten und Schriftstellerinnen* herausgab und das er – in Konkurrenz zu der großen Zahl zeitgenössischer Konversationslexika – mit der Verschiedenheit der Geschlechter und ihrer Bedürfnisse legitimierte. Auch das *Neueste Damen-Conversations-Lexikon. Ein Inbegriff des Gesamtwissens für die Frauenwelt* (1856), welches laut Titel *unter Mitwirkung der bedeutendsten Frauen der Gegenwart* entstanden sein soll, ist hier zu nennen. Erst lange nach Corvinus, weit im 19. Jahrhundert, folgten also weitere auf Adressatinnen zugeschnittene allgemeinlexikographische Kompendien. Zwei weitere Titel seien erwähnt: Im Jahr 1900 erschienen in Berlin jeweils zweibändig das *Illustrierte Konversations-Lexikon der Frau* sowie das *Goldene Buch für praktische Hausfrauen, Töchter, Verlobte u.s.w. Grosses illustriertes Frauen-Lexikon*, letzteres herausgegeben *unter Mitwirkung vieler Hausfrauen* von Auguste Krüger und Franz Julius Dillon. Auch das letztgenannte Lexikon erweist sich nicht als ein Werk mit höherem Anspruch der Bildung und Wissensvermittlung, wie es Corvinus, aber auch Herloßsohn für ihre Werke beanspruchen. Vielmehr ist es einer von unzähligen Ratgebern für ‚tüchtige Hausfrauen‘, ‚fleißige Hausmütterchen‘ und ‚moderne Hausfrauen‘, die um die Jahrhundertwende auf den Markt kamen: Das *Goldene Handbuch für praktische Hausfrauen* ist laut Titel für *alle Bedürfnisse u. Angelegenheiten in Wohnung, Küche, Keller, Garten* zuständig und informiert außerdem über Kindererziehung und Schönheitspflege.

4. Gottlieb Sigmund Corvinus und sein Lexikon

Der Verfasser des *Frauenzimmer-Lexicons*, der Notar und Advokat Gottlieb Sigmund Corvinus (1677–1747), war ein heute unbekannter Leipziger Gelegenheitsdichter, der Lyrik und Prosa verfasste. Seine Gedichte orientieren sich am Werk seines bewunderten Leipziger Schriftstellerkollegen Johann Burkhardt Mencke (dazu Johnson 1973, S. 3–5). Corvinus’ durchaus voluminöser Lyrikband *Proben der Poesie* (1710/11) enthält teils rokokohafte bis galante, teils derb-satirische oder gar obszöne Verse; es folgten die Erzählung *Das Carneval der Liebe* (1712) sowie später die *Reiferen Früchte der Poesie* (1720). Zu seiner Zeit genoss Corvinus regionale Popularität, er verkehrte in den Kreisen des Leipziger Literaturpapstes Gottsched, dessen Frau eine satirische Lobrede auf Corvinus dichtete. Er war außerdem befreundet mit dem schon erwähnten früh verstorbenen Dichter Georg Christian Lehms (1684–1717), der den apologetischen Frauenzimmerkatalog *Teutschlands Galante Poetinnen* (1715) verfasste.

Die Gelehrten- und Dichterlexika des 18. und 19. Jahrhunderts widmen Corvinus jeweils schmale Artikel: Christian Gottlieb Jöchers *Allgemeines Gelehrten-Lexicon* (1750), Friedrich Raßmanns *Deutscher Dichterneurolog* (1818), Franz Brümmers *Deutsches Dichter-Lexikon* (1876/77) sowie sein *Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten* (1884). Allerdings erwähnen sie alle das *Frauenzimmer-Lexicon* nicht – obgleich dessen Rezeptionsgeschichte die der galanten Poesien des Leipzigers an Bedeutung weit übertrifft.

Die literaturgeschichtliche Forschung beschäftigt(e) sich kaum mit Corvinus. Außer Witkowskis ebenso ausführlicher wie kritischer Würdigung des Dichters in der *Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig* (1909) sind lediglich Johnsons Monographie zur Lyrik (*The Poetry of Gottlieb Siegmund Corvinus*, 1973) und die beiden Aufsätze von Brandes (1998) und Meise (2001) zum *Frauenzimmer-Lexicon* zu nennen. Allgemein ist die spätere Corvinus-Rezeption meist negativ, zumindest ambivalent; die nachgalante, zumal aufklärerische, erst recht goethesche Zeit konnte mit ihm wenig anfangen (Johnson 1973, S. 14–18). Corvinus-Forscher Johnson setzt sich von dieser negativen Rezeptionslinie ab, wenn er den Leipziger als einen der meisttalentierten und repräsentativen galanten Lyriker wiederzuentdecken versucht.

Vor allem aber Corvinus *Frauenzimmer-Lexicon* errang große Bekanntheit zu seiner Zeit. Das bezeugen außer den später überarbeiteten Neuauflagen von 1739 und 1773 auch Rezensionen; Pro und Kontra verteilen sich auf die *Deutschen Acta Eruditorum* und die *Neue Bibliothek oder Nachricht und Urtheil von neuen Büchern*, beide 1715. Nasse weist daraufhin, dass es sich bei diesem Pro und Kontra um buchhändlerische Konkurrenzkämpfe und Konfliktslagen handelte. Die *Neue Bibliothek* war das Hausblatt der Rengerrischen Buchhandlung, des großen Leipziger Konkurrenten von Gleditsch – hier wurde nicht nur das *Frauenzimmer-Lexicon* aus dem Hause Gleditsch kritisiert (Nasse 1976, S. 352; zur Corvinus-Rezeption Rogers 2003, S. 61).

In den Frauenzimmerbibliotheken vielgelesener Moralischer Wochenschriften wurde Corvinus' Lexikon obligatorisch genannt (zum *Patrioten* Nasse 1976, S. 349–354). Ein andersartiges und nicht minder interessantes Rezeptionszeugnis bildet der Band *Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des 18. Jahrhunderts von Dr. Alwin Schultz*, erschienen 1890 in Leipzig. Ihm liegt fast ausschließlich das *Frauenzimmer-Lexicon* des Corvinus zugrunde, aus dem der Verfasser ein „Bild von dem Leben und Treiben einer deutschen Frau jener Zeit entwerfen“ (Schultz 1890, S. V) will. Den Einblick ins 18. Jahrhundert glaubt Schultz mit und im *Frauenzimmer-Lexicon* ungefiltert genießen zu können und ein „lebensvolles und lebenswahres Bild jener Zeit“ (Schultz 1898, S. XIV) präsentieren zu können. Auch Witkowski, der 1909 die *Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig* schreibt, sieht im *Frauenzimmer-Lexicon* „viel wertvolles Material zur Kulturgeschichte“ (Witkowski 1909, S. 287) gespeichert.

4.1 Emanzipation oder Kontrolle? Thesen zur Funktion des *Frauenzimmer-Lexicons*

Die zentrale Frage, die an das *Frauenzimmer-Lexicon* gestellt werden soll, ist in zwei konträren Thesen formulierbar. Die eine: Frauen werden in Corvinus' Lexikon zu Subjekten eines Wissens, über das sie autonom verfügen können; es ist ein emanzipatorisches Förderinstrument für das bis dato kaum gebildete weibliche Geschlecht. In der Forschung ist immerhin zu lesen, das *Frauenzimmer-Lexicon* gebe „dem Frauenzimmer nur noch einmal die Gelegenheit, sich über bestimmte Namen, Ausdrücke, Begriffe oder Fragen [...] schnell und in knapper Form Auskunft zu holen“ (Nasse 1976, S. 411); geliefert werde „spezifisch auf den weiblichen Alltag zugeschnittenes Wissen“, wodurch frauenspezifische Literatur und Bildungsmittel zur Verfügung gestellt würden (Brokmann-Nooren 1994, S. 74). Ähnlich verortet Brandes (1998) Corvinus' Werk im Kontext der Frühaufklärung, die die Frau in den Bildungsprozess einbeziehe. Und im neuen *Killy Literaturlexikon* schließlich, welches Corvinus einen eigenen, kurzen Artikel widmet, wird das *Frauenzimmer-Lexicon* als „frühes Zeugnis für die aufklärerischen Bemühungen um die Erziehung u. Bildung des weibl. Geschlechts“ (Festner 2008, S. 488) bezeichnet.

Oder – Gegenthese – das *Frauenzimmer-Lexicon* ist ein Instrument zur Lenkung, Kontrolle und Beschränkung weiblichen Wissens, welches gerade den Ausschluss der Frau aus der männlichen Wissenswelt und damit ihre diskursive Ghettoisierung betreibt. Diese Sichtweise knüpft an die inzwischen als Gemeinplatz der Forschung geltende Vorstellung von der Ghettoisierung und sogar der Unterdrückung der Frau durch die Genderisierung von Wissen, Bildung und Literatur seit dem 18. Jahrhundert an.

Um die Frage zu klären – Lexikon als emanzipatorisches Fördermedium oder als Lenkungs- und Beschränkungsinstrument –, ist der Blick auf das im *Frauenzimmer-Lexicon* angelegte Leserinnenkonzept zu richten, sekundiert von sporadischen Seitenblicken auf andere Lexika. Zu erkunden sind Rezeptionsdirektiven und ihre geschlechtsspezifischen Implikationen, wie sie in Corvinus' Werk angelegt sind. Was ist nun genau dieses Leserinnenkonzept, wo und wie lassen sich im Text rezeptionssteuernde Vororientierungen, Signale oder auch rezeptionswirksame Leerstellen aufspüren?

Gunter Grimm listet alle möglichen Textelemente auf, die seines Erachtens Verweispotenzial für die Rezeption besitzen. Wenn man sich diese Liste ansieht – die zum Beispiel Gattungsbezeichnung, Kapitelüberschrift, Erzählstrategie, Erzählerfigur, Perspektive, Leserfigur und fiktiven Dialog enthält (Grimm 1977, S. 32) –, gewinnt man den Eindruck, alles im Text habe Signalfunktion, alles sei Leerstelle, sei Impuls für die Lesenden. Das ist in gewissem Sinn auch so. Prinzipiell sind alle Textelemente Rezeptionssignale, und sie sind immer auch geschlechtsspezifisch kodiert: Das Leserinnenkonzept ist

die Gesamtstruktur des Textes unter Rezeptionsaspekten betrachtet, es ist die Gesamtheit der textinhärenten Rezeptionselemente.

Wie viel da steht oder wie wenig, was da steht und was nicht, wie es da steht und wie nicht – das alles sind Faktoren der Leser(innen)orientierung und -lenkung. Sie strukturieren die folgende Durchsicht des *Frauenzimmer-Lexicons*. Es geht um die Selektivität der Wissensinhalte, die Quantität der Wissensinhalte, die Vermittlung des Wissens und die transportierten Geschlechtermodelle. Die schmale Corvinus-Forschung hat diese Aspekte bisher nicht annähernd ausgelotet.

4.2 „Die unentbehrlichen weiblichen Wissenschaften“: Selektivität der Wissensinhalte

Wie wird Wissen selektiert, ein- und zugleich ausgeschlossen aus dem lexicographischen Diskurs? Programmatisch flankiert wird der unweigerlich und kontinuierlich stattfindende Selektionsprozess zunächst von Paratexten, insbesondere Vorreden; teilweise auch von selbstreflexiven Artikeln des Lexikons selbst. Besonders bemerkenswert in Corvinus' Lexikon ist das 1739 neu hinzugekommene Lemma ‚Frauenzimmer-Bibliothek‘. Die Frau erfährt, was sie zu lesen hat und was nicht:

Bücher, welche zum Christenthum, Unterhaltung der Gottesfurcht, zu einer wohlgesetzten *Conduite* und einem ehrbaren Lebens-Wandel dienen, wovon der Frau Marckgräfin von *Lambert* neue Betrachtungen über das Frauenzimmer, Leipzig 1731 in 8v. nachzulesen, werden hier nicht berührt; sondern wir wollen nur diejenigen hier beybringen, welche zur Haushaltung, Kocherey und *Galanterie* Anlaß geben. Solche sind: [...]. (Corvinus 1739, Sp. 501)

Es folgt eine Aufzählung von gerade einmal fünfzehn Titeln, bei denen es sich um ‚ökonomische Lexika‘, Koch- und Haushaltungsbücher handelt. Fünfzehn Titel, die noch dazu alle außer einem eigentlich als überflüssig dargestellt werden: „Demjenigen Frauenzimmer, welches sich nicht viel Bücher anschaffen mag, wird das unter der zweyten Numer erwehnte allgemeine *Oeconom. Lexicon* stat aller gnugsame Befriedigung geben.“ (Corvinus 1739, Sp. 502) Durch solche ebenso programmatische wie konkret postulierte Selektion des zu lesenden Wissensstoffs wird so etwas wie ‚weibliche Wissenschaften‘ (Corvinus 1773, Sp. 1076) überhaupt erst konstruiert. Auswahl und Organisation der Inhalte sind geschlechtsspezifisch.

Vor allem aber geschieht Lenkung des Leseverhaltens natürlich durch die inhaltlich-thematischen Selektionsentscheidungen selbst, auf der organisierenden Textstrukturebene. Was da steht, kann gelesen werden, was nicht, das nicht. Und was steht da? Corvinus will in seinem Lexikon den „Inbegriff alles desjenigen, was zum weibl. Geschlechte gehöret“ (Corvinus 1715, Vorrede unpag. [S. 6]), versammeln. All dasjenige, was zum weiblichen Geschlechte

gehört? Das hört sich nach einer restriktiven Selektion des zu vermittelnden Wissens an. Dennoch ist Corvinus' adressierte Leserin nicht auf Kirche, Küche, Kinderzimmer beschränkt – sein vielschichtiges Lexikon transportiert widersprüchliche Geschlechtermodelle, es bringt disparate Diskurse zusammen, und dabei eben auch den Diskurs weiblicher Gelehrsamkeit. Ausdrücklich unterteilt Corvinus seine Adressatinnen in das haushältige, das curiös-galante und das gelehrte Frauenzimmer. All diese Frauentypen sollen Lesenswertes zu Belehrung und Unterhaltung finden:

Denn was die Abfassung dieses Wercks betrifft, so habe ich mir dreyerley Classen Frauenzim~er bey Ausarbeitung dessen vorgestellt, als nemlich, das haushältige und sorgfältige, das curiöse und galante, und endlich das gelehrte Frauenzimmer, welche allerseits bey Durchblätterung dieses Lexici verhoffentlich etwas finden sollen, das nach ihrem Goust ist, und selbigen ein und andern Nutzen allerdings versprechen wird. (Corvinus 1715, Vorrede, unpag. [S. 3])

Corvinus' Ausführungen zu jener dritten ‚Classe Frauenzimmer‘ muten geradezu beispielhaft für die vielbeschworene frühaufklärerische Offenheit weiblicher Gelehrsamkeit gegenüber an:

Was nun endlich das gelehrte Frauenzim~er anbelanget, so hoffe ich, daß sie dieses Buch nicht umsonst u. ohne Vergnügen in ihre klugen Hände nehmen sollen; Sie finden darinne eine solche Zahlreiche *Academie* gelehrter Weibesbilder, als sie wohl auf keiner *Universität* unter allen vier Theilen der Welt antreffen sollen, und werden bey ihrem Umgang und gelehrten Unterredungen mit Wunder wahrnehmen, daß dieser mehr als edle und preiß-würdige Musenberg dem ehemahls von dem Alterthum erdichteten *Helicon* weit vorzuziehen sey, weil auf selbigen vormahls nur neun Musen, auff diesen aber neunhundert und noch weit mehr Pierinnen sitzen, welche sich durch ihre vortreffliche Gelehrsamkeit bey der Welt signalisiret, und den verächtlichen titul, ob wäre das weibl. Geschlechte nur ein schwaches Werckzeug zu beneñen, durch ihre Stärke des Verstandes und recht männlichen Geist mit allen Beyfall sattsam abgelehnet. (Corvinus 1715, Vorrede, unpag. [S. 7 f.])

Für alle drei Sorten Leserinnen soll also etwas dabei sein. Dazu bietet Corvinus in alphabetischer Reihenfolge diverse Wissensgebiete an: Geschichte, vor allem weibliche Personengeschichte, Literatur, Kunst, Religion, Philosophie, Mythologie, Medizin, Recht, Kindererziehung, Kosmetik, Mode, Schmuck, Haushalt, Kochen, Handarbeiten, Freizeitgestaltung.

Besonders interessant allerdings sind die Leerstellen des aufgespannten Wissenskosmos. Es fehlen beispielsweise Artikel zur naturwissenschaftlich-mathematischen und staatspolitisch-historischen Bildung (dazu Brokmann-Nooren 1994, S. 77); derartige männlich kodierte Wissensdomänen werden fast gar nicht betreten. Wenn dies doch einmal geschieht, wie bei Jura und Medizin, beschränken sich die entsprechenden Artikel auf für den weiblichen Alltag zugeschnittenen, lebenspraktischen und nicht gelehrten Wissenstransfer.

Übrigens scheint in einigen dieser Artikel der Jurist Corvinus unverkennbar durch, etwa bei den detaillierten Ausführungen zu Ehestand und Ehescheidung, Ehe-Geld, Ehe-Ordnung und Ehe-Pacten, Ehesteuer und Ehestiftung.

Weitere Leerstellen fallen auf. Obgleich die als typisch weiblich kodierten Themen Ehe, Liebe, Kinder ausführlich vertreten sind, fehlen Artikel zu entsprechenden biologisch-physiologischen Phänomenen und Prozessen. Kinderbezogene Artikel beschreiben Zubehör für Kinderpflege und -betreuung, und zum Thema Liebe findet man lediglich einen weniger deskriptiven als appellativ-mahnenden Artikel zur ‚Thörigten Liebe‘: „sonderlicher weiblicher Zufall, da sich die Weibes Bilder durch eine bloss phantastische und unge-reimte hefftige Liebes-Einbildung einer gewissen Person stetig beunruhigen, und sie darbey eine febrilische Hitze und Gemüths-Verwirrung überfällt.“ (Corvinus 1715, Sp. 2016)

Derartige biologisch-physiologische Phänomene und Prozesse haben indes-sen in der zeitgenössischen allgemeinen Lexikographie durchaus einen Ort, etwa bei Hübner. Zwar spart der erste Hübner, das *Reale Staats- und Zei-tungs-Lexicon*, den Bereich Natur im weiten Sinne ja noch bewusst aus und kümmert sich daher auch nicht um physiologische und biologische Fragen – unter Liebe findet man dort nur „suche *Löbau*“... (Hübner 1704, Sp. 619). Im zweiten Hübner dann aber, dem *Curieuses Natur-Kunst-Gewerck und Handlungs-Lexicon*, sind zwar ‚Abtreiben‘ lediglich ein Bergwerksbegriff und ‚Jungfer‘ einer aus Münzwesen und Steinsetzerkunst. Doch zu lesen ist auch etwas über Coitus, Gynaecium, Gynaecia – Frauenkrankheiten –, Gynaecomastum – Anschwellen der Brüste –, Hermaphroditus – „ein Mensch, der beyder Geschlechter Scham-Glieder hat, und ein Mann und Weib zu-gleich ist“ (Hübner 1712, Sp. 622) –, über Penis und Samen/Saamen – „die Feuchtigkeiten [...], welche so wohl dem Menschen, als Vieh im Coitu oder Beyschlaff entgehen“ (Hübner 1712, Sp. 1154), über Sperma, Vagina und Clitoris. Letztere wird noch als „penis muliebris“ oder „Weiber-Ruthen“ bezeichnet (Hübner 1712, Sp. 342): Wie gleich am *Frauenzimmer-Lexicon* gezeigt wird, erfasst die zeitgenössische Lexikographie seismographisch den kulturgeschichtlichen Transfer von *one-* zum *two-sex-model* (Laqueur 1992).

Von diesen im Hübner nachzuschlagenden und erläuterten Begriffen stellt Corvinus seinen Leserinnen lediglich ‚Gynaecium‘ und ‚Hermaphroditus‘ vor. Der Artikel zum Gynaecium zeigt dabei große Übereinstimmung zu dem analogen bei Hübner. Dort hieß es, mit ‚Gynaecium‘ sei in der Antike der Teil des Hauses bezeichnet worden, wo sich Griechinnen und Römerinnen aufgehalten hätten; heute nun sei damit „dasselbige Gebäude“ gemeint, „wo eine Anzahl von jungen Frauenzimmer beysammen wohnt, und in allerhand dem weiblichen Geschlechte anständigen Wissenschaften erzogen wird“ (Hübner 1712, Sp. 600). Corvinus übernimmt diese Informationen und führt sie aus: Ein Gynaecium (sic!) sei ein Gebäude, „wo eine Anzahl von jungen Frauen-

zimmer beysammen wohnt, und in allerhand dem weiblichen Geschlechte anstehenden Künsten und Wissenschaften erzogen wird“ (Corvinus 1715, Sp. 706).

Nicht nur hier zeigt sich, dass Corvinus die früheren Gleditsch-Lexika zumindest partiell zu Rate gezogen und geschlechtsspezifisch gefiltert hat. Seine Selektionsentscheidungen deuten darauf hin, dass er konkrete Sexualaufklärung als für Frauen ungeeignet ansieht. Stattdessen wird das für Frauen hinsichtlich Liebe, Ehe, Partnerschaft, Kindern Wissenswerte nach moraldidaktischen Gesichtspunkten ausgewählt: Mit der Vermittlung von Wissen geht seine Kontrolle Hand in Hand. Pikanterweise empfehlen die Frauenzimmerbibliotheken der Moralischen Wochenschriften den von Corvinus diesbezüglich so sorgfältig redigierten Hübner durchaus: Über einen anderen Weg gerät das ausgeschlossene Wissen erneut in den Fokus zeitgenössischer Leserinnen.

Dass Corvinus die Leserin vor allem als moraldidaktisch zu Erziehende, nicht als durch Wissen zu Bildende konzipiert, dokumentiert auch die Aufnahme von Lemmata wie ‚Schwächen‘ (für Schwängern), von ‚Abtreiben Kinder‘, definiert als „gottlose und verfluchte Art der Huren“ (Corvinus 1715, Sp. 28), und von ‚Beyschlaf‘. Letzterer wird keinesfalls erklärt, sondern lediglich mit der Belehrung verbunden, Sex vor der Ehe sei strafbar. Nebenbei sei als Curiosum erwähnt, dass Corvinus vorehelichen Geschlechtsverkehr nur bezogen auf einen bestimmten Fall berücksichtigt. Ein Fall, der ihm selbst als Rechtsanwalt vorgekommen zu sein scheint, der ihn zumindest ganz offensichtlich beschäftigte und den er hier erwähnt: Handwerker dürften nämlich einen solchen Sünder nicht aus ihrer Innung ausschließen, erfahren die Leserinnen die Rechtsauslegung des Verfassers, weil das der staatlichen Gerichtsbarkeit überlassen bleiben sollte.

Oftmals gehen im *Frauenzimmer-Lexicon* Faktizität und Legende eine unauflösbare Verbindung ein; Realien stehen neben Aberglauben, nüchterne Deskription neben Anekdoten und Legenden: Teilweise ist es durchaus noch stark einem voraufklärerisch-frühneuzeitlichen Wissensbegriff verpflichtet. So informiert Corvinus' Artikel ‚Brüste‘ – „jene fleischichte, runde und mit den gehörigen Mammellons gezierte Vorder- und Ober-Theile“ – über phantastische Erscheinungsformen der weiblichen Brust: „Etlichen Indianischen Weibern wachsen sie fast biß auf den Schos herunter, hingegen findet man auch wieder andere, so selbige können über die Achseln werffen.“ (Corvinus 1715, Sp. 269) Im Artikel zu Zwillingen folgen der zunächst noch nüchternen biologischen Erklärung unvermittelt kühne Geschichten von Hundertlingen und Dreihundertfünfundsechziglingen. Zwillinge, erklärt Corvinus,

Heissen zwey Kinder, so von einer Mutter auf einmahl gebohren worden; Sie werden gar selten beyderseits aufgebracht und erzogen, indem meistens einer von dem andern wegzusterben pflaget. Dergleichen Zwillinge werden gar

öffters gebohren, und hat man hier und dar Exempel, daß eine Mutter auf einmahl 3. bis 4. Kinder zeugen kan. Die Heroische *Chaleis* oder *Combe* hatte 100. Kinder zur Welt gebracht; [...] Margaretha, eine Holländische Gräfin hat im 40. Jahre ihres Alters in einer Stunde auf einmahl 365. Kinder gebohren. [...] Desgleichen bekam *Irmentrude* des Grafen von Altorff aus *Provence* Gemahlin zwölf Kinder auff einmahl. (Corvinus 1715, Sp. 2174)

Extreme Mehrlingsgeburten haben die *curiositas* der Frühen Neuzeit natürlich schon immer gereizt; entsprechende Geschichten wandern kreuz und quer durch den buntschriftstellerischen und enzyklopädischen Diskurs. So kennt auch nicht erst Corvinus jene holländische Gräfin Margarete mit ihren 365 Kindern. Sie begegnet bereits in einer barocken Kompilation des Dichters und Poetikprofessors Timotheus Polus (1599–1642), die überschrieben ist mit *Lustiger Schauptatz/ Da allerley Personen/ Aempter/ Stände/ Künstel/ Händell/ Gewerbe vnd Handwercke/ Wie auch derselben Anfänger/ Erfinder vnd Vermehrer bey einander sind: Aus Bramero, Garzonio, Laurembergio, Camerario, Herbergero vnd andern bewereten Scribenten kurtz zusammen gezogen vnd nach dem ABC. in eine richtige Ordnung gebracht* (1639; dazu Roßbach 2011), und zwar unter dem Lemma „Mütter vieler Kinder“. Die phantastische Mehrlingsgeburt wird bei Polus übrigens nicht nur informativ beschrieben, sondern moralisch bewertet: als Gottesstrafe für Geiz und, interessanterweise, auch für biologisches Unwissen:

Mütter vieler Kinder.

EIn Gräfin aus Holland Margarita genant gebahr auff einmahl 365. Kinder. Solche Geburt aber war eine Strafe Gottes: Denn als ein armes Weib mit zweyen Kindern die Zwillinge waren/ zu dieser Gräfin kam und Allmosen begehrte/ gab jhr die Gräfin nicht alleine nichts/ sondern beschuldiget sie auch Ehebruchs/ sagend es were nicht möglich daß von einem Manne könten Zwillinge gezeuget werden. Das unschuldige Weiblein zu erklärung jhrer Vnschuld/ wünschete der Gräfin/ daß sie so viel Kinder gebären möchte/ als Tage im Jahre sind/ welches auch hernach geschahe. Dann im 42. Jahre jhres Alters am heiligē Ostertage umb 9. Vhr vor Mittage gebar sie 365. lebendige Kinder/ an der grösse kleinen Küchlein oder Hünlein gleich/ wurden alle getaufft/ und die Knäblein Johannes die Mägdlein aber Elisabeth genennet/ starben aber bald nach der Tauffe sampt der Mutter. (Polus 1651 [ED 1639], S. 319 f.)

Übrigens ist es natürlich nicht nur Corvinus, der hier die typisch vormoderne Synthese von Wissen und Nichtwissen, Mythos und Aberglauben bis in den enzyklopädisch-lexikographischen Diskurs des Aufklärungszeitalters hineinträgt. Bekanntlich integriert auch die größte Enzyklopädie des 18. Jahrhunderts, Zedlers *Universal-Lexicon*, trotz aufklärerischem Impuls immer noch mystisch-mythische Elemente. In den beiden betreffenden Lemmata zu Brüsten und Zwillingen ist der Zedler allerdings viel deskriptiver als das *Frauenzimmer-Lexicon*, aus dem er durchaus auch Texte übernommen hat.

Die Brust beschreibt Zedler ohne Unterscheidung der Geschlechter rein anatomisch-pathologisch; bei Mehrlingsgeburten geht er nicht über die realistische Zahl fünf hinaus (Zedler 1733, Bd. 4, Sp. 1659; 1751, Bd. 64, Sp. 1648).

Zur selektiven Präsentation von Wissensinhalten lässt sich auch diachron, mit Blick auf die drei Auflagen des *Frauenzimmer-Lexicons*, Signifikantes beobachten: Das Leserinnenkonzept der dritten Auflage ist nicht mehr das gleiche wie das der ersten Auflage. Wenn die Forschung sich für Corvinus' Lexikon interessiert, dann vor allem für den – tatsächlich sehr instruktiven – diachronen Vergleich der Auflagen von 1715, 1739 und 1773; dabei finden die programmatischen Vorreden besondere Beachtung. Die Publikationsgeschichte des *Frauenzimmer-Lexicons* gilt als modellhaft für die Entwicklung von einem gelehrtenfreundlichen Frauenbild hin zum Ideal der leidlich gebildeten Gattin, Hausfrau und Mutter ebenso wie dem der schönen Weiblichkeit. Allerdings bietet ein detaillierter Vergleich, der über die Vorreden hinausgeht, ein modifiziertes und differenzierteres Bild. Die zweite Auflage nämlich, fast 25 Jahre nach der ersten erschienen, ist zwar quantitativ weniger umfangreich, weist jedoch, abgesehen von der Vorrede, inhaltlich kaum Abweichungen vom Erstdruck, von dessen Geschlechtermodell und Leserinnenkonzept auf: Die überwiegende Zahl der stichprobenartig überprüften relevanten Lemmata enthält identische Wortlaute.

In den 34 Jahren zwischen der zweiten und der dritten Auflage ist hingegen auch qualitativ Entscheidendes passiert. Die anonym bleibenden Nachfolger des verstorbenen Corvinus schlagen eine abweichende, hinsichtlich des Bildungsdiskurses reaktionär anmutende Richtung ein. In der Vorrede polemisieren die Herausgeber gegen weibliche Gelehrte und fordern eine qualitative Restriktion weiblicher Wissenschaften:

Die unentbehrlichen weiblichen Wissenschaften schränken sich auf gute Kenntnisse in der Religion, Erziehungskunst der Kinder, und allem, was zum häuslichen Wesen gehört, vorzüglich ein: hat ein Frauenzimmer hierüber durch vernünftige Lecture und den Umgang mit gelehrten Leuten seinen Witz feiner, sein Herz edler und seinen Verstand schärfer gemacht, so ist es, zumal bey damit verbundener Bescheidenheit, desto liebeswürdiger und schätzbarer. Keine Frauenspersonen sind unerträglicher, als die phantastisch-zärtlichen Schäferinnen und schulgelehrten Pedantinnen. (Corvinus 1773, Sp. 1076)

Konsequenterweise wird in dieser dritten Auflage ein Großteil der Artikel zu berühmten Frauen getilgt und durch Informationen zur Kochkunst ersetzt – der indirekte Verweis auf eine zwischenzeitlich teilweise erschienene *Geschichte berühmter Frauenzimmer* (1772–1775) ist dafür nur eine magere Entschuldigung: Die „gelehrten Frauenzimmer und Künstlerinnen hingegen hat man, so wie die Heldinnen neuerer Zeiten, größten Theils dem Verfasser der oben gedachten Geschichte berühmter Frauenzimmer überlassen wollen, um hier den Platz zu sparen“ (Corvinus 1773, Vorbericht, unpag. [2]), heißt es halbher-

zig. Getilgt wird zudem Polemisch-Derbes und Legendenhaftes, um es durch sachlich-nüchtern präsentierte Fakten zu ersetzen: Das Wort ‚Hure‘ fehlt in der Erläuterung zum ‚Abtreiben der Leibesfrucht‘, Brüste werden nicht mehr über die Schulter geworfen und Hexen, die noch 1739 als böse, gottlose Weiber, die mit dem Teufel im Bund stünden, charakterisiert werden, gibt es nun nicht mehr – höchstwahrscheinlich jedenfalls: „Heut zu Tage giebt es entweder keine mehr, oder man glaubt doch keine.“ (Corvinus 1773, Sp. 1388)

Die Dimension der Inhaltsselektion ist nicht nur in Corvinus' *Frauenzimmer-Lexicon* entscheidend für die rezeptive Orientierung und Lenkung und damit für die Generierung eines textinhärenten Leserinnenkonzepts, sondern auch für spätere Gattungsrepräsentanten. Wenige angedeutete und keineswegs vollständige Ausblicke auf andere Frauenzimmerlexika müssen genügen. So wie Corvinus' *Frauenzimmer-Lexicon* will auch Carl Herloßsohns *Damen Conversations Lexikon* (1834–1838) über hundert Jahre später einen weiblich induzierten Wissenskosmos erschließen. Breiten Raum nehmen dabei Frauenbiographien ein, da, so Schaser,

die Redaktion davon ausging, dass sich den Leserinnen die Welt vor allem über das Leben von Frauen erschließen würde. Geschichte wird in Form romantischer Erzählungen präsentiert, Religion, Mythologie, Kunst und Musik, Mode und Luxusartikel breiter Raum eingeräumt, Erkenntnisse der Naturwissenschaften als leichte Kost serviert: Während z.B. der Artikel über Zinn – ein Metall, das für die Industrialisierung von großer Bedeutung war – in Meyers Großem Conversations-Lexicon von 1852 auf 13 Seiten behandelt wird, widmet das Damenlexikon diesem Stoff gerade eine halbe Seite. (Schaser 2006)

Charakteristisch für die Inhaltsselektion Herloßsohns ist zudem die Aufnahme allgemein bekannter, eigentlich nicht erläuterungsbedürftiger Begriffe. Damit steht er unverkennbar in Corvinus' Nachfolge – bezeichnend ist die amüsante Corvinus-Kritik eines unwirschen Rezensenten in den *Deutschen Acta Eruditorum*:

Mancher wird nicht begreifen können, warum Herr Amaranthes, als ein Gelehrter, seine Zeit an ein Buch, welches das Frauenzimmer leicht entbehren könnte, angewendet? ein anderer wird sich wundern, daß man so viel unnöthige Dinge erklärt, als *Bier, Brod, Fische, Finger-Hut, Leuchter, Schachtel, Steck-Nadel, Hemde, Karten*, eine *Hure*, ein *Floh*, eine *Katze*, u. d. g., welche Sachen kleinen Kindern, so nur Deutsch reden können, bekannt sind. (anonym 1715a, S. 892 f.)

Herloßsohn nun erläutert also ebenfalls allgemein bekannte Begriffe wie ‚Frau‘, ‚Kind‘ und ‚Gatte‘. Selbstredend erklärt er nicht, worum es sich dabei handelt – die Artikel haben appellativen, nicht deskriptiven Charakter. Die Lesenden erfahren nicht, was eine Frau ist, sondern wie sie sich zu verhalten habe. Unverkennbar konzipiert auch hier das implizierte Modell einer Lexikonleserin die Frau nicht als zu Bildende, sondern als zu Erziehende. Nicht von ungefähr findet

man bei Herloßsohn unter ‚Bildung‘ die Erklärung, die „Kenntniß des Mannes ist das wichtigste Gesetz der Ehe für Frauen“; die ‚Ehe‘ wiederum erscheint als „der erhabenste, der einzige weibliche Beruf“ (Herloßsohn 1834, Bd. 2, S. 70; 1835, Bd. 3, S. 275). Diese von Herloßsohn vorangetriebene moralisierende und pädagogisierende Tendenz legt es nahe, die Textsorte Frauenzimmerlexikon in Frage zu stellen oder zumindest als Grenzphänomen wahrzunehmen: Das Lexikon wird zum moralischen Lehrbuch.

Im Gegensatz dazu ist das spätere *Neueste Damen-Conversations-Lexikon. Ein Inbegriff des Gesamtwissens für die Frauenwelt*, 1856 sechsbändig im Leipziger Verlag der Roßberg’schen Buchhandlung erschienen, tatsächlich vorwiegend Informationsliteratur, nicht Morallehre. Artikel über Ehe, Familie, Gatte, Kind und Mann sucht man vergeblich; am Anfang steht ein daten- und zahlengesättigter Artikel über die Stadt Aachen. Wissen ohne Geschlecht gibt es dennoch auch hier nicht. Besonders deutlich zeigt das der Artikel über ‚Emancipation‘, der hier erstmals auch die Emanzipation der Frauen meint und in ihr einen Abweg verirrter Geister sieht: „Bei dem gesunden Sinne des deutschen Volkes hat diese Idee einiger Schwärmer nie Anklang gefunden, und die Frauen sind nicht aus ihrem schönen, ihnen von Gott angewiesenen Wirkungskreise, als Gattin und Mutter, herausgerissen worden [...]“ (Neuestes Damen-Conversations-Lexikon 1856, Bd. 3, S. 46).

Noch mehr auf Wissensdiffusion, noch weniger auf Moraldidaxe zielt schließlich das *Illustrierte Konversations-Lexikon der Frau* aus dem Jahr 1900. Es bezeichnet ‚Abtreibung‘ nicht mehr wie Corvinus als „gottlose und verfluchte Art der Huren“, sondern erteilt dazu eine lange, mit Literaturhinweisen gesättigte, sachliche Information inklusive strafrechtlicher Hinweise (Illustriertes Konversations-Lexikon der Frau 1900, Bd. 1, S. 36).

4.3 „Eine Frauenzimmer-Bibliothek darf nicht zahlreich seyn“: Quantität der Wissensinhalte

Das Frontispiz von Corvinus’ Lexikon zeigt ein Frauenzimmer: einen recht dürftig möblierten, aber durch Decken- und Wandgestaltung durchaus prachtvoll geschmückten, eindeutig weiblich kodierten Aufenthaltsraum. Die Akteure in diesem Raum sind – nicht überraschend – drei Frauen. Sie beschäftigen sich mit Schönheitspflege: die eine macht der anderen eine Frisur vor dem Spiegel, ein Mädchen schaut zu. Warum liest hier niemand, zum Beispiel in Corvinus’ Lexikon? Hätte das nicht nahegelegen? Bereits durch dieses initiatorische Frontispiz wird klar, wie die Prioritäten verteilt sind: Die Damen bemühen sich zunächst darum, angenehme und gefällige Gesellschafterinnen und Begleiterinnen des Mannes zu sein, wozu vor allem Bemühungen um die körperliche Erscheinung gehören. Andere Beschäftigungen werden im Bild angedeutet und erscheinen zweitrangig, Musik machen und – Lesen: Eine kleine ‚Bibliothek‘ findet sich auf der rechten Seite: ein Regal mit gerade einmal fünf Büchern.

Abb. 11: *Corvinus* 1715, Frontispiz. © Bayerische Staatsbibliothek, Sign. 2143672 Enc. 81.



Die Frage nach weiblicher Bildung und Gelehrsamkeit ist im 18. und 19. Jahrhundert immer auch eine Frage nach dem Wieviel. Sollen Frauen überhaupt viel wissen? „Lesen sie langsam und wenig“, empfahl sogar die Gottschedin jungen Mädchen, obgleich sie gemeinhin mit ihrem Mann für die frühauflärerische Förderung weiblicher Bildung steht: „Ein Frauenzimmer liest, um besser und weiser zu werden, nicht um gelehrt zu scheinen.“ (zit. nach Brokmann-Nooren 1994, S. 235) Vor allem aber sind es männliche Gelehrte, die zu ‚wohlordneten Damenbibliotheken‘ raten (dazu Wiede-Behrendt 1987, S. 118), und natürlich gehört auch Gellert zu ihnen: An seine liebste Briefpartnerin und gelehrsam-ehrfürchtige Schülerin Caroline Lucius schreibt er ebenso aufmunternd wie ermahmend: „Fahren Sie in Ihrer guten Lectüre fort [...], ob es gleich für viele Frauenzimmer gut wäre, wenn sie weniger läsen; aber Sie gehören nicht in diese Classe. Sie leben nicht, um zu lesen; sondern Sie lesen, um desto geschäftiger, nützlicher und ruhiger zu leben [...].“ (Gellert 1991, Bd. 3, S. 111) An anderer Stelle wird er einer weiblichen Briefpartnerin gegenüber konkret, was die Quantität angeht: Eine Stunde Lesen am Tag ist genug, um „Bildung ihres Verstandes und Herzens“ zu fördern; und zwar sei „bloß die Stunde, die Ihnen Ihre Geschäfte übrig lassen, auf das Lesen eines guten Buches anzuwenden“ (Gellert 1991, Bd. 3, S. 111; 1996, Bd. 4, S. 99 f., 146; dazu Arto-Haumacher 1995, S. 268).

Frauen sollen also nicht alles wissen – sollen sie überhaupt viel wissen? Das *Frauenzimmer-Lexicon* ist immerhin ein stattlicher Band – der Erstdruck umfasst 2176 Spalten ohne den Anhang „Küchen-Zettul und Tafel-Riße“ –, umfangreicher als das populäre Hübner’sche Zeitungslexikon aus dem gleichen Verlag. Damit ist es aber untypisch; die späteren frauenspezifischen Konversationslexika des 19. Jahrhunderts sind generell weniger dick als zeitgleiche *nicht* adressatinnenspezifische Lexika. Der Wissenskosmos der Frau ist nicht nur spezifisch, sondern auch kleiner. Ein präziser quantitativer Vergleich entsprechender Publikationen steht allerdings aus.

Auch hinsichtlich des quantitativen Aspekts ist ein diachroner Vergleich der Fassungen des *Frauenzimmer-Lexicons* aufschlussreich. Denn ab der zweiten Auflage, also noch unter Corvinus’ Ägide und zu seinen Lebzeiten, legt es Widerspruch gegen zuviel weibliches Wissen ein – und entspricht damit einmal mehr modellhaft der Teleologie von frühauflärerischer Offenheit für weibliche Gelehrsamkeit hin zu späterer Ablehnung derselben. Zwar wird in der Vorrede von 1739 noch umständlich der Wissenstransfer an Frauen legitimiert. Bezeichnend ist jedoch ein neu hinzugekommener Artikel, und zwar zur ‚Frauenzimmer-Bibliothek‘. Die hier propagierte Leseliste unterscheidet sich deutlich von den Frauenzimmer-Bibliotheken der Moralischen Wochenschriften, die Religion, Moral, Philosophie, Naturkunde, Belletristik usw. einschließen. Sie enthält ausschließlich Hauswirtschafts-, Koch- und Handarbeitsbücher (Corvinus 1739, Sp. 501 f.). Die dritte Auflage des *Frauenzimmer-*

Lexicons fordert schließlich rigoros: „Eine Frauenzimmer-Bibliothek darf nicht zahlreich seyn“ (Corvinus 1773, Sp. 412) – eine unmissverständliche Rezeptionsdirektive. Wie dieses Wenige, dieses nicht Zahlreiche dann qualitativ aussehen soll und wo man bzw. frau sich Anregungen dafür holen könnte, wird gleich mitgeliefert: Drei Leselisten, darunter die *Conseils pour former une bibliothèque peu nombreuse, mais choisie* (3. Aufl. 1755) von Jean Henri Samuel Formey, und natürlich das *Frauenzimmer-Lexicon* selbst werden empfohlen:

Eine *Frauenzimmer-Bibliothek* darf nicht zahlreich seyn, sondern nur die besten Schriften zu Bildung des Geistes und des Herzens enthalten, worinnen die nöthigen Kenntnisse in der Religion, Tugendlehre, Erziehungskunst junger Kinder, Wirtschafts- oder Haushaltungskunde, und den schönen Wissenschaften deutlich gelehret und eingeschärfet werden. In Ansehung der Religion können vernünftige Seelsorger zu einer guten Handbibliothek die besten Anweisung geben: über die übrigen Materien findet man theils in diesem Frauenzimmer-Lexicon unter den davon handelnden Artikeln die nöthigsten Schriften angeführet, theils geben gute Anleitung dazu: *Job. Christoph Stockhausens* kritischer Entwurf einer auserlesenen Bibliothek für die Liebhaber der Philosophie und schönen Wissenschaften, dritte Auflage, Berlin 1764. *D. Millers* Anleitung zur Kenntniß der besten Bücher in allen Wissenschaften für Anfänger, Leipzig 1768. *Conseils pour former une bibliothèque peu nombreuse, mais choisie, par Mr. Formey, troisieme ed. à Berlin 1755, Jul. Bernh. von Robr* Haushaltungs-Bibliothek, dritte Auflage, Leipzig 1755. (Corvinus 1773, Sp. 412 f.)

Erneut folgt ein knapper Ausblick auf den frauenlexikographischen Diskurs des 19. Jahrhunderts. Für Herloßsohn, dessen *Damen Conversations Lexikon* in zehn handlichen Bändchen erschien, ist der Maßstab für das Was und Wieviel weiblicher Lektüre, also sowohl Selektion als auch Quantität der Inhalte, die Bildung der Frau *für den Mann*. Wenig erstaunlich, da ja auch, wie wir schon erfahren haben, die „Kenntnis des Mannes“ das „wichtigste Gesetz der Ehe für Frauen“ sein soll. Herloßsohn feiert ganz im Sinne seiner Zeit die Weiblichkeit als natürlichen Geschlechtscharakter. Er konstruiert die Frau als für den Mann Lebende – und Lesende. Unter dem Lemma ‚Lectüre‘ erklärt er:

Was und *wieviel* Frauen aus dem Schatze menschlichen Wissens zu nehmen haben, wäre schwerer zu sagen, wenn nicht die moralische Nothwendigkeit, daß sich das *Weib* für den *Mann* bilde, hier den Maßstab gäbe. Der Frauen Bildung muß eine durchaus *weibliche* bleiben, im edelsten Sinne des Wortes, wenn sie beglücken soll; nicht das Wissen macht glücklich, sondern die Anwendung desselben. [...] Alle wissenschaftliche Lectüre, sowohl der Mädchen, als der Frauen, muß auf ihren Beruf stete Beziehung haben; so die Religions-, Sitten-, Staaten- und Kunstgeschichte: erste Bedingung alles Lesens bleibt Selbstkenntniß; bei Frauen tritt noch die heilige Pflicht hinzu, daß sie im Geschäfte ihrer Gatten nie ganz ignorant sein sollen. Von der *Unterhaltungslectüre* werden edle Frauengemüther gewiß Alles ausscheiden, was *nur* unterhält, was nicht zugleich

entweder dem Geiste oder dem unverderbten Herzen Nahrung bietet [...]. (Herloßsohn 1836, Bd. 6, S. 314 f.)

Das ist ganz im Sinne Herders gedacht, der für eine „Enzyklopädie der Frauenzimmerwissenschaften“ plädierte (► II.4.2). In dieser sollten Frauen „von der ganzen Gelehrsamkeit, Weltweisheit und schönen Litteratur, von der Geschichte und den schönen Wissenschaften“ nur so viel vorfinden, „als nötig ist, sie zur Schönheit des Geistes zu bilden“ (Herder 1985, S. 401 f.).

Das sechsbändige *Neueste Damen-Conversations-Lexikon* von 1856 greift aus dem „reichen Schatze des Wissens und der Wissenschaft“ nur das für Frauen Interessante heraus und lässt das ihnen fern Liegende ausdrücklich weg. Damit fällt es nicht nur eine qualitative, sondern auch eine quantitative Entscheidung. Das zweibändige *Illustrierte Konversations-Lexikon der Frau* aus dem Jahr 1900 schließlich ist von den hier betrachteten das jüngste und zugleich umfangreichste Werk – was erst einmal nicht überrascht. Lexika nehmen an Volumen zu, nicht nur die gendermarkierten. Bemerkenswerter erscheint, dass das *Illustrierte Konversations-Lexikon der Frau* als einziges keine explizite Handlungsanweisung zu frauenspezifischer Lektürelimitierung und Wissensreduktion enthält. Anders ausgedrückt: Das textinhärente Leserinnenkonzept impliziert hier erstmals nicht wenig Wissen.

4.4 „wie große Kinder behandelt“? Vermittlung des Wissens

Bislang ist festzuhalten, dass das lexikographische Wissen geschlechtsspezifisch limitiert und selektiert wird und damit bestimmte textinhärente Leserinnenkonzepte generiert werden. Der dritte Aspekt betrifft nun die Strategien frauenspezifischer Wissensvermittlung, oder auch: die entsprechende Zurichtung von Gegenständen des lexikographischen Diskurses. Wie sieht eine solche Zurichtung aus, in welcher Form präsentieren sich frauenspezifische Wissenstexte? Was bedeutet es, wenn Lexika Wissen in vermeintlich frauengerechter Art und Weise vermitteln wollen?

Für jene populärwissenschaftlichen Vermittlungsformen fand man blumige Metaphern: Man bemühe sich, versichert der Herausgeber Alois Wilhelm Schreiber in seiner *Musarion*, einer *Quartalschrift für Frauenzimmer* (1789), „Philosophie im angenehmen Gewande darzustellen, Lehren unter Rosen zu flechten“ (zit. nach Schumann 1980, S. 27). Besonders die Moralischen Wochenschriften, die versuchten, wider die pedantische Schulgelehrsamkeit, „leicht, unterhaltsam, plaudernd, gefällig“ daherzukommen, spielen eine zentrale Rolle in jenem popularisierenden Wissenstransfer. Außer ihnen gebe es, so urteilt Martens, in den 1720-er Jahren in Deutschland kaum eine solch fontenellische, eingängige, leicht konsumierbare und daher „passende Literatur für den weiblichen, und das heißt: für den ungelehrten Leser“ (Martens 1975, Sp. 1153 f.). Die Ausdrucksweise ‚weiblich, und das heißt ungelehrt‘ erinnert

frappant an den 75 Jahre älteren Kommentar Adalbert von Hansteins, der in Bezug auf Unzers *Grundriß einer Weltweisheit für das Frauenzimmer* von ‚Laien, also besonders Frauen‘ spricht: „Zwei Schriften von Ausländern“, er meint Fontenelle und Algarotti, „waren bis dahin die fast einzigen lesbaren Bücher für völlige Laien, also besonders für Frauen, gewesen“ (Hanstein 1900, Bd. 2, S. 196).

Eingängig und leicht konsumierbar: Ist es tatsächlich so, dass ungebildeten, nicht lateinkundigen Frauen Unverständliches verständlich gemacht, dass ihnen auf diese Weise das Tor zum Wissen aufgestoßen wird? Man muss wohl eher von Seiten- und Hintertürchen sprechen, die nicht zu den Hallen der Weisheit führen, sondern in kleine Nebenräume, in denen „Metaphysik häppchenweise“ (Jauch 1989) aufbereitet und damit auch geformt wird. Der Vergleich zur Kinderliteratur drängt sich auf, und tatsächlich schreibt Hanstein (1900, Bd. 2, S. 193) zu Unzers *Grundriß*, er eigne sich sehr gut für Frauen und Kinder, die sich ja sehr ähnlich seien. Dieser Vergleich drängte sich schon Amalia Holst im Jahr 1802 auf, und er passte ihr gar nicht: Frauen, klagt sie in ihrer Schrift *Ueber die Bestimmung des Weibes zur höhern Geistesbildung* (Berlin 1802), würden in diesen Büchern „wie große Kinder behandelt“. Dagegen fordert sie „ächtens“ Wissen: „Diese Bildung werde uns gründlich und aus den ächten Quellen; so wie den Männern gegeben, nicht aus den Büchern, die für Damen geschrieben sind, worin wir eigentlich nur wie große Kinder behandelt werden.“ (Holst 1802, S. 65, zit. nach Wiede-Behrendt 1987, S. 107)

So wie durch Inhaltsselektion nicht nur eine reale Leserin erwartet, sondern eine ideale Leserin textintern konzipiert wird, so etablieren auch textuelle Vermittlungsstrategien Leserinnenkonzepte. Umberto Eco schrieb: „Wenn also jeweils ein eigener Modell-Leser vorgesehen ist, so bedeutet dies nicht allein die ‚Hoffnung‘, daß er existieren möge, sondern es heißt auch, daß der Text Bewegungen vollzieht, innerhalb derer sich jener konstituieren kann. Ein Text beruht nicht allein auf Kompetenz, er trägt auch dazu bei, sie zu erzeugen.“ (Eco 1987, S. 68)

Als Vermittlungs- und Kommunikationsstrategien in Frauenzimmerlexika lassen sich auf den ersten Blick folgende ausmachen: erstens eine einfache, klare, allgemeinsprachliche, nicht fachterminologische Deskription; zweitens ein moraldidaktischer, zuweilen autoritär gesetzter Appell, insbesondere beim Transport von Geschlechtermodellen; drittens eine unterhaltende Narration, deren Stilmittel von Spannung und Witz bis zu langatmiger Umständlichkeit reichen.

Zum ersten Aspekt: Deskription ist selbstverständlich ein Charakteristikum nicht nur frauenspezifischer Wissensliteratur, sondern stellt bis hin zum heutigen Sachbuch den maßgeblichen Diskursmodus faktualer Literatur dar. Deskription kommt in allen betrachteten Frauenzimmerlexika vor

und entwickelt sich in der Geschichte der Textsorte zum vorherrschenden Diskursmodus. Die Leserin, die durch den Diskursmodus einfacher, allgemeinsprachlicher Beschreibung erfordert und zugleich konzipiert wird, ist interessiert und in ihrem eingeschränkten Rahmen wissbegierig; keine Gelehrte, sondern eine sachlich zu informierende Unwissende. Sie entspricht größtenteils dem Lesermodell nicht gendermarkierter, populärwissenschaftlicher Literatur.

Was zweitens den moraldidaktischen Appell angeht, so ist auch er in der allgemeinen Lexikographie des 18. und 19. Jahrhunderts eine gängige Textstrategie. Doch gerade die Frauenzimmerlexika werden auffallend stark von moraldidaktischen Strategien bestimmt – Corvinus ebenso wie Herloßsohn, wie bereits zu beobachten war. Corvinus' Moraldidaxe kommt etwas derber und herber daher, diejenige Herloßsohns dominiert aber noch stärker: Sein *Damen Conversations Lexikon* erscheint wie gesagt weniger als Lexikon denn als moralisches Lehrbuch. Rigoros heißt es dort: „Die schaffende Natur beschränkte liebevoll den Wirkungskreis des weiblichen Geschlechtes. Das Weib lerne diese Schranken kennen und ehren.“ (Herloßsohn 1837, Bd. 8, S. 192) Erst im *Neuesten Damen-Conversationslexikon* von 1856 und dem *Illustrierten Konversations-Lexikon der Frau* von 1900 tritt der appellative Charakter hinter den deskriptiven zurück, vor allem im zweitgenannten Werk.

Die von einem appellativen Diskursmodus ausgehenden Rezeptionssignale konfliktieren im Grunde mit dem erstgenannten Modus der Deskription. Konzipiert wird dadurch nämlich nicht eine Leserin, die Wissen aufnimmt, Neues lernt und dabei womöglich Alterität erfährt, sondern eine Leserin, die durch Lektüre tradierte geschlechtsspezifische Verhaltensregeln adaptiert und lesend Imitation realisiert.

Für den dritten Aspekt, die unterhaltende Narration, gilt textsortengeschichtlich Ähnliches wie für die Moraldidaxe: Ihre Bedeutung nimmt in der Geschichte der Frauenzimmerlexika ab. Corvinus transferiert Wissen noch auf höchst unterhaltsame, häufig erzählerisch zubereitete Weise. Sein *Frauenzimmer-Lexicon* zielt ausdrücklich auf Nutzen für die Lesende, aber „nicht sonder merckliches Vergnügen [...] und Zeitvertreib“ (Corvinus 1715, Vorrede, unpag. [S. 4]). Dabei ist die lexikographisch angestrebte Synthese von *prodesse* und *delectare* nicht trennbar. Selbst die Diskurse des gelehrten Frauenzimmers geschehen „nicht umsonst u. ohne Vergnügen“ (Corvinus 1715, Vorrede, unpag. [S. 7]).

Das Lexikon vermittelt seinen Leserinnen Wissen auf unterhaltsame Weise. Die deskriptive Darstellung trockener Fakten wird aufgebrochen durch Metaphernreichtum, Anekdoten, Curiosa, Exempla, Erzählungen. Gerade was die Narrativität angeht, könnte man behaupten, dass das etablierte Leserkonzept des *Nutzbaren, galanten und curieusen Frauenzimmer-Lexicons* in weiten Teilen, zumindest auf der Ebene der Einzelartikel, dem eines Erzähl-

textes ähnelt oder nahe kommt. Zahlreiche Artikel, vor allem die historischen und biographischen, sind erzählerisch aufgebaut, charakterisiert durch Ereignishaftigkeit, Handlungsstruktur und Spannung. Da besonders im Erstdruck von 1715 der Anteil frauenbiographischer Lemmata noch sehr groß ist, ist eine narrative Struktur auf der Ebene der Artikel also durchaus kein Einzelfall. Übrigens enthält auch das *Damen Conversations Lexikon* Herloßsohns noch etliche narrativ gestaltete historische und biographische Artikel. Diese sollen ausdrücklich einer „romantischen Darstellung“ Genüge tun:

Nicht eine ermüdende Aufzählung von Thatsachen und Zeitläuften, sondern ein lebendiges, rasch vorübergehendes Gemälde, ein Rundbild, auf welchem das Wichtigste in den Vorder-, das Minderwichtige in den Hintergrund tritt, sollte gegeben werden. Die *Geographie*, welche sich so selten der Gunst der Frauen zu erfreuen hat, legte ihr ernsten, steifes Gewand zur Seite [...]. (Herloßsohn 1834, Bd. 1, S. 3)

Wie sieht es mit der Narrativität auf der Ebene des Gesamttextes *Frauenzimmer-Lexicon* aus? Corvinus' Nachfolger empfehlen den Lesenden in der dritten Auflage von 1773 – konträr zur Textsortenspezifität des Nachschlagewerks –, das Buch solle als Gesamttext rezipiert werden; „sehr viele Frauenzimmer“ würden „ihre Zeit nicht übel anwenden“, „wenn sie dieses Lexicon, (die Koch- und Zuckererbsen-Artikel ausgenommen, welche bloß zum Nachschlagen bey vorkommender Gelegenheit da stehen,) vom Anfange bis zum Ende durchlesen wollten“ (Corvinus 1773, Vorrede, unpag. [S. 2]). Konstruiert wird in diesem Fall nicht die Leserin eines Lexikons, sondern eine Romanleserin.

Erich Schön spricht von der „Ausbildung einer spezifisch bürgerlichen – und für die Literatur weiterhin: weiblichen – Bedürfnis- und Interessenstruktur“ (Schön 1987, S. 42), denen man mit bestimmten Lektürestrategien und Textsorten entgegengekommen sei. Ob es diese frauenspezifischen Bedürfnisse allerdings vorher überhaupt gab (wer hat sie gemessen, abgefragt?) oder ob sie nicht vielmehr zugleich mit der frauenspezifischen Lektüre ‚erfunden‘ wurden, ist die Frage. Brandes sieht wie Schön in der Form des *Frauenzimmer-Lexicons* ein Entgegenkommen der weiblichen Leserschaft gegenüber: „Dieses Lexikon, anschaulich und abwechslungsreich, mitunter ironisch-witzig, kam dem Geschmack des zeitgenössischen weiblichen Lesepublikums entgegen, das für diese Gattung ja erst gewonnen werden mußte.“ (Brandes 1998, S. 25)

Hier werden Texte wahrgenommen, die passend für Frauen gemacht wurden: leicht, anschaulich, unterhaltsam. Diese Attribute kommen dem *Frauenzimmer-Lexicon* zweifellos zu, und zwar in einer spezifischen Weise, die über die generelle Relevanz des Unterhaltungswertes zeitgenössischer Informations- und Sachliteratur hinausgeht. Dennoch kann man die gestellte

Diagnose zuspitzen und regelrecht umdrehen. Und zwar, indem man nicht von für Leserinnen passend gemachten Texten spricht, sondern von für und durch Texte passend gemachten Leserinnen. Ein als typisch weiblich deklariertes Interesse und Lektüerverhalten wird durch Literatur wie Corvinus' Lexikon erst geschaffen. Mit der auf ungebildete, nicht lateinkundige Schülerinnen zugeschnittenen Wissensdidaktisierung wird nicht nur Unverständliches durch formale Modifizierungen verständlich gemacht, sondern es entstehen neue, genderspezifisch konstruierte Wissensinhalte.

4.5 Transportierte Geschlechtermodelle

Wenn das *Nutzbare, galante und curiöse Frauenzimmer-Lexicon* seine Gegenstände und Inhalte geschlechtsspezifisch auswählt, beschränkt und zurichtet, werden damit zugleich bestimmte Geschlechtermodelle transportiert. Der programmatische Artikel ‚Frau oder Weib‘ muss eher appellativ als deskriptiv verstanden werden. Eine Frau sei „eine verehrliche Weibes-Person, so ihres Mannes Willen uñ Befehl unterworfen, die Haushaltung führet, und in selbiger ihrem Gesinde zu befehlen hat“ (Corvinus 1715, Sp. 572). Nach knappen juristischen Erläuterungen werden nur noch die misogynen Einstellungen von Juden, Türken und Persern erwähnt.

Dennoch ist kein eindeutiges Geschlechtermodell im *Frauenzimmer-Lexicon* zu identifizieren. Auf der einen Seite wird als Ideal die häusliche, dienende Gattin und Mutter propagiert. ‚Häußlichkeit‘ wird in dem entsprechenden Lemma in stark moraldidaktischem Schreibgestus als „eine dem Weibesvolck absonderlich wohl anstehende Tugend und Eigenschafft“ bezeichnet, „vermöge deren sie sich in ihrem Hause stets eingezogen halten und ihres Hauswesens pflegen sollen“. Es folgt der nicht wirklich subtile Hinweis: „Das öfftere ausgehen und herum lauffen der Weiber war bey denen alten Römern und Egyptiern sehr verhasst“ (Corvinus 1715, Sp. 722; 1739 identisch, 1773 leicht abgewandelt) – die Leserin des 18. Jahrhunderts wird den Wink verstanden haben. Auf der anderen Seite nun aber werden im *Frauenzimmer-Lexicon*, ganz im Sinne barocken Frauenlobs, auch Heroinnen der Tat und des Geistes einschränkungslos bewundert und gelobt. Da heißt es zum Beispiel von der philologisch, philosophisch und theologisch bewanderten blinden Gelehrten Ester Elisabeth Valkiers, sie sei ein „Ausbund und Muster aller Vollkommenheit“ (Corvinus 1715, Sp. 2057) gewesen.

Brandes (1998, S. 27) sieht in diesen Widersprüchen die Diskrepanz des frühen 18. Jahrhunderts allgemein zwischen aufklärerischen Fortschrittsentwürfen und konservativen Gesellschaftsstrukturen, zwischen Ansätzen zu Frauenemanzipation und geltendem patriarchalischem Recht ausgeprägt. Solche dichotomischen Gegenüberstellungen vereinfachen die Sache vielleicht etwas; man sollte eher von einer Verdichtung verschiedenster, eben

auch heterogener und widersprüchlicher Diskurse, Konzepte und Themen sprechen. Neben spätbarockem Heldinnenlob findet man galante Verbeugungen vor der Damenwelt – „demjenigen Geschlechte, dem alles, was Männlich heißt, gleichsam zu dienen gebohren“ (Corvinus 1715, Vorrede, unpag. [S. 12]) –, und auch der juristische Diskurs über die Frau als Rechtsperson hat seinen Platz im *Frauenzimmer-Lexicon*. Ein Diskurs, der in Lexikographie und Hausväterliteratur sehr gängig war. Hausen führt aus, inwiefern die Frau in diesen Textgattungen vornehmlich über ihre soziale Position, ihre Rechte, Pflichten und Verrichtungen definiert wurde – bis dann, dies ist Hausens bekannte These, im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts die (Geschlechts-)Charakterdefinitionen überwogen: „Der Geschlechtscharakter wird als eine Kombination von Biologie und Bestimmung aus der Natur abgeleitet und zugleich als Wesensmerkmal in das Innere der Menschen verlegt.“ (Hausen 1976, S. 369 f.)

Corvinus' *Frauenzimmer-Lexicon* propagiert also keineswegs ein homogenes Geschlechterkonzept. Und auch hier lohnt wieder eine diachrone Perspektive, insbesondere auf die Vorreden der verschiedenen Ausgaben. In ihnen verdichtet sich die Diskussion von Geschlechterkonzepten programmatisch. Fast modellhaft lässt sich eine Entwicklung von der Adressierung der gelehrten Frau (1715) über die defensive Legitimation eingeschränkter und zweckorientierter Frauenbildung (1739) bis hin zur Forderung rigoroser Beschränkung weiblicher Wissenschaften (1773) registrieren. Schon in der zweiten Auflage legitimiert Corvinus seine Wissensvermittlung an Frauen und behandelt die generelle Frage nach der Legitimität weiblicher Bildung und Gelehrsamkeit. Dabei richtet sich der Metatext Vorrede wie selbstverständlich an Männer – als müsse der nun folgende Inhalt zunächst von Vätern, Gatten und Brüdern abgesegnet werden. Distanzierend ist vom ‚Weibsvolk‘ die Rede, das damit ganz als Objekt, nicht als Adressat der Darstellung erscheint. Das *Frauenzimmer-Lexicon* von 1739 bezeugt damit eine Inkongruenz auf der Adressatenebene: Die in den Artikeln gegebenen Leseanweisungen sind eindeutig an Frauen gerichtet, die Adressaten der Metatexte sind jedoch Männer. Die Textpragmatik ist hinsichtlich ihrer Geschlechtermarkierung inkonsistent.

Corvinus betont, Frauen sollten sich keinesfalls in die Wissenschaften vertiefen: „Mit solchen Weibes-Personen aber, die sich in der Mathematic, Philosophia Scientifica, Staats-Kunst, Critic, Philologie, Poesie, Sprachen, der höhern Theologie, Jurisprudenz und Medicin allzu sehr vertiefft haben, wird wohl niemanden viel gedienet seyn.“ (Corvinus 1739, Vorrede, unpag. [S. 5]) Vielmehr sollen sie durch Bildung, Tugend und Pflichtbewusstsein ihren (Geschlechts-)Charakter verbessern. Hierzu sei die „Beyhülffe dieser Wissenschaften“ aber immerhin sinnvoll und notwendig. Anders können sie nicht zu ihrer Bestimmung kommen, „nemlich zu klugen und liebenswürdigen Ehegattinnen, zu weisen Müttern, vorsichtigen Gebieterinnen in ihren Häusern

und bey ihren Nachbarinnen und Befreundtinnen zu lebendigen Exempeln der Tugend und Gelassenheit“ (Corvinus 1739, Vorrede, unpag. [S. 4]) zu werden. Diese klare Zweckorientierung von Wissensvermittlung und Bildung erlaubt es dem Vorredner zuzugestehen: „so können wir“ – auch hier ist die männliche Perspektive unübersehbar – „diese so angenehme Geschöpfe von dergleichen Erkenntniß wol keinesweges gänzlich ausschließen“ (Corvinus 1739, Vorrede, unpag. [S. 3]). Allerdings bringt er dann auf den Punkt, was genau unter diesen zweckausgerichteten und eingeschränkten ‚Wissenschaften‘ zu verstehen ist, denen eine Frau sich widmen darf: „Die besten Wissenschaften sind also nach den oben angeführten wol diese, daß eine Frau verstehe, wie ihre Küche, ihre Vorraths-Kammer und andere häusliche Verrichtungen besorget, und das Vergnügen ihres Ehegattens gesetzmäßig befördert werden könne.“ (Corvinus 1739, Vorrede, unpag. [S. 5])

Hier, in der 1739er-Auflage, ist also trotz allem noch ein gewisses Zugeständnis an Frauen und ihren Anspruch auf Bildung und Wissen spürbar, nicht zuletzt durch den merklich legitimatorischen Sprachgestus. Dieser ist in der dritten Auflage von 1773 einer selbstbewussten Ansage gewichen, die Frauen von der Gelehrsamkeit radikal ausschließt. Diese Ansage richtet sich wiederum an die weiblichen Lesenden selbst: „Aber nein, meine Damen, Gelehrsamkeit und Verstand sind sehr trennbare Eigenschaften [...]“ (Corvinus 1773, Vorrede, unpag. [S. 3]) Wie zitiert wird eine rigorose Beschränkung weiblicher Wissenschaften gefordert, um keine „schulgelehrten Pedantinnen“ heranzubilden. Das Ziel sind einzig „kluge Wirthinnen, verständige Mütter, und angenehme Gesellschafterinnen“ (Corvinus 1773, Vorrede, unpag. [S. 3]).

Dagegen passen die Heroinnen, die das *Frauenzimmer-Lexicon* ursprünglich rühmend auflistete, immer weniger ins (Frauen)Bild. Sie werden konsequent eliminiert. Während 1739 noch „diejenigen tapfern und virtuoson Weiber“ als „Männinnen“ bezeichnet werden, „so ein männliches und heroisches Gemüthe bey ihren Verrichtungen und Thaten hervor blicken lassen“ (Corvinus 1739, Sp. 996), wird 1773 bezeichnenderweise etwas hinzugefügt: Eine „Männin, Virago“ sei „ein Charakter, der bey wichtigen Vorfällen zwar sehr großen Nutzen schaffen kann, weil sich auch wohl muthige Männer vor einer Furie scheuen, welche die Waffen von beiden Geschlechtern braucht, der aber gemeinlich von Männern weder geliebet wird, noch geliebt zu werden begehren kann“ (Corvinus 1773, Sp. 2061).

Im Widerspruch zu dieser beobachtbaren Veränderung des Frauenbildes steht die Tatsache, dass nicht nur die zweite Auflage „Amazoninnen“ weiterhin als „tapffere Heldinnen“ (Corvinus 1739, Sp. 54) apostrophiert, sondern sogar die dritte Auflage sie als „kriegerische und tapfere Frauen“ (Corvinus 1773, Sp. 113) lobt – ob aus redaktioneller Nachlässigkeit oder als bewusste Entscheidung der Herausgeber, sei dahingestellt. Erneut zeigt sich, dass Corvinus' *Frauenzimmer-Lexicon* ein merkwürdig vielschichtiges Gebilde ist,

das verschiedene Konzepte und Denkrichtungen nebeneinander stellt und widersprüchliche Veränderungsprozesse, Bewegung und Stagnation, seismographisch aufzeichnet.

Eine derartige Aufzeichnung von Wandlungsprozessen sei hier exemplarisch nachvollzogen: Nach Laqueur (*Making Sex*, 1990) hat im 18. Jahrhundert bekanntlich eine umwälzende Veränderung der Geschlechterordnung stattgefunden. Zu dieser Zeit ereignete sich der allmähliche Übergang vom Modell eines nur graduell unterschiedlich ausgeprägten Geschlechts hin zur Idee zweier prinzipiell verschiedener Geschlechter, vom *one-sex-* zum *two-sex-model*. Laqueur vollzieht diese Entwicklung medizinhistorisch und begriffsgeschichtlich nach; der von ihm genannte Zeitraum muss allerdings als thesehafte Setzung und nicht als endgültig bewiesenes Faktum verstanden werden.

Corvinus' *Frauenzimmer-Lexicon* bewegt sich zunächst ganz im Rahmen des in der Frühen Neuzeit allgemein geltenden Ein-Geschlecht-Modells, wenn es beispielsweise spontane Geschlechtertransformationen für möglich hält. Der Artikel ‚Bärtiges Frauenzimmer‘ informiert darüber, dass zuweilen, „wie oft ein Männer-Hertze in einer Weiberbrust, also auch ein männlicher Bart in einem Weiber-Kinn stecke“ (Corvinus 1715, Sp. 170). Laqueur steckt den diskursiven Kontext dazu ab: „Und selbstverständlich machten sowohl in der medizinischen wie auch in der sonstigen Literatur Geschichten von Frauen die Runde, die wirklich ihr Geschlecht veränderten und denen plötzlich ein Penis wuchs.“ (Laqueur 1992, S. 144)

Der Artikel zum ‚Bärtigen Frauenzimmer‘ wird 1739 zunächst identisch abgedruckt, erfährt aber 1773 signifikante Modifikationen. Zum einen ist er weniger subjektiv-erzählend gestaltet – dass Venus ihrem Vulkanus mit Bart nicht gefallen hätte, erfahren wir nun nicht mehr. Zum anderen aber wird plötzlich mit biologisch-physiologischer Geschlechterdifferenz argumentiert: „Bärtiges Frauenzimmer, soll nach der Naturkündiger Ausspruche mehrentheils ein zorniges und böses Gemüthe vermuthen lassen; inzwischen ist es wegen der kalten Natur der Weiber bekanntlich nur selten anzutreffen [...]“ (Corvinus 1773, Sp. 304). Interessanterweise wird hier die weibliche Natur zwar gesetzt und als solche im Sinne einer weiblichen Sonderanthropologie von der männlichen unterschieden, jedoch als eine verstanden, die sich „inzwischen“ herausgebildet habe: Das neue Zwei-Geschlechter-Modell wird nicht als übergeschichtliche Anthropologie wahrgenommen, sondern als ein die aktuelle Konstitution der Frau erfassendes Beschreibungsmodell – so als habe davor nicht nur das Ein-Geschlecht-Modell theoretisch gegolten, sondern als habe es früher realiter nur ein Geschlecht gegeben. Bezeichnend für diese Haltung ist das Erstaunen über eine spät auftretende bärtige Frau: „Nur noch 1732 starb zu Dreßden eine Jungfer von 64 Jahren, Rosina Margaretha Müllerinn, welcher in ihrer zwölfwöchentlichen Krankheit ein großer über

2 Zoll langer Bart gewachsen war, daher man sie auch etliche Tage lang im Sarge sehen, und abmalen, sodann aber das Gemälde zur churfürstlichen Naturalienkammer bringen ließ.“ (Corvinus 1773, Sp. 304)

Die ‚Zwitter‘-Artikel können als Nagelprobe des herrschenden Geschlechtermodells herangezogen werden. 1715 wie 1739 ist ein Zwitter, „der so wohl weibliche als männliche Gebuhrts-Glieder hat“ (Corvinus 1715, Sp. 2176; nur orthographisch abweichend 1739). 1773 wird seine Existenz dann geleugnet. Die Durchlässigkeit der Geschlechtergrenzen ist ebenso wie das ihr zugrunde liegende *one-sex-model* stark abgeschwächt: „Unter den Menschen (und Thieren) zweifelte man schon seit langer Zeit billig an der Existenz wahrer Zwitter; und heut zu Tage läugnet man sie völlig.“ (Corvinus 1773, Sp. 3996) Und doch ist auch hier von einer Konsistenz der Geschlechtermodellierung im *Frauenzimmer-Lexicon* keine Rede. Noch 1773 finden wir unverdrossen Informationen zu „Gorgippa“, jenem „Weibes-Bild, so nach einem etliche Tage lang anhaltenden Schmerz einen männlichen Leib, rauhe Stimme und langen Bart bekam, und also auf einmahl in ein Manns-Bild verwandelt ward“ (Corvinus 1773, Sp. 1193).

5. Die Performativität von Geschlecht

In seiner Komplexität ist Corvinus' einzigartiges Lexikon ein spannungsgeladener Großtext, der heterogene Diskurse, Konzepte, Modelle und Themen nebeneinander stellt und sich harmonisierenden teleologischen Thesen, wie sie die Geschlechterforschung zuweilen (re-)produziert, widersetzt. Das *Nutzbare, galante und curiöse Frauenzimmer-Lexicon* ist ein Markstein in der weiblichen Bildungs- und Wissensgeschichte – vor allem, weil es Frauen zum Lesen herausfordert. Insofern ist es nicht falsch, es als Aufklärungsinstrument zu betrachten. Dennoch wird Frauen keineswegs lediglich bisher unzugängliches ‚männliches‘ Wissen verfügbar gemacht. Das *Frauenzimmer-Lexicon*, das geschlechtlich kodiertes Wissen in selektierter, limitierter, speziell aufbereiteter und geschlechtsideologisch verbrämter Form vermittelt, eröffnet Frauen einen separaten, von Männern kontrollierten Wissenskosmos.

John L. Austin hat unterschieden zwischen der *language of performance*, die ihren Gegenstand erst konstituiert, und der *language of statement*, die eine Gegenstandsentsprechung in der Lebenswelt besitzt. Die erste ordnet man gemeinhin fiktionalen Texten, die zweite faktualen Repräsentationen zu, also auch Gebrauchstexten wie Lexika (Iser 1975, S. 231). Ganz abgesehen von der Frage, inwiefern es eine *language of statement* überhaupt geben kann – ein sprachphilosophisches Problem –, ganz abgesehen davon steht fest: Die hier untersuchte dominante faktuale, in manchen narrativen Passagen partiell fiktionale Wissensliteratur funktioniert performativ. Der komplexe und heterogene weibliche Wissenskosmos, der am Beispiel des *Frauenzimmer-Lexicons*

analysiert wurde, besitzt in der Realität keine Entsprechung. Er wird erst als Text und mit dem Text etabliert, in ihm entsteht ein entsprechendes Leserkonzept. Dieses besitzt in den lexikographischen Werken, je nach Dominanz von Deskription, Appell oder Narration, spezifische Ausprägungen.

Vera und Ansgar Nünning postulieren für das Erzählen, dass es als performativer Akt Identitäten und Geschlechterkonstruktionen überhaupt erst erzeugt und kulturell stabilisierte (Nünning/Nünning 2004, S. 22): Die Performativität von Geschlecht ist immer auch ein Machtphänomen. Diese These lässt sich auf gebrauchsliterarische Textphänomene und die dazugehörigen Akte des Sprechens und Erzählens wie den lexikographischen Diskurs übertragen.

Gerade unter der Perspektive der Performativität offenbart sich, was oben mehrfach angerissen wurde: dass nicht Texte für Frauen gemacht werden, sondern Frauen durch und für Texte. Als Gewährsmann für beide gegensätzlichen Thesen (Texte für Frauen – Frauen für Texte) kann man übrigens Erich Schön zitieren, der sich auf die empirische Romanleserin konzentriert. Er spricht einerseits davon, dass Frauen vor der Entstehung der Romanliteratur kaum etwas ihrer Bedürfnissituation Entsprechendes vorgefunden hätten (Schön 1990, S. 23 f.) – andererseits aber von der Ausbildung einer „weiblichen Bedürfnis- und Interessenstruktur“ durch die Literatur selbst (Schön 1984, S. 42). Lexikonleserinnen gab es vor dem 18. Jahrhundert nicht. Durch die und mit der Textsorte Frauenzimmerlexikon entstehen sie – zunächst *im* Text, als signalhaft funktionierende, machtvolle Konzepte.

LEHRDICHUNG

IV. „Je suis sçavante!“

Zum Verhältnis von weiblicher Gelehrsamkeit und Kulturtransfer am Beispiel der deutschen Übersetzungen von Fontenelles *Entretiens sur la Pluralité des Mondes*

Sollen Frauen philosophieren? Eine Frage, die im 18. Jahrhundert zum Diskurs über weibliche Bildung und Bildbarkeit, über Frauengelehrsamkeit und -wissen von Frauen gehörte. Beantwortet wird sie im Allgemeinen zurückhaltend, selbst von den Befürwortern und Befürworterinnen weiblicher Bildung. Die Schreckensfigur der nur gelehrten, weder haushälterisch geschickten noch als Ehefrau und Mutter gefälligen Frau geistert vom Anfang bis zum Ende des Jahrhunderts durch diesen Diskurs.

Und sogar diejenigen, die hier reale, leibhaftige Vorbilder sein könnten – nämlich die ersten Philosophiebücher, die von Frauen geschrieben wurden –, verzichten nicht auf diesen Topos des weiblichen Philosophierens als Nebensache neben den eigentlich wichtigen Pflichten. Johanna Charlotte Unzers schon erwähnter *Grundriß einer Weltweisheit für das Frauenzimmer* (1751), das erste von einer Frau für Frauen verfasste deutschsprachige Philosophielehrbuch, ist mit einer Vorrede ihres Onkels Johann Gottlob Krüger (1715–1759) versehen, der Mentorfunktion für die Autorin besaß. In dieser Vorrede bekundet der renommierte Philosophieprofessor und Mediziner allerdings seine durchaus nur eingeschränkte Loyalität dem publikatorischen Unternehmen seiner Verwandten gegenüber. Ob aus strategischen Gründen, sei dahin gestellt – man fühlt sich jedenfalls erinnert an die herablassend-gnädige Geste Wielands in seinem berühmten Vorwort zu Sophie von La Roches *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* (1771) ...

Zwar ist Unzers Schrift nichts Anderes als eine Heranführung ihrer Leserinnen an die Philosophie. „Wenn wir wollen Philosophinnen werden, so müssen wir eine Wissenschaft erlernen“ (Unzer 1995, S. 43), stellt sie selbstbewusst und ermunternd fest. Dennoch schreibt ihr Mentor vorneweg dämpfend,

daß ich gar nicht der Meinung bin, daß keine Jungfer eher heirathen solle, bis sie die Metaphysik studieret hätte. Ein Gesetz von dieser Art würde nicht nur sehr grausam sein, sondern es würde überdies die Unbequemlichkeit bei sich führen, daß die jungen Herrn Magister, welche sich gemeiniglich mit der Logik und Metaphysik beschäftigen, ihre Hörsäle würden erweitern lassen müssen; und ich begreife es sehr wohl daß bei den älteren Professoren, und insonderheit bei denenjenigen, welche über die Sittenlehre und Haushaltungskunst läsen, kein grosses Gedränge sein würde. Um dieser Unordnung vorzubeugen: halte ich es

selber für sehr vernünftig, wenn ein Frauenzimmer, an statt der Dingerlehre ihr eigen Herz kennen [...] lernet [...]; wenn sie den Staat mit Kindern versorgt, die sie durch einen Leitfaden zur Klugheit und Tugend lenkt, welchen ihr die Kenntnis der Welt und ihres eigenen Herzens in die Hände gegeben, wenn sie durch einen liebevollen Blick das durch denken mürrisch gewordene Gesicht ihres Ehe-Gemahls erheitert, und sich bemühet, ihm die Ergetzlichkeiten recht reizend zu machen, wodurch die unvermeidlichen Beschwerlichkeiten seines Lebens erträglicher gemacht werden. (Krüger 1995, S. 28 f.)

Die zweite namhafte Philosophin, oder zumindest Verfasserin eines Philosophiebuchs von und für Frauen, ist die Tochter von Freiherr Adolph Franz Friedrich Ludwig Knigge (1752–1796), die als Fünfzehnjährige den *Versuch einer Logic für Frauenzimmer* verfasste: Philippine Auguste Amalie von Reden, geborene Freiin Knigge (1773–1841). In ihrem Traktat, das der Vorrede nach vor allem eine Niederschrift väterlicher Lehren ist, nimmt sie die Frage nach der Frauenbildung, ihrem Umfang und ihrer Berechtigung als Beispiel eines philosophischen Problems, welches demonstrativ zergliedert wird.

Nehmen wir den Satz: „da mein Vater wünscht, daß ich ihm durch Erwerbung aller derjenigen guten Eigenschaften Freude machen möge, die zu einem gebildeten Frauenzimmer gehören; so will ich mich bestreben, eine wohlschmeckende Mahlzeit zubereiten zu lernen, und sollte mir auch dies Studium so viel Zeit wegnehmen, daß ich darüber weniger gelehrt würde.“ (Knigge 1789, S. 49 f.).

Im Anschluss zergliedert sie diesen ‚abstracten Gedanken‘ von den guten Eigenschaften eines gebildeten Frauenzimmers und trifft selbst eine klare Entscheidung: „Ich bestimme mich für das Letztere, und wenn es weiter keines Beweises bedarf, daß der Beruf unsers Geschlechts zu häuslichen Geschäften größer, als der zur Gelehrsamkeit ist; so kann ich doch noch die nähere Bestimmung hinzufügen, daß dies grade mit den Grundsätzen meines lieben Vaters, dem ich gern Freude machen möchte, übereinstimmt.“ Knigge endet mit dem Plädoyer, „einen guten Pfannekuchen zu backen“. Da wären es „Hirngespinnste“, wenn man sagte: „,ich wolle, um ein gebildetes Frauenzimmer zu seyn, alles lernen, was nur auf Erden zu lernen wäre,‘ denn da würde ich die *Möglichkeit meiner Idee* nicht beweisen können“ (Knigge 1789, S. 50 f.).

Knigges ‚Logik‘ steht nur auf den ersten Blick in einem widersprüchlichen Verhältnis zu ihrem Werk selbst, das doch Frauen Philosophie lehren will. Es ist vor allem ein weiteres Zeichen dafür, dass Frauenbildung, Frauengelehrsamkeit, Frauenwissen im 18. Jahrhundert nur so zu haben zu sein scheinen: als stets zu legitimierende und zu kontrollierende Nebensache, als Begleitscheinung, als Marginalie.

Immerhin gab es eine ganze Reihe damenphilosophischer Werke, die zur Zeit der Aufklärung verfasst wurden. Das erste deutsche Philosophielehrbuch extra für Frauen erschien unter dem Pseudonym Clisander 1720 in Leipzig: *Die Einleitung zu der Welt-Weißheit oder Philosophie eines galanten Frau-*

enzimmers (► III.2). Kurz darauf belehrt ein M.F.C.B. Studenten und Frauen über *Erste und vornehmste Gründe der Welt-Weißheit* (1724). Clisanders Lehrbuch wird der Thomasius-Schule zugerechnet, während andere Gattungsbeispiele sich wolffianisch geben oder es auch sind: Die führende philosophische Schule in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war der von Christian Wolf (1679–1754) geprägte Rationalismus. Der aus Frankreich stammende Berliner Philosoph Samuel Heinrich Formey verfasste einen sechsbändigen Roman zu Wolfs Lehren, *La belle Wolfienne* (1741–1753), übersetzt als *Die Schöne Wolfianerin* (1741/42). Auch Unzer zeigt sich mit ihrem *Grundriß* als Rationalistin. Bei ihrer Aufbereitung gängiger Philosophie Leibniz-Wolff'scher Prägung nimmt sie einen heiteren Plauderton ein und verwahrt sich ausdrücklich vor echter Gelehrtheit.

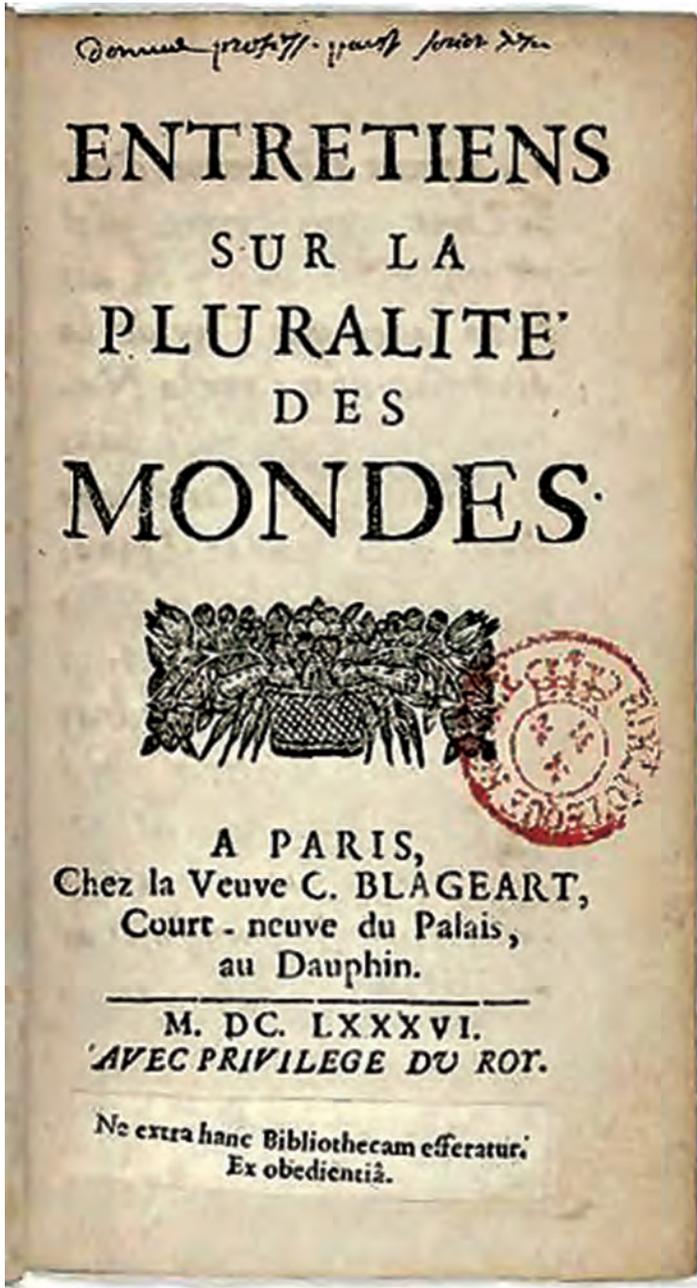
Größere Bekanntheit als diese deutsch- und französischsprachigen Lehrbücher des 18. Jahrhunderts erlangte indessen ein italienisches Philosophielehrbuch für Frauen: Francesco Algarottis *Il Newtonianismo per le dame* (1737, dt. Übs. 1745). Der italienische Gelehrte und Hofmann Algarotti legte damit einen ‚Newton für Damen‘ vor; sein Lehrdialog, der Newtons Optik und Mechanik popularisiert, wurde europaweit berühmt und vielfach übersetzt. Die Damenphilosophie etablierte sich in Deutschland also vor allem per Kulturtransfer, durch Übersetzungen.

Um die Bücherliste für das 18. Jahrhundert zu ergänzen, seien noch drei philosophische Lehrwerke für eine weibliche Leserschaft erwähnt: Der Schweizer Mathematiker Leonhard Euler, der viele Jahre in St. Petersburg und Berlin wirkte, richtet seine französischsprachige Schrift *Lettres à une Princesse d'Allemagne* (1768; 1769–1773 übersetzt als *Briefe an eine deutsche Prinzessin*) an eine Nichte Friedrichs des Großen. In Briefform vermittelt er Grundkenntnisse der Physik, Mathematik, Astronomie, Theologie und Philosophie. Gute zwanzig Jahre kam Knigges *Versuch einer Logik für Frauenzimmer* (1789) auf den Markt; im gleichen Jahr erschien eine freie Übersetzung aus dem Französischen in Form eines Briefs an eine Dame: Friedrich Eberhard von Rochows *Eine kleine Logik oder Vernunft-Anwendungs-Lehre* (1789). Generell verlor die aufklärerische Damenphilosophie jedoch spätestens mit dem Jahrhundertende an Bedeutung, auch wenn sich noch im 19. Jahrhundert Titel finden lassen wie 1803 die *Philosophie für Damen* von ‚Schiller‘ (nicht von dem Schiller) und 1837 der *Brief an eine Dame über die Hegelsche Philosophie* von Karl Wilhelm Ernst Mager.

Im Folgenden geht es um den wegweisenden und modellbildenden Gattungspionier der Damenphilosophie, der bereits 1686 erstmals erschienen war und im Laufe des 18. Jahrhunderts mehrfach (nicht nur) ins Deutsche übersetzt wurde: Bernard le Bovier de Fontenelles Lehrdialog *Entretiens sur la Pluralité des Mondes*.

1. Fontenelles *Entretiens sur la Pluralité des Mondes*

Abb. 12: Fontenelle 1586, Titelseite. © Wikisource La Bibliothèque libre.



Die Schönen können den Cartesius seine Wirbel immer drehen lassen, ohne sich darum zu bekümmern, wenn auch der artige Fontenelle ihnen unter den Wandelsternen Gesellschaft leisten wollte, und die Anziehung ihrer Reize verliert nichts von ihrer Gewalt, wenn sie gleich nichts von allem dem wissen, was Algarotti zu ihrem Besten von den Anziehungskräften der groben Materien nach dem Newton aufzuzeichnen bemüht gewesen. [...]

Eben so werden sie von dem Weltgebäude nichts mehr zu kennen nöthig haben, als nöthig ist, den Anblick des Himmels an einem schönen Abende ihnen rührend zu machen, wenn sie einigermassen begriffen haben, daß noch mehr Welten und daselbst noch mehr schöne Geschöpfe anzutreffen sind. (Kant 1968, Bd. 2, S. 230 f.)

Kants Vorstellungen *Von dem Unterschiede des Erhabenen und Schönen in dem Gegenverhältniß beider Geschlechter* (1764) sind ebenso berühmt wie berüchtigt. Eine Erweiterung weiblichen Wissens erscheint dem bürgerlichen Universitätsgelehrten lediglich dann von Interesse, wenn die Schönheit der alternden Frau nachlässt:

Meiner Meinung nach sollte in der schönen Einfalt, die durch ein verfeinertes Gefühl an allem, was reizend und edel ist, erhoben worden, die ganze Vollkommenheit des schönen Geschlechts in der Blüthe der Jahre bestehen. Allmählig, so wie die Ansprüche auf Reizungen nachlassen, könnte das Lesen der Bücher und die Erweiterung der Einsicht unvermerkt die erledigte Stelle der Grazien durch die Musen ersetzen, und der Ehemann sollte der erste Lehrmeister sein. (Kant 1968, Bd. 2, S. 239 f.)

Im Werk des französischen Philosophen, Schriftstellers und Salonmenschen Bernard le Bovier de Fontenelle (1657–1757), auf den Kant im obigen Zitat süffisant-herablassend anspielt, gehen Schönheit und Wissen eine ganz andere Verbindung ein. In seinen *Entretiens sur la Pluralité des Mondes* wirbt der Ich-Erzähler und Briefschreiber um Verständnis für Philosophiektionen, die er einer Frau erteilt hat: „Peut-estre mesme serez-vous bien-aise que j’aye attiré madame la marquise dans le party de la philosophie. Nous ne pouvions faire une acquisition plus considerable, car je compte que la beauté et la jeunesse sont toujours des choses d’un grand prix.“ (Fontenelle 1686, S. 2)

Die *Entretiens* erschienen 1686 bei C. Blageart in Paris, im gleichen Jahr kamen in Lyon und Amsterdam weitere Ausgaben auf den Markt (Fontenelle 1966, S. VIII, 181). 1687 ließ Fontenelle bei Michel Guerot in Paris eine ergänzte Neuauflage erscheinen, die ein zusätzliches, sechstes Gespräch enthält. Sämtliche deutschen Übersetzungen basieren auf dieser ergänzten Version.

Fontenelles Buch steht am Anfang einer breiten Strömung der Wissenschaftspopularisierung, die die Frau explizit einschließt. Sie weist ihr eine zentrale Stellung als Rezipientin, wohlgerneht nicht als Produzentin der ‚neuen Wissenschaften‘ zu. Jener unpräzise Begriff der ‚neuen Wissenschaften‘ reflektiert übrigens treffend die reale Ungenauigkeit der zeitgenössischen

Terminologie: Eine Erkundung des semantischen Feldes, in dem sich ‚Philosophie‘, ‚Naturphilosophie‘ und ‚Wissenschaft‘ ansiedelten, wäre eine eigene Untersuchung wert.

In einem erotisch-galanten, unterhaltsamen Gespräch unter dem Sternenhimmel erklärt Fontenelles Philosoph einer adligen Dame das cartesianisch-kopernikanische Weltbild, das die Erde als einen von vielen Planeten, die Sonne als eine von vielen Sonnen statuiert. Im Kontext dieses neuen kosmologischen Modells wird die Frage nach der Bewohntheit anderer Planeten virulent: Die Pluralitätsidee ist ein zentrales Denkmodell des 17. und 18. Jahrhunderts. Es generiert unzählige philosophische und literarische Entwürfe, die sich „auf der Grenze zwischen Wirklichem und Möglichem“ ansiedeln und sich „statt als Gedankenspielerei als verantwortungsbewußte Artikulation der anthropologischen Grundfrage im Horizont des kosmologischen Erkenntnisstandes“ (Guthke 1983, S. 9) begreifen. Fontenelles astronomische Schrift, obgleich ihrerseits beeinflusst von Autoren wie John Wilkins, Pierre Borel und Cyrano de Bergerac (dazu Bergmann in Fontenelle 1989, S. 356), ist in diesem Kontext von herausragender wirkungsgeschichtlicher Bedeutung. Guthke sieht in den zu Fontenelles Lebzeiten 33-mal wieder aufgelegten (Fontenelle 1966, S. IX) und vielfach übersetzten *Entretiens*, die gemeinsam mit Christiaan Huygens' *Kosmotheoros* (1698) den Gedanken der Mehrheit der bewohnten Welten an der Schwelle der Aufklärung in weiten Kreisen vertraut gemacht hätten, gar den entscheidenden Anstoß für einen mentalitätsgeschichtlichen „Umschwung des Denkens“ (Guthke 1983, S. 202).

1.1 Verführung zur Gelehrsamkeit?

Die philosophischen Spaziergänge, die der Lehrer mit seiner Schülerin im nächtlichen Park unternimmt, sind geprägt von männlicher Galanterie und weiblicher Koketterie. Es ist ein Lehrdialog in geistreich-witziger, plaudernder Manier mit traditioneller Geschlechterdisposition. Der Mann inszeniert sich als Verführer – nicht nur zur Wissenschaft. Die Frau gibt sich hin – vorerst nur an die Wirbeltheorie. Gipper sieht in dem Spiel zwischen Philosoph und Marquise die „literarische Verdopplung jener rhetorischen Seduktionsstrategie [...], mit der das Publikum seinerseits zur Wissenschaft verführt werden soll“; Douglas ihrerseits erkennt Fontenelles Erfolgsgeheimnis in seinem „use of romance and sexuality to purvey enlightenment“ (Gipper 2002, S. 151 f.; Douglas 1994, S. 4). Die Hierarchie von Lehrer/Verführer und Belehrter/Verführter bleibt ungebrochen, auch wenn letztere zuweilen Einwände und Vorschläge beisteuert und die Gesprächspartner sich beim phantasievollen Ausmalen anderer Welten gegenseitig anregen.

Die Marquise ist und bleibt ZuhörerIn – und besitzt damit Vorbildfunktion für etwaige Leserinnen der *Entretiens*. Besonders bekannt ist die in Jo-

soph Addison's Wochenschrift *The Guardian* (8.9.1713, Nr. 155) inszenierte Rezeptionssituation: Frauen lesen sich beim Obsteinmachen Fontenelle vor. Fontenelles Vorrede ermutigt wissenschaftlich nicht vorgebildete Frauen ausdrücklich zur Lektüre. Doch sollen sie tatsächlich gelehrt werden? Und was heißt überhaupt ‚gelehrt‘? Hier ist nicht der Ort, auf die komplexe, zudem eine geschlechtsspezifische Differenzierung implizierende Semantik dieses Begriffs und auf sein Verhältnis zum in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstehenden Bildungsbegriff einzugehen (siehe auch ► III.1). Ein gelehrter Mann ist im 17. und 18. Jahrhundert selbstredend etwas anderes als eine als ‚gelehrt‘ bezeichnete Frau, die sich durch systematische Unprofessionalität auszeichnet (dazu Merkel/Wunder 2000, S. 8).

Fontenelles *Entretiens* sprechen von Gelehrsamkeit mit all der spielerischen Ambivalenz, die der Schrift generell eigen ist. Gleich zu Anfang behauptet der Ich-Erzähler, die Marquise für eine Gelehrte zu halten „à cause de l'extrême facilité qu'elle auroit à le devenir“ (Fontenelle 1686, S. 3). Fehendes Bücherwissen tue nichts zur Sache, allein die mentale Disposition zählt. Auch im Folgenden ähnelt die inszenierte Gelehrsamkeit der Marquise nicht im Entferntesten der durch Kenntnis der alten Sprachen, Systematik, Breite und Tiefe des Wissens ausgezeichneten Gelehrsamkeit eines männlichen Wissenschaftlers. Weibliches Wissen bleibt intim und von der Öffentlichkeit ausgeschlossen – die Spaziergänger vereinbaren Stillschweigen über ihre konspirativen Philosophielehrstunden –; es verharrt im Raum der Oralität – die Marquise selbst lehnt graphische Darstellungen als sichtbare Insignien der Gelehrsamkeit in ihrem Park ab – und der philosophischen Spekulation. Wenn die Marquise sich am Ende des fünften Abends selbst enthusiastisch als ‚gelehrt‘ bezeichnet, weil sie „tout le système de l'univers“ im Kopf habe, fällt die Replik des Lehrers zweischneidig aus: „Oüy, repliquay-je, vous l'estes assez raisonnablement, et vous l'estes avec la commodité de pouvoir ne rien croire de tout ce que je vous ay dit dès que l'envie vous en prendra.“ (Fontenelle 1686, S. 255) Das Universum im Kopf der Marquise stellt sich keineswegs als wissenschaftlich erwiesene Wahrheit dar, sondern als spekulative Phantasie, deren Gegenteil man je nach Laune ebenso glauben könne. Gelehrsamkeit, allerdings nicht nur weibliche, meint in Fontenelles *Entretiens* Imaginationskraft und philosophische Spekulationsfreude, eingebettet in den Kontext aristokratischer Galanterie und höfischer Kommunikation. Gipper betont das Potenzial des Fontenelle'schen Salontons, welcher allein die cartesianische Astronomie einem so breiten Publikum nahe zu bringen vermocht habe. Durch ihn gelinge die „Implementierung der Wissenschaft in den Raum des Salons“ (Gipper 2002, S. 128).

Wenn der Philosoph seine Schülerin im 1687 ergänzten sechsten Gespräch in den Bereich der ‚choses d'agrément‘, der geselligen Vergnügungen, zurückverweist, muss man darin deshalb gar nicht einen so starken Bruch erkennen,

wie ihn die Forschung immer wieder kritisiert hat. Nicht erst im sechsten Gespräch verwandelt sich, wie Rogers meint, die Marquise „into a permanent spectator of masculine knowledge“ (Rogers 2003, S. 102).

Abb. 13: Fontenelle 1728, Frontispiz. © Université de Lausanne, Faculté des lettres, Section de Français.



1.2 Popularisierung

Dennoch mag Gipper in Fontenelles populärwissenschaftlichen Schriften wie den *Entretiens sur la Pluralité des Mondes* „keineswegs ein mehr oder weniger harmloses Salonamusement“ erkennen, „sondern vielmehr eine wichtige strategische Scharnierstelle im Prozeß der Konstituierung eines autonomen wissenschaftlichen Feldes im 17. Jahrhundert“ (Gipper 2002, S. 126). Damit glättet er die Widersprüchlichkeit zwischen wissenschaftlichen Ingredienzen und nicht-wissenschaftlichem, literarisch-phantastischem Gesamtkonzept der *Entretiens* zu stark. Nichtsdestoweniger ist es historisch angemessen,

Wissenschaft und Wissenschaftspopularisierung als einen komplexen und untrennbaren Zusammenhang wahrzunehmen.

Fontenelle, der „Begründer der Astronomiepopularisierung“ (Utzt 2004, S. 37), behandelt die Modewissenschaft der noblen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts. Sein Zielpublikum sind naturwissenschaftlich nicht vorgebildete Angehörige höherer Kreise, speziell, aber nicht nur Frauen. Die Hierarchie zwischen Fachmann und Nichtfachfrau, die Fontenelles Dialog inszeniert, ist ein Charakteristikum von Popularisierungsprozessen – jedenfalls im traditionellen Sinn etwa des zeitgenössischen Popularitätstheoretikers Johann Christoph Greiling. Für Greiling verläuft Wissensvermittlung linear von oben nach unten (Dainat 2005, Ruchatz 2005).

Die aktuelle Forschung sieht Popularisierung jedoch nicht mehr nur als massenhafte Verbreitung von Wissen durch Fachleute an Laien und Wissensproduktion und -transfer nicht mehr als getrennte Sphären an, sondern als einen vernetzten Prozess zwischen Wissenschaftlern, Popularisierern und Öffentlichkeit. Sie nimmt Popularisierung in ihrer Komplexität wahr, die Rückkopplungen zwischen Wissenproduzierenden und -rezipierenden sowie die Generierung neuen Wissens einschließt (► II.3). Zumal bei literarisch ausgerichteten populärwissenschaftlichen Texten wie den *Entretiens* muss man mit einem solchen dynamischen Popularisierungsbegriff arbeiten. Keineswegs geht es in ihnen nur um das Herunterbrechen einer wissenschaftlichen Wahrheit, sondern um eine neu konstituierte literarische Textaussage.

Und doch: Kreis- oder Netzmodelle des Popularisierungsprozesses sind produktiv, können aber das bestehende Wissensgefälle zwischen Produzenten und Rezipienten nicht leugnen. Diese Asymmetrie des Wissens betrifft nicht nur den Bildungsstand, sondern auch das Geschlecht der Beteiligten. Die Belehrung ungebildeter Frauen verläuft anders als die ungebildeter Männer; eine geschlechtertheoretisch blinde Perspektive würde die Konstruktion der männlichen Wissen fern bleibenden, impliziten Leserin in populärwissenschaftlichen Texten ignorieren. Indessen darf die sich immer wieder neu und anders formierende Konstellation von Wissen, Geschlecht und Popularisierung auch nicht pauschalisiert werden. Nicht alle Popularisierungsmerkmale von Werken, die an Frauen adressiert sind oder in denen Frauenfiguren agieren, sind geschlechtsspezifisch. Klarheit, Deutlichkeit und Allgemeinverständlichkeit sind im 18. Jahrhundert Postulate der populärwissenschaftlichen Literatur allgemein, nicht nur der frauenspezifischen.

1.3 Wahrheit

Zu Fontenelles *Entretiens sur la Pluralité des Mondes* existiert eine breite Forschungsliteratur. Die von ihr behandelten Elemente des vermittelten Weltbildes wie Mechanisierung und Anthropozentrismus werden hier nicht

näher behandelt. Lediglich zwei Aspekte, erstens Wahrheit, zweitens Performanz und Macht, seien herausgegriffen, bevor es um die Übersetzungen gehen wird.

Zum Aspekt der Wahrheit: Fontenelles *Entretiens* sind kein naturwissenschaftliches Traktat, sondern eine literarisch-philosophische Erzählung ohne Wahrheitsanspruch im naturwissenschaftlichen Sinn der Nachweisbarkeit. Ihre wichtigsten Argumente sind nicht empirische Beweise, sondern Analogieschlüsse und Hypothesen, die auf teilweise sehr spekulativen Wahrscheinlichkeiten basieren, sowie die eigenwillige Logik des *pourquoi pas*.

Nicht nur auf diese Weise wird die Wahrheit immer wieder neu reflektiert, die gleichwohl ein wichtiges Fundament der Argumentation darstellt: „Il n’y a que la verité qui persuade, mesme sans avoir besoin de paroistre avec toutes ses preuves.“ (Fontenelle 1686, S. 110 f.) Fontenelles Schrift proklamiert explizit einen erkenntnistheoretischen Wahrheitsrelativismus – Wahrheit hängt immer vom Betrachter ab (Fontenelle 1686, S. 129–131) –, einen ästhetischen Wahrheitsrelativismus – Wahrheit ist untrennbar mit Vergnügen verbunden („[...] je le tiens pour vray, parce qu’il me fait plaisir à croire.“, Fontenelle 1686, S. 11) – und einen sozialen Wahrheitsrelativismus – gesellschaftliche Konvention hat Priorität.

1.4 Performanz und Macht

Die *Entretiens* präsentieren kosmologische Modelle so, als generierten diese die Wirklichkeit erst. Während Modelle üblicherweise der Deskription und Erklärung von Vorhandenem dienen, besitzen sie bei Fontenelle eine stark performative Dimension. Wissenschaftler und Philosophen verändern nicht nur Weltbilder, sondern die Welt:

Figurez-vous un allemand nommé Copernic, qui fait main-basse sur tous ces cercles differens, et sur tous ces cieux solides qui avoient esté imaginez par l’antiquité. Il détruit les uns, il met les autres en pieces. Saisi d’une noble fureur d’astronome, il prend la terre, et l’envoye bien loin du centre de l’univers, où elle s’estoit placée, et dans ce centre, il y met le soleil, à qui cet honneur estoit bien mieux dû. (Fontenelle 1686, S. 32)

Kopernikus, vor allem aber der Ich-Erzähler selbst, der doch eigentlich nichts weiter tun will als „tirer le rideau, et à vous montrer le monde“ (Fontenelle 1686, S. 20), wird zum allmächtigen Schöpfer nicht nur der Weltenschau, sondern des Weltenbaus. Er kann indische Elefanten zur Systemstabilisierung einsetzen oder sie entfernen, Mondbewohner am Leben erhalten oder vernichten, Planeten bevölkern, mit Lufthüllen versehen, ihnen Regengüsse bewilligen oder sie aus Salpeter bestehen lassen. Was wie ein geistreiches literarisches Spiel wirkt, ist zugleich ein Vermessen anthropologischer Potenziale. Es geht um die Macht des menschlichen Geistes und der Philoso-

phie: „Mettez-y encore des mondes, n’y en mettez pas, cela dépend de vous. C’est proprement l’empire des philosophes que ces grands païs invisibles qui peuvent estre ou n’estre pas si on veut, ou estre tels que l’on veut [...].“ (Fontenelle 1686, S. 254)

2. „ein deutscher Fontenelle“

„ein deutscher Fontenelle“ ... diesen ihm zugesprochenen Titel zitiert Gottsched geschmeichelt in der dritten Auflage seiner Übersetzung *Herrn Bernhards von Fontenelle Gespräche von Mehr als einer Welt zwischen einem Frauenzimmer und einem Gelehrten* (Leipzig 1738), und zwar in der „Erinnerung wegen der dritten Auflage“ (Gottsched 1738, unpag. [S. 1]; dazu Gawlick 1990, S. 182, 199, Anm. 20).

Fontenelles *Entretiens sur la Pluralité des Mondes* wurden, so Christoph Martin Wieland rückblickend, „in ganz Europa mit dem lautesten Beyfall aufgenommen“ (Wieland [?] 1780), S. 291). Sie wurden vielfach übersetzt und breit rezipiert. Ihre Art der Wissenspopularisierung – galant, reich an Esprit, leicht, plaudernd-belehrend – hatte auch bei der deutschsprachigen Leserschaft großen Erfolg. Fontenelle galt als typisch französisch, seine Vermittlungsmöglichkeit nach Deutschland allerdings zuweilen als fraglich.

Übersetzungen sind markante Phänomene von Kulturtransfer. An ihnen lässt sich zeigen, dass Transfer nicht bloß lineare Übertragung bedeutet. Zu prüfen ist vielmehr, wie das Verhältnis von Ausgangs- und Zielkultur modelliert wird, inwiefern Transferprozesse semantische Modifikationen implizieren, wie das zu Transferierende selektiert, interpretiert, in der Zielkultur verortet wird und einen neuen philosophie-, literar- und geschlechterhistorischen Ort erhält. Sprachliche Übersetzung ist stets zugleich semantisch-kulturelle. Erst letztere ermöglicht Verstehen in der Zielkultur, bedeutet aber auch Veränderung, Wertung und Interpretation – so argumentiert auch die sich von Äquivalenzkonzepten verabschiedende Übersetzungsforschung (Lorenz 1996, S. 555–569).

Fast ein Dutzend ins Deutsche übersetzte *Entretiens*-Ausgaben gelangten vom Datum des originalsprachlichen Erstdrucks 1686 an bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auf den Buchmarkt.

Die folgende chronologische Übersicht erscheint notwendig, da Hans Fromms *Bibliographie deutscher Übersetzungen aus dem Französischen, 1700–1948* unvollständig ist (Fromm 1951, Bd. 3, S. 72) und in der Forschung zu den Fontenelle-Übersetzungen etliche falsche Jahreszahlen kursieren: 1698 erschien eine erste anonyme Übersetzung bei Thomas Fritsch in Leipzig, die sich allerdings nicht als solche zu erkennen gab. Nach Gottscheds Worten war sie sehr populär (Gottsched 1726, „Vorrede des Übersetzers“, unpag. [S. 7]). 1726 publizierte Gottsched eine eigene Übersetzung, die zur

wirkungsmächtigsten des 18. Jahrhunderts wurde. Sie erlebte fünf weitere Auflagen bis 1800, ab 1751 im Rahmen der von Gottsched übersetzten *Aus-erlesenen Schriften* Fontenelles, die wie die vorausgegangenen Separatdrucke bei Bernhard Christoph Breitkopf in Leipzig erschienen. 1780 übersetzte Wilhelm Christhelf Siegmund Mylius Fontenelles *Entretiens* neu. Der Text erschien mit Anmerkungen und Kupfertafeln des Astronomen Johann Elert Bode bei Christian Friedrich Himgurg in Berlin. Auch diese Übersetzung wurde mehrfach wiederaufgelegt (1789, 1798). 1794 erschien unter dem Pseudonym ‚R...‘ eine weitere Übersetzung bei Curt in Halle. Ein Jahr später folgte deren zweite Auflage.

Der Fokus der folgenden Überlegungen liegt nicht auf den übersetzten Texten – etwa im Sinne eines übersetzungswissenschaftlichen oder komparatistischen Vergleichs mit dem Originaltext. Ein solcher noch ausstehender Vergleich könnte freilich sehr ergiebig sein. Bislang steht das Urteil, Gottsched bezeuge keine philologische Akribie, konträr zu demjenigen, er bezeuge eine „scrupuleuse exactitude dans la traduction elle-même“ (Brandes 2006, S. 192, versus Krebs 1993, S. 209).

Das Augenmerk liegt hier auf Paratexten, die die Übersetzung eskortieren: Vorreden und Anmerkungen. An ihnen lässt sich herausarbeiten, was die Übersetzung intendiert, inwiefern sie den Ausgangstext modifizieren will, welche Rolle die zeitliche und kulturelle Distanz zwischen Original und Übersetzung spielt und wie der Transfer von philosophischen Theorien, Bildungskonzepten oder Geschlechtermodellen verläuft.

2.1 Ehrenfried Walther von Tschirnhaus übersetzt *Gespräche von Mehr als einer Welt zwischen einem Frauen-Zimmer und einem Gelehrten* (1698)

Die erste Übersetzung eines Anonymos verbirgt jeden Hinweis auf ihren Übersetzungsstatus, sie geriert sich wie ein Originaltext. Als Übersetzer gilt der sächsische Naturwissenschaftler und -forscher Ehrenfried Walther von Tschirnhaus (1651–1708).

Die Kataloge der besitzenden Bibliotheken verzeichnen Tschirnhaus' Namen nicht, ebenso wenig der Eintrag im *Deutschen Anonymen-Lexikon 1501–1850* (Holzmann/Bohatta 1911, Bd. VI, Sp. 5420). Schon im 18. Jahrhundert jedoch wurde die Übersetzung Tschirnhaus zugesprochen, so von einem Rezensenten der Mylius/Bode-Ausgabe, der „Des berühmten *Ehrenfried Walther v. Tschirnhaus* deutsche Uebersetzung“ erwähnt (M. 1785, S. 130). Das bestätigt die Tschirnhaus-Forschung (Wollgast 1988, S. 27; weitere Literaturhinweise dort S. 67, Anm. 94). Es ist wenig wahrscheinlich, dass der anonym bleibende Tschirnhaus die Schrift als selbstständigen Beitrag zum kosmologisch-astronomischen Diskurs über die Pluralitätsidee für sich rekla-

mieren wollte. Fontenelles *Entretiens sur la Pluralité des Mondes* waren der deutschsprachigen Leserschaft, also den höheren, des Französischen kundigen Schichten, im Original geläufig, so dass die deutschsprachige Übersetzung ganz selbstverständlich als solche rezipiert wurde. Autor und Übersetzer treten hinter den Text zurück. Konsequenterweise verzichtet die Ausgabe auf Vorrede und Anmerkungen des Übersetzers, weshalb sie allerdings für die vorgelegte Untersuchung recht unergiebig ist.

In einem etwas umständlichen, aber eng an der Vorlage orientierten Gelehrtendeutsch werden die Vorrede Fontenelles zur erweiterten Neuauflage und der entsprechende Haupttext inklusive des sechsten Gesprächs präsentiert. Als Beispiel diene die Passage aus der Vorrede, die Frauen zur Lektüre ermuntern soll:

Ich habe in diesem gespräche eine weibsperson dargestellt / die man unterrichtet / und die niemahls von dergleichen sachen hat reden hören / und habe dafür gehalten / daß mir diese erdichtung dienen werde / so wohl dem wercke mehr annehmlichkeit beyzubringen / als auch das frauenzimmer anzufrischen / durch das beyspiel einer dame / die / ob sie wohl die schrancken einer person / so in wissenschafften unerfahren ist / nicht überschreitet / dennoch alles das / was man ihr saget / wohl verstehen und in ihrem kopffe / ohne verwirrung / die würbel und welt-kugeln in ordnung richten kan. Warumb solten wohl nicht auch andere weibspersonen seyn / die dieser erdichteten Marggräfin nichts nachgäben / als welche nichts in die gedancken nimmt / als was sie nothwendig wohl begreifen muß. (Tschirnhaus 1698, S. 4 f.)

2.2 Johann Christoph Gottsched übersetzt *Herrn Bernhards von Fontenelle Gespräche von Mehr als einer Welt zwischen einem Frauenzimmer und einem Gelehrten* (1726, 1730, 1738, 1751, 1760, 1771)

Mit den *Gesprächen von Mehr als einer Welt* begann Gottscheds produktive Zusammenarbeit mit dem Verleger und Drucker Bernhard Christoph Breitkopf. Gottscheds ambivalentes Verhältnis zu Frankreich, das Bewunderung und Ressentiment einschließt, spitzt sich in der intensiven Auseinandersetzung mit Fontenelle zu. Dessen Schriften beeinflussten das Schreiben des Leipzigers stark, zugleich aber distanzierte er sich von ihnen (einschlägig dazu Brandes 2006, Krebs 1993). Mit seinen erfolgreichen Fontenelle-Übersetzungen wollte Gottsched nicht zuletzt zeigen, dass der leichte, angenehme Stil des Franzosen in die als so schwerfällig geltende deutsche Sprache übersetzbar ist. Der Kulturtransfer dient dem internationalen Austausch, insbesondere aber der Befruchtung der Zielkultur. Paradebeispiel ist die mehrfach aufgelegte, immer wieder verbesserte *Entretiens*-Übersetzung, mit der Gottsched sich ab 1726 als „véritable introducteur de Fontenelle en Allemagne“ (Krebs 1993, S. 209), gar als deutscher Fontenelle profilierte. *Herrn Bernhards von Fontenelle Ge-*

sprache von Mehr als einer Welt werden mit Widmung und ausführlicher, programmatisch-selbstreflexiver Vorrede eröffnet. Gottsched legitimiert seine Übersetzung mit aktuellen Neuauflagen des Originals (seine Grundlage ist die französische Ausgabe von 1719): Fontenelle habe „an sehr vielen Orten Aenderungen gemacht“, „die Materien mit vielen hier und dar eingerückten neuen Gedancken bereichert; und vor allen Dingen die Zahlen [...] nach den neuesten Observationen der Sterneher eingerichtet“. Daher lohne es, „dieses so angenehme als nützliche Traktätchen“ „in seinem itzigen weit vollkommnern Zustande, von neuem in unsre Muttersprache“ (Gottsched 1726, „Vorrede“, unpag. [S. 2]) zu bringen.

Die umfangreichen Anmerkungen Gottscheds – Exkurse, Kommentare, Korrekturen – prägt ein äußerst didaktischer Gestus; nicht selten wirken sie „schulmeisterhaft und besserwiserisch“ (Brandes 2006, S. 202). Brandes spricht von Distanzierungen, Präzisierungen, Aktualisierungen: Abweichungen, die von Selbstbewusstsein und Unabhängigkeit des Übersetzers zeugen (Brandes 2006, S. 191). Einen großen Teil nehmen dabei fachliche Verbesserungen ein. Fontenelles Astronomieschrift erscheint als partiell überholt durch neue wissenschaftliche Erkenntnisse vor allem englischer Astronomen, die etwa „die Wirbel der Sonnen etwas anders einzurichten vor nöthig befunden“ hätten (Gottsched 1726, S. 174, Anm. [b]; auch S. 175, Anm. [c]).

Eine wichtige Korrekturfunktion besitzen die in die Übersetzung neu eingefügten Figuren. Sie sollen durch Anschaulichkeit das vorgestellte Weltmodell verständlicher machen – doch widerlegen sie es teilweise regelrecht und bewirken eine explosive Text-Bild-Diskrepanz in der Gottsched'schen Übersetzung. Ein Kupferstich zeige, so Gottsched in der Auflage von 1751, „die Bahnen der Cometen um die Sonnen und Fixsterne, nach einem neuern und bessern Lehrgebäude, als das cartesianische war, welches Herr von Fontenelle vorgetragen“ (Gottsched 1751, „Geneigter Leser“, S. XVI). Die massive Entwertung des Originaltextes kann durch das blumige Lob nicht überzeugend entkräftet werden, das der Fähigkeit Fontenelles zugesprochen wird, „auch die trockensten Materien mit gewissen Farben der Einbildungskraft zu verschönern; und auch da, wo er lauter Blumen des aufgewecktesten Geistes zu verschwenden scheint, nützliche Wahrheiten und gründliche Lehren mit einzumischen“ (Gottsched 1751, „Der Hochgebohrnen Gräfinn, Henrietten, des H. Röm. Reichs Gräfinn von Schönberg“, S. VIII). Mit dem zugkräftigen Namen der Adligen als Widmungsträgerin hoffte Gottsched, „unzählige Personen des schönen Geschlechts“ (Gottsched 1751, S. IX) anzulocken.

Ähnlich brisant sind die ideologischen Korrekturen Gottscheds, dessen Übersetzung die Simultaneität von Respekt vor dem Original und semantischer Modifikation dokumentiert. Den Ausruf der Marquise „Ich bin itzo gelehrt“ nimmt der deutsche Kommentator zum Anlass, um ausführlich über

menschliche Erkenntnisziele und deren teleologisch-theologischen Überbau zu referieren: „Die Marggräfin hat recht. Wenn sie einen so vernünftigen und allgemeinen Begriff von der Welt erlanget hat, ist sie ohne Zweifel tausendmal gelehrter als wenn sie alle Romane, Poesien, Historietten und andre dergleichen Bücher mehr gelesen hätte.“ (Gottsched 1726, S. 186, Anm. [h]) Es sei wichtiger, das Weltgebäude in seiner Ausdehnung zu kennen als alle Winkel der Erde, wo man doch nur menschliche Torheiten finde. Dagegen ergötze man in Ansehung des Weltganzen seinen Verstand an der „Weißheit, Güte und Macht des ewigen Schöpfers“ (Gottsched 1726, S. 187, Anm. [h]). Guthke (1983, S. 210 f.) legt ausführlich dar, wie die Idee der Pluralität der Welten im 18. Jahrhundert die Allmacht und Weisheit Gottes zeigen, aber auch Ferment des Atheismus und der Säkularisation sein kann. Oben im Text sprechen Fontenelles Philosoph und seine Schülerin von der schöpferischen Natur, die Anmerkungen unten preisen Gott als Schöpfer der Mehrheit der Welten. Gottscheds Versuch, Fontenelle zu retheologisieren, bringt eine entscheidende Bedeutungsveränderung mit sich, denn die französischen *Entretiens* sind weit davon entfernt, Schöpferlob im Sinne Gottscheds zu sein – auch wenn etwa Barthold Hinrich Brockes, der nicht zufällig Gottscheds Übersetzung rühmte, sie im *Irdischen Vergnügen in Gott* (2. Tl., 1739) so sehen wollte (Krebs 1993, S. 213). Dazu sei erneut Guthke zitiert: „Die Ansicht, die die neueste wissenschaftsgeschichtlich ausgerichtete Darstellung der Pluralitätsidee vertritt, daß nämlich Fontenelle aus der Verschiedenheit der Wesen der vielen Welten die *maiolem dei gloriam* ablese, entbehrt jeder Grundlage im Text.“ (Guthke 1983, S. 211) Dagegen betont Gawlick, der in Gottscheds Paratexten zu Übersetzungen französischer Autoren zum Teil massive Warnungen vor Skeptizismus, Freidenkerei und Atheismus der Originale erkennt, die trotz aller korrigierenden Eingriffe bestehende Übereinstimmung Gottscheds mit Fontenelles „Weltgefühl“: „Die Vorstellung, daß nicht nur diese Erde bewohnt sei, [...] entsprach seiner Auffassung von Gottes Wirken im Kosmos und erleichterte ihm auch die Lösung des Theodizeeproblems“ (Gawlick 1990, S. 180).

Eine größere Konvergenz zwischen Ausgangs- und Zieltext lässt zunächst der Aspekt Frauenbildung erwarten. Fontenelles Ermunterung zu weiblicher Lektüre kam den aufklärerischen Bestrebungen seines deutschen Vermittlers entgegen. Gottsched schuf sich durch die Übersetzertätigkeit eine weitere Möglichkeit, sein Projekt popularisierender Wissensvermittlung an Unstudierte, insbesondere an Frauen, zu forcieren, das er etwa als Herausgeber Moralischer Wochenschriften betrieb. Er war überzeugt von der Studierfähigkeit von Frauen und plädierte für eine Erhöhung des weiblichen Bildungsniveaus. Dabei war sein erklärtes Ziel, Frauen durch verbesserte Allgemeinbildung nicht zu aktiv arbeitenden Gelehrten, sondern zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu machen. Einige Anmerkungen zur *Entretiens*-Übersetzung

plädieren in diesem Sinn für zweckorientierte, geschlechterspezifische Wissensvermittlung:

Sind denn etwa die Seelen des Frauenzimmers von einer andern Gattung als die Männlichen? Ihr Verstand empfindet eben so wohl ein Vergnügen, als der unsrige: wenn er etwas Vollkommenes erblicket. Soll er es aber erblicken, so muß es ihm gezeigt werden. Auch wir können nicht ohne Anleitung klug werden. Und wer weiß, ob nicht viele unter ihnen durch einen wenigern Unterricht weiter kommen würden, als die meisten unter uns, die wir unsre halbe Lebens-Zeit mit Erlernung der Sprache, und die andre Helffte mit einem unordentlichen Bücherlesen zubringen? (Gottsched 1726, S. 15, Anm. [b])

Gottscheds unter dem Strich gehaltenes Plädoyer für weibliches Lernen radikalisiert und modifiziert Fontenelles Umgang mit dem Thema. Zwar begeht Gottsched eine – vermutlich unbewusste – textpragmatische Inkonsequenz, wenn er sich, entgegen der Adressierung des Haupttextes an *Leserinnen*, im zitierten Kommentar durch Setzung der ersten Person Plural („die meisten unter uns, die wir“...) mit den männlichen Rezipienten gemein macht. Doch distanziert er sich in aufrechter Empörung vom in den *Entretiens* postulierten Modell der Privatheit weiblichen Wissens, dem ein öffentlicher Raum verweigert und das dadurch ghettoisiert wird:

Das sind artige Leute, die sich schämen mit einem lehrbegierigen Frauenzimmer was ernsthaftes zu reden. Gerade, als wenn nothwendig lauter Materien zu einem künftigen Romane in solchen Gesellschaften zubereitet werden müsten! Die Wahrheit will allenthalben bekannt gemacht seyn, und wenn es gleich eine philosophische wäre. (Gottsched 1726, S. 15, Anm. [c])

Der geschlechterhistorische Ort der Gottsched'schen *Gespräche von Mehr als einer Welt* ist ein anderer als der des französischen Ausgangstextes. Zwar ermuntert Fontenelles Vorrede Frauen zum Lesen – im Text selbst jedoch bleiben sie erotische Objekte, unterhaltsame Gesellschafterinnen und bestenfalls reizende Zuhörerinnen. Der deutsche Kommentar treibt diese textinhärente Diskrepanz zwischen Pragmatik und Semantik des Prätextes hervor.

Es erstaunt nicht, dass der Übersetzer und Frauenförderer Gottsched sich insbesondere an der restriktiven finalen Anweisung des Originals stieß, die weibliche Philosophie solle sich auf gesellige Vergnügungen beschränken. Tatsächlich macht eine entsprechende Anmerkung die Distanz des bürgerlichen deutschen Gelehrten zur französischen Salongeselligkeit deutlich – und reicht dabei zugleich mit einer galanten, gleichsam Fontenelle'schen Kehrtwendung dem Ausgangstext versöhnlich die Hand: Das Frauenzimmer bringe zwar einen Großteil seines Lebens mit „Lustbarkeiten und Ergetzlichkeiten“ zu. „Doch deswegen wird ein kluges Frauenzimmer nicht lauter Kochbücher lesen oder unaufhörlich auf neue Moden und Tänze sinnen. Es wird allezeit noch etliche Stunden übrig haben, zum wenigsten auch diese Philosophie des

Herrn Fontenelle eines recht galant gelehrten Mannes zu studiren.“ (Gottsched 1726, S. 212, Anm. [m])

Die weiteren Auflagen von Gottscheds Übersetzung lassen sprachliche und weitere wissenschaftliche Überarbeitung erkennen; die geschlechtsspezifischen Textdimensionen weisen hingegen keine nennenswerte Modifikation auf. Regelmäßig werden die Übersetzerreden der vorigen Auflagen mit abgedruckt, was eine ermüdende Flut an Vorreden zur Folge hat – Krebs spricht treffend von Gottsched als „*préfacier infatigable*“ (Krebs 1993, S. 207). Nach den Separatdrucken 1730 und 1738 erschienen 1751 erstmals *Herrn Bernhards von Fontenelle [...] Auserlesene Schriften*. Mit elterlicher Liebe blickt Gottsched in der Vorrede auf sein ältestes Kind, die *Gespräche von Mehr als einer Welt*, zurück: eine bemerkenswerte, weil literarische Produktivität implizierende Zeugungsmetapher. Der Verfasser nimmt sie sogleich wieder zurück, wenn er sich anschließend als „Dollmetscher“ (Gottsched 1751, „Geneigter Leser“, S. XII) des Originals bezeichnet und damit einen linearen, auf Äquivalenz bedachten sprachlich-kulturellen Transfer suggeriert. Es folgen Hinweise auf Verbesserungen und Ergänzungen im Kommentar und auf einen recht gewichtigen Eingriff in das Original: den Verzicht auf *inquit*-Formeln zugunsten einer szenischen Dialogform. Die späteren Übersetzer Mylius und R... werden diese Dialogform übernehmen.

Zwei weitere Auflagen der von Gottsched zusammengestellten *Auserlesenen Schriften* erscheinen 1760 und 1771. Die Paratexte bringen wenig Neues; die Übersetzerrede von 1751 wird 1760, die von 1760 wird 1771 erneut abgedruckt, wogegen die früheren nun jeweils wegfallen. Eine Irritation in der Auflagenzählung verantwortet Gottsched selbst: Die Werkausgabe von 1760 bezeichnet er, die Zählung bei der ersten *Entretiens*-Übersetzung beginnend, als fünfte Auflage. Die Schriften von 1771 stellen nach seiner in der Vorrede geäußerten Überzeugung die vierte Auflage dar, doch handelt sich höchstwahrscheinlich, da eine weitere Auflage zwischen 1760 und 1771 nicht nachgewiesen werden konnte, um die sechste Auflage der *Gespräche von Mehr als einer Welt* bzw. um die dritte Auflage der *Auserlesenen Schriften*.

Eine Skurrilität sei am Rande notiert: 1760 äußert Gottsched in einer auf 1759 datierten „Nachschrift wegen dieser fünften Auflage“ die Hoffnung auf eine Reaktion Fontenelles: „Der geneigte Leser gedulde sich also, bis wir aus Paris die Lobschrift eines Greises erhalten werden, der als ein Phönix unter den Gelehrten, beynahe ein volles Jahrhundert erlebt hat; und bleibe mir ferner gewogen.“ (Gottsched 1760, „Nachschrift wegen dieser fünften Auflage“, unpag. [S. 1]) Doch schon 1757 war Fontenelle als fast Hundertjähriger gestorben.

2.3 Wilhelm Christhelf Mylius übersetzt *Bernhard von Fontenelle Dialogen über die Mehrheit der Welten. Mit Anmerkungen und Kupfertafeln von Johann Elert Bode* (1780, 1789, 1798)

Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts erhöhte sich die Nachfrage nach Lese-stoff im deutschsprachigen Raum merklich. Mit der zunehmenden Alphabetisierung und dem steigenden Bildungsniveau der Bevölkerung korrespondieren die Explosion des Buchmarkts, die Entfaltung des Medienspektrums, die Ausdifferenzierung der Wissenschaften. Um den gestiegenen Lektürebedarf zu befriedigen, griff man verstärkt auf Übersetzungen zurück. Für Verlage waren sie wirtschaftlich interessant, da „ausländische Bestseller“, zumal ohne rechtlichen Schutz, „potentiell zu rasch und erfolgreich vermarktbar[en] Produkten“ (Waszek 2007, S. 51) wurden. Das harte Geschäft mit der Übersetzung, zu dem regelrechte Übersetzerfabriken mit Billiglohnarbeitern gehörten, kari-kiert Friedrich Nicolai in seinem satirischen Roman *Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker* (1773, 2. Buch, 1. Abschnitt).

„Fontenelles Buch, als das erste und berühmteste, in dem die Astronomie populär ist vorgetragen worden, verdient immer bekannt zu bleiben“ ([A. G. Kästner] 1782, S. 458): Auch hundert Jahre nach ihrem ersten Erschei-nen waren die *Entretiens sur la Pluralité des Mondes* noch attraktiv genug für zwei weitere, mehrfach aufgelegte Neuübersetzungen. 1780 erschien die Übersetzung von Wilhelm Christhelf Mylius (1753–1827), einem bleibenden Schriftsteller, der sich bereits durch Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen hervorgetan hatte. Das Titelblatt verzeichnet lediglich den Namen Johann Elert Bodes (1747–1826), der Anmerkungen und Kupfertafeln ergänzte. Zu Recht wird die Ausgabe, die zweimal mit geringfügigen, vor allem sprachlich-stilistischen Veränderungen wieder aufgelegt wurde, mit dem Berliner Naturforscher und Astronomen Bode verbunden. Denn weniger die sprachliche Übertragung des Originaltextes als dessen massive semantische Modifikation durch die Paratexte geben dem Werk sein spezifisches Gepräge. Bodes kurze „Vorerinrung“, die den Band anstelle einer Übersetzervorrede eröffnet, legitimiert das aktuelle Interesse an Fontenelles *Entretiens* mit der „lebhaften und sinnreichen Einkleidung“, also der Form der Astron-omieschrift. Der Inhalt dagegen bedürfe einer gründlichen Überarbeitung, die „mehr Vollständigkeit“ erreichen, „verschiedne darin vorkommende irrige Meinungen“ berichtigen und „die Entdeckungen und Lehrsätze der neuern Sternkundigen“ (Mylius/Bode 1780, „Vorerinrung“, unpag. [S. 1 f.]) hinzufü- gen solle. In der zweiten Auflage fehlt die „Vorerinrung“, in der dritten wird sie als „Vorerinnerung“ fast identisch abgedruckt.

Mylius' Übersetzung, die auf Fontenelles originale Vorrede verzichtet und den Haupttext wie Gottsched ab 1751 in szenische Dialogform, sogar mit Regieanweisungen, setzt, versieht Bode mit einem äußerst umfangreichen

Apparat. Dieser gewinnt ein gewichtiges Eigenleben; über weite Strecken ist der Text unter dem Strich umfangreicher als der darüber, so dass der Band insgesamt beträchtlich anschwillt. Bodes Hauptinteresse ist die – zum Teil hochkomplexe und an einen nummerierten Figurenanhang zurückgebundene – fachwissenschaftliche Erläuterung und vor allem Korrektur des veralteten Originals: „Was seitdem, da Herr von Fontenelle dieses schrieb, in der Sternkunde an neuen Entdeckungen, Lehrgebäuden und Meinungen bekant geworden, habe ich in den vorherigen Anmerkungen allgemein vorgetragen.“ (Mylius/Bode 1780, S. 353, Anm.) Zentral ist dabei Bodes Ablehnung der cartesianischen Wirbeltheorie, die doch ein Kernstück von Fontenelles kosmologischem Modell ausmachte:

Bey dieser Vorstellung hat der Herr Verfasser ohne Zweifel schon die von Descartes eingeführte allgemeine wirbelähnliche Bewegung des Aethers, oder der äusserst subtilen himmlischen Materie, die er in Folge so gern braucht, im Sinne. Da sich bey diesen Wirbeln unauflösliche Schwierigkeiten finden, so haben neuere Weltweise solche nicht angenommen, und vornehmlich hat uns Neuton von den Kräften und Gesezen [...] eines Bessern belehrt. (Mylius/Bode 1780, S. 53 f., Anm.)

Und weiter unten: „Diese ganze Vorstellung bezieht sich abermal auf Kartesius ungegründete und längst widerlegte Hypothese von den im Weltraum vorhanden seyn sollenden Wirbeln [...].“ (Mylius/Bode 1780, S. 290, Anm.)

Bodes Hauptziel ist die Fehlerkorrektur – auch für Gottsched war sie wichtig, wenngleich nicht in einer derartigen Ausschließlichkeit. Mit Gottscheds Übersetzerkommentar teilt derjenige Bodes zudem die teleologische Ausrichtung auf einen „unendlichen Urheber“ des riesigen Weltalls, das „die Größe Gottes“ (Mylius/Bode 1780, S. 321 f., Anm.; siehe auch S. 286 f., Anm.) verherrliche. Derartiges Streben nach Verbesserung des Originals lässt auf ein bestimmtes Textsortenverständnis schließen: Bode rezipiert die *Entretiens* nicht als literarisch-fiktionale Entität, die anstelle bloßer Fakteninformation die Relativität der Wahrheit oder die Macht der Philosophie verhandelt. Vielmehr fasst er Fontenelles Schrift als naturwissenschaftliches Traktat auf, an dessen Aussagen das Kriterium wahr/falsch angelegt werden kann und muss. Darum gefährdet ein inhaltlicher Eingriff auch nicht womöglich ein literarisches Kunstwerk, sondern verbessert lediglich veraltete wissenschaftliche Auffassungen. Kulturtransfer durch Übersetzerkommentar bedeutet bei Mylius/Bode radikale Komplexitätsreduktion, Vereinfachung und damit auch Infragestellung des Originals – das nichtsdestoweniger über dem Strich vollständig abgedruckt wird.

Auch die zeitgenössische Rezeption nahm die Übersetzung vor allem als ein Werk nicht von Mylius, sondern von Bode wahr, der sich durch Korrektur des Originals um die astronomische Weiterbildung seines Publikums verdient

made. Der Rezensent des *Teutschen Merkur*, vermutlich Wieland, gibt seine distanzierte Haltung zum französischen Urtext ohne Umschweife zu. Mylius/Bodes Übersetzung, unterhaltend und lehrreich zugleich, sieht er „weit über das Original“ erhoben. „Ohne diese Anmerkungen und Zusätze würde Lucians Reise in den Mond (in seiner wahren Geschichte) ein angenehmers und, weil es Niemanden irre führen kann, unschädlichers Buch seyn, als diese berühmte Welten des Hrn. v. Fontenelle, der so oft zur Unzeit witzelt, und so oft unrecht hat.“ (Wieland [?] 1780, S. 291) Entweder Fakten oder Fiktion, verlangt der Rezensent, und missbilligt deren irritierende Verbindung in Fontenelles Schrift. Aktualisierung und didaktischen Wert lobt auch ein anderer Rezensent: „So ist dieses Buch dienlich, so viel von der Astronomie zu lernen, als sich ohne mathematische Einsichten fassen läßt.“ ([A. G. Kästner 1782, S. 458)

Bodes fachwissenschaftlicher Kommentar fand übrigens so viel Beifall, dass sein Verleger Himburg ihn 1783 ins Französische zurückübersetzen ließ und einer originalsprachlichen Ausgabe der *Entretiens sur la Pluralité des Mondes* beifügte: „Avec des remarques & figures en taille-douce de M. Bode“. Dass die Leistung des deutschen Astronomen auf diese Weise einen Platz in der Wirkungsgeschichte des Fontenelle'schen Originals einnimmt – Brunets *Manuel du Libraire* bemerkt, die französischsprachige Berliner Edition sei „curieuse à cause des remarques que le célèbre astronome Bode y a ajoutées“ (Brunet 1861, Bd. 2, Sp. 1332) –, ist ein bemerkenswertes Beispiel für Rückkopplungen und Interferenzen des französisch-deutschen Kulturtransfers.

2.4 R... übersetzt *Herrn von Fontenelle Unterredungen über die Mehrheit der Welten. Ein astronomisches Handbuch für das schöne Geschlecht* (1794, 1795)

Bode war an Frauenbildung nicht interessiert. Seine *Dialogen über die Mehrheit der Welten* widmet er den „Liebhabern der Weltkunde“ (Mylius/Bode 1780, „Vorerinrung“, unpag. [S. 2]). Der von Gottsched so ausführlich kommentierte Ausruf der Marquise „ich bin gelehrt“ (Mylius/Bode 1780, S. 321), den Mylius mit einem markanten Fragezeichen versieht, ist ihm keine Bemerkung wert.

Ganz anders ein mit ‚R...‘ bezeichneter Übersetzer, der 1794 eine weitere deutschsprachige Version von Fontenelles Schrift auf den Markt bringt. Sein „astronomisches Handbuch für das schöne Geschlecht“, im Curt'schen Verlag in Halle erschienen und ein Jahr später wieder aufgelegt, richtet sich ebenso ausdrücklich wie ausschließlich an Frauen: „Meine schönen Leserinnen, Sie sollen also Astronomie studieren!“ (R... 1794, „Meine schönen Leserinnen“, S. III) Ein Rezensent kritisiert die fehlende Erwähnung der Bode'schen *Dialogen* durch R..., was er sich nur mit der Unkenntnis des Neuübersetzers

erklären kann – oder mit dessen Glauben, Bodes Version gehöre „nur für das männliche Geschlecht“ (anonym 1795, S. 87).

R... hat Bode jedoch zweifellos gekannt, das offenbart eine vergleichende Durchsicht der beiden Übersetzungen im Kontrast zu denjenigen von Tschirnhaus und Gottsched. Zu den unübersehbaren lexikalischen und grammatischen Analogien kommen Übereinstimmungen im Kommentar hinzu. Zwar sind R...s Erläuterungen wesentlich weniger detailliert und fachwissenschaftlich gehalten als die Bodes. Sie referieren aber auffällig häufig auf die gleichen Passagen des Haupttextes und nehmen sich nicht selten wie eine Überarbeitung der Bode'schen Anmerkungen aus.

Eine eigene Note gewinnt R... vor allem durch seinen Schreibstil in den Paratexten. Bode lagen Galanterie oder gar Empfindsamkeit äußerst fern – einer der wenigen nicht fachwissenschaftlichen Kommentare Bodes, der sich in dieser Form erst in der Ausgabe von 1789 findet, polemisiert gegen Honoré d'Urfés Schäferroman *L'Astrée*: ein „schwülstiger und zugleich höchst fader und langweiliger Roman [...], der zu seiner Zeit so viel Glück gemacht hat, wie zu der unsrigen nur immer ein Siegwart“ (Mylius/Bode 1789, S. 23). R... nun ersetzt den trocken-sachlichen Gestus Bodes durch schwungvoll-galante Lebhaftigkeit, die hier gezwungen witzig wirken und sich dort zu pathetischer Empfindsamkeit in Klopstock'scher Diktion erheben kann. Ein Beispiel:

Die Betrachtung eines so großen und erhabnen Gegenstandes, wie des gestirnten Himmels, muß jede empfindsame Seele in eine sanfte, andachtsvolle Stimmung versetzen, und die edelsten Einflüsse auf jedes Herz äußern, das für schöne Naturszenen Empfindung hat. Welch eine Menge Geschöpfe! Welches Glied bist du in der unendlichen Wesenkette, auf welcher Stufe stehst du auf der Stufenleiter der Schöpfung? Zu welchen Ansprüchen bist du berechtigt? Ein Sonnenstäubchen, auf diesem Millionen Wesen, und aus diesen Millionen Eins – und dieses Eins bist du. Um dich schwimmen Millionen großer Sphären her, die dich und dein Sonnenstäubchen vermissen; – dein Dasein ist ein Moment, dein Werth ein Nichts, nur der ist groß, der dich schuf. (R... 1794, „Meine schönen Leserinnen“, S. VIII)

Die Astronomie scheint der empfindsamen Frauenseele besonders zu entsprechen, allerdings nur bei Verzicht auf das ermüdende „schwere System mathematischer Messungen“ (R... 1794, „Meine schönen Leserinnen“, S. IV). Das weibliche Geschlecht soll lediglich in den Genuss des von Männerhand angenehm zugerichteten Wissens kommen, ohne es sich selbst erarbeiten zu müssen: ein gängiger Topos des zeitgenössischen Frauenbildungsdiskurses, der sich besonders in den Moralischen Wochenschriften findet (Martens 1971, S. 527 f.). Die dafür charakteristische botanische Metaphorik (► VII.1) reizt R... extrem aus:

Jede tiefe Untersuchung ist mühsam; ihre Früchte aber sind süß und angenehm, und diese, meine Schönen, muß man Ihnen pflücken; Ihren Geist in die Un-

tersuchung selbst zu verwickeln, hieße ihn noch vor dem Genusse der Frucht zurückschrecken, oder ihm wenigstens ihre Süßigkeit verbittern. Die Autorwelt pflanzt, pflegt und begießt für Sie; sind alsdann die Früchte reif, und die Rosen roth, dann führt sie Sie in ihren Garten, Sie mit dem vollen Genuß der Früchte ihrer Arbeit zu laben, pflückt sie Ihnen und freut sich, wenn Sie diese Früchte nicht verschmähn. (R... 1794, „Meine schönen Leserinnen“, S. V)

Die implizite Leserin erscheint als schöne Seele, die geistige Anregung und witzige Unterhaltung verlangt. Diese zentralen Bedingungen erfüllt Fontenelles Original, dem der Übersetzer mit Respekt und Sympathie gegenübersteht. Die partielle Überholtheit der wissenschaftlichen Thesen Fontenelles wiegt für R... nicht so schwer wie für Bode: Durch die sich schnell verändernde Astronomie seien „manche unrichtige Vorstellungen [zu] entschuldigen, die mehr seines Zeitalters, als die Seinigen, und überhaupt von geringer Bedeutung sind. Statt der kartesischen Wirbel habe ich Ihnen die richtigere und mehr anmuthige Erklärung von der anziehenden Kraft vorgelegt“ (R... 1794, „Meine schönen Leserinnen“, S. X). Anmut besitzt dann im folgenden Kommentar allerdings doch keine argumentative Relevanz; ausdrücklich lehnt R... den ästhetischen Wahrheitsrelativismus Fontenelles ab, wenn er erklärt: „Ein schöner Gedanke! schade, daß er mehr Schönheit, als Wahrheit hat. O wenn doch nicht so vieles Schöne aus der Werkstatt unsrer Phantasie bloß idealisch wäre! dann wüßte ich auch, womit ich die Kometen bevölkern wollte.“ (R... 1794, „Meine schönen Leserinnen“, S. 144, Anm.)

R... fügt seiner Übersetzung, die wie die späteren Gottscheds und die von Mylius die szenische Dialogform verwendet, einen voluminösen Apparat hinzu. Dieser umfasst sachliche Informationen ebenso wie augenzwinkernde Nebenbemerkungen, die dem flotten, zuweilen flapsigen Stil treu bleiben. Immer wieder korrigiert er das kosmologische Modell Fontenelles durch fachwissenschaftliche Ausführungen: „Dies ist nicht mehr als eine bloße Vermuthung des Herrn Verfassers, vielmehr lehren neuere Erfahrungen [...]“; „Jetzt wissen wir [...]“; „Dieses läßt sich wohl nicht beweisen [...]“ etc. (R... 1794, S. 86, 91, 97, jeweils Anm.). Dass R... in der Tat nicht nur Unterhaltung, sondern auch Wissensvermittlung intendiert, belegt außerdem der sachlich-deskriptiv gehaltene Anhang „Noch etwas über die Planeten und ihre Erscheinung“ (R... 1794, S. 177–181.)

Descartes' Wirbeltheorie, die Gottsched lediglich modifizierte, lehnt R... in unausgesprochener Anlehnung an Bode, und wie dieser mit Berufung auf Newton, rigoros ab. „Da sehn Sie die entsetzliche Verwirrung, die die Wirbel anrichten. Alles ist so widernatürlich, geziert, gekünstelt, und mich wundert, daß Herr von Fontenelle, der doch oben so schön von dem einfachen Plane der Natur spricht, ihr so etwas andichten kann, was kaum der sinnreichste Kopf erkünstelter ausdenken könnte.“ (R... 1794, S. 138 f., Anm.; auch S. 104 f., Anm.) Und weiter unten: „Ich dürfte meinen Leserinnen wohl nicht

erst sagen, daß auch diese Vorstellung von den Kometen unrichtig ist. Die verwünschten Wirbel verwirren alles.“ (R... 1794, S. 140 f., Anm.) Der Text unter dem Strich riskiert ähnlich wie schon in Bodes Übersetzung, denjenigen über dem Strich zu entwerten. Auch wenn der Übersetzer selbst Fontenelles Astronomieschrift für weiterhin lesenswert hält, stellt die starke semantische Modifikation, die mit dem Transfer der *Entretiens* ins Deutsche einhergeht, sie entschieden in Frage.

Eine weitere semantische Umwertung schreibt sich von Gottsched her. Wie dieser vereinnahmt R... Fontenelles Schrift als Gotteslob. Das geschieht bereits in der Vorrede im erwähnten hymnischen Preisgesang auf die Sternenkunde. Doch auch die Anmerkungen nehmen unvermerkt entsprechende ideologische Eingriffe in den Text vor: „Und so thürmen sich ohne Ende Welten auf Welten, denn – wo sollten denn die Gränzen der Größe, Weisheit und Güte Gottes sein!“ (R... 1794, S. 136, Anm.)

3. Polyphonie der Übersetzung

Was lasen philosophisch Interessierte im 18. Jahrhundert, wenn sie *Die Gespräche von Mehr als einer Welt*, die *Dialogen* oder *Unterredungen über die Mehrheit der Welten* zur Hand nahmen? Natürlich nicht Fontenelle.

Tschirnhaus', Gottscheds, Mylius' und R...s Übersetzungen, die Unwissende, Laien, darunter insbesondere Frauen, am internationalen Wissenschaftsdiskurs teilnehmen lassen wollen, sind Produkte der deutschsprachigen Zielkultur, in der sie jeweils einen spezifischen diskursiven Ort besetzen. Sie bewerten und modifizieren das Original, haben partiell abweichende Ziele, basieren auf anderen Theoriemodellen, sprechen ein anderes Publikum an. Ihre dadurch entstehende Distanz zur Vorlage wird in Paratexten ausgebaut und verschärft: Vorreden und Kommentare betten den transferierten Text in die Zielkultur ein, annectieren ihn oder degradieren ihn zur Negativfolie eigener Thesen.

Fontenelles *Entretiens sur la Pluralité des Mondes* sind ambivalent und vielstimmig. Die deutschsprachigen Ausgaben geben sie in ihrer Polyphonie wieder – und schränken diese Polyphonie zugleich durch Kommentar ein. Die Paratexte der Übersetzungen bilden jeweils eine weitere Stimme, die vielfach konträr zum Haupttext angelegt ist und durch Absetzung von diesem besonderes Gewicht erhält. Existierten im 18. Jahrhundert emanzipierte Leser und Leserinnen, die Fontenelle auf Deutsch rezipierten und die Übersetzungen als heterogene, vielschichtige Produkte erkennen, gegenläufige Textschichten differenzieren und dazu eine distanziert-kritische Position einnehmen konnten? Fragen wie diese lässt die Rezeptionsforschung bisher unbeantwortet.

V. Der Bergmann Sidonia Hedwig Zäunemann. Geschlechter-Räume in der Lehrdichtung

1. Ein gelehrtes Frauenzimmer

Sidonia Hedwig Zäunemann, geboren 1711, gestorben bereits 1740, war die Tochter eines Erfurter Notars. Sie blieb ihr Leben lang unverheiratet im Hause ihrer Eltern wohnen, gelangte aber durch ihr Schreiben zu einiger Berühmtheit über die Stadtgrenzen hinaus. Zäunemann verfasste zahlreiche Gelegenheitsgedichte im Geschmack der Zeit, fand jedoch auch ihren eigenen Weg von spätbarock geprägter Kasualyrik hin zu einer individuellen, vom Geist der Aufklärung inspirierten literarischen Praxis. Besonders der Leipziger Kreis um Gottsched, zu dem auch Christiana Mariana von Ziegler gehörte, beeinflusste sie. Ziegler ging der Erfurterin als erste kaiserlich gekrönte Poetin überhaupt voraus.

Bekannter noch als Zäunemanns Werk – und unauflöslich damit verbunden – ist das von ihr poetisch inszenierte, aber zugleich auch realisierte Modell eines emanzipierten Lebens als unverheiratete, berufstätige Schriftstellerin, wie es zu ihrer Zeit äußerst ungewöhnlich war: Dazu gehören einsame Ritte durch Wald und Feld in Männerkleidung ebenso wie literarische Pamphlete:

Auf die gelehrten Frauenzimmer.

Madrigal.

Ihr Männer bildet euch nicht ein,
Als ob Vernunft, Verstand, Gelehrsamkeit und aufgeklärter Sinn
Solt euer Eigenthum und Erbrecht seyn;
Nein! warlich, der das Firmament gesetzt,
Der hat das Frauen-Volk nichts minder hoch geschätzt:
Und ihnen auch Verstand und Witz verliehen.
Es soll wie ihr, des hohen Geistes Gaben,
Auch im Besitze haben.
Drum muß ihr Lorber-Zweig, so wie der eure blühen.
Zörnet, tobet, lästert, neidet immerhin,
Ihr werdt es doch nicht hindern können,
Ihr solt und müßt denselben doch die Ehre gönnen!
Drum bildet euch ihr Männer ja nichts ein!
(Zäunemann 1738, S. 549 f.)

Dieses Gedicht zeigt bereits viel von der Energie und der herausfordernden Art der jungen Frau, die auf die Zeitgenossen provokativ gewirkt haben mag. Tragnitz charakterisiert Zäunemann resümierend als „significant woman writer of the Enlightenment and an influential spokesperson for the autonomy of women authors“ (Tragnitz 1999, S. 236). Ihre spektakuläre Mineneinfahrt in das Ilmenauer Bergwerk unterstreicht diese Bestrebungen nachdrücklich:

Sie erscheint als „Ausdruck ihrer Persönlichkeit, ihres Wissensdurstes und ihres Selbstbewußtseins“ (Brosin 1989, S. 74).

Abb. 14: Zäunemann 1738, Frontispiz. © Österreichische Nationalbibliothek, Sign. 5734-A.



Die im Ganzen recht überschaubare Zäunemann-Forschung konzentriert sich erwartbarerweise auf jene emanzipatorische, zuweilen als frühfeministisch gedeutete Tendenz ihres Schreibens. Dabei werden häufig Raummetaphern verwendet; der Aufsatztitel „The transgressions of Sidonia Hedwig Zäunemann“ (Bohm 2000) ist nur ein besonders prägnantes Beispiel. Cassel schreibt in seiner literaturhistorischen Skizze „Erfurt und die Zäunemannin“: „Sie eroberte, wie die Soldaten, die sie besang“ – auch wenn ihr zur echten poetischen Kunst die „geniale Manneskraft“ abgegangen sei (Cassel 1855, S. 442 f.). Die neuere Forschung erklärt, Zäunemann suche „die äußeren Räume der Erfahrung zu erobern“, sie respektiere die „Grenzen der Weiblichkeit“ nicht, sondern dringe ein in die „männliche Domäne“, in ein „territory considered unsuitable“ für Frauen (Bovenschen 1979, S. 135; Heuser 1988, S. 312; Guß 2011, S. 115; Tragnitz 1999, S. 27). Besonders Zäunemanns Eroberung *poetischer* Räume wird fokussiert – Räume, die männlich kodiert sind durch Themen (Bergwerk, Jagd, Militär) und Formen (Satire, philosophischer Essay). Die Autorin, so ist zu lesen, „broke through the conventional framework of provincial poetry socially acceptable in Erfurt by creating her ‚Bergwerkgedicht‘“, „moved away from the conventional poetic style“; sie leiste die „poetische Eroberung neuer Wirklichkeitsbereiche“ (Berdt 1977, S. 93, 162; Brinker-Gabler 1979, S. 59).

2. „Ich will, ich muß ein Bergmann seyn“

Am 23. und am 30. Januar 1737 fährt Sidonia Hedwig Zäunemann in das Bergwerk bei Ilmenau ein, am 5. März, so jedenfalls die Datierung im Gedichttitel selbst, verfasst sie eine Ode auf ihr Erlebnis: „Das Ilmenauische Bergwerk“. Es ist das bekannteste Werk der thüringischen Dichterin und wird gemeinhin als Höhepunkt ihres Schaffens angesehen. Schon der eher kritische Paulus Cassel gesteht 1855 zu, das Gedicht gehöre „zu den besten der Dichterin und in der That zu den beßeren dieser Gattung beschreibender Gedichte“ (Cassel 1855, S. 450).

„Das Ilmenauische Bergwerk“ ist von Form und Thematik her ein typisch aufklärerisches Lehrgedicht. Es besteht aus 36 zwölfzeiligen Strophen, meist jambische Dimeter, einige Alexandriner enthaltend. Eingeleitet wird es durch drei Widmungen für verschiedene Auflagen, die im hier zitierten, von der Autorin selbst zusammengestellten Lyrikband *Poetische Rosen in Knospen* sämtlich im Vorgang zum Gedicht abgedruckt erscheinen: erstens an Kurfürst Ernst August von Sachsen-Weimar, zweitens an Friedrich August, August III., König von Polen, der zugleich, wie sie schreibt, „Mit-Theilhaber derer Hennebergischen ergiebigen Bergwercke uf Ilmenau“ (Zäunemann 1738, S. 564) ist, und drittens an den Leser. Der sächsische Kurfürst, mit dem Zäunemann persönlichen Umgang pflegte, scheint dem Unternehmen gegenüber positiv

eingestellt gewesen zu sein. Dankbar schreibt sie: „Du ließt mir ja zur *Fahrt* viel Glück und Gutes sagen“ (Zäunemann 1738, S. 563). Brosin interpretiert das Gedicht sogar als „eine Art Werbeschrift“ für das zwar an Silber und Kupfer ertragreiche, jedoch hoch verschuldete Ilmenauer Bergwerk; insofern sei die Aktion der Dichterin den ökonomischen Interessen Ernst Augusts entgegen gekommen (Brosin 1989, S. 76).

In jedem Fall sorgte Zäunemanns Bergwerksbefahrung für Aufsehen – allerdings im negativen Sinn. Davon zeugt ihr eigenes „Sendschreiben an den Priester, welcher das letztere Schreiben erhalten“, in dem Zäunemann sich gegen Vorwürfe zur Wehr setzt (Zäunemann 1738, S. 593–596). Der Klerus und auch die literarische Welt hatten offenbar zum Teil mit heftiger Kritik auf das Bergwerksgedicht reagiert (Berdt 1977, S. 18; Lippert 1898, S. 724).

Ein Mensch klettert in ein Erdloch. Was ist daran skandalös? Verständlich wird die Aufregung erst, wenn die räumlichen und geschlechtlichen Bedeutungsdimensionen des Ereignisses berücksichtigt werden, wenn man es als die topologisch und geschlechtlich semantisierte Handlung erkennt, als welche die Zeitgenossen es wahrgenommen haben. Wenn im Jahr 1737 eine Frau in Männerkleidung in ein Bergwerk einfährt, so agiert sie jenseits des geschlechterrollenkonformen Verhaltens. Eine Mine ist im 18. Jahrhundert nicht nur konkret ein maskulin geprägter Tätigkeitsraum – Arbeit unter Tage wird ausschließlich von Männern verrichtet –, sondern auch entsprechend kodiert als männlicher Raum der Natureroberung, Naturbeherrschung und Naturerkenntnis. Die Dichterin übertritt daher mit ihrer Einfahrt ins Bergwerk nicht nur material-physische Grenzen, sondern auch die Grenzen gesellschaftlich akzeptierten Verhaltens. Das physische wie poetische Eindringen der Frau in Schächte und Stollen bedeutet zugleich ihr Eindringen in den männlich kodierten Bereich des Wissens und der Arbeit. Zäunemann tut dies mit selbstbewusster Entschlossenheit.

Des Bergwerks Schönheit nimmt mich ein;
Ich will, ich muß ein Bergmann seyn.

Ich kan die Regung meiner Brust
Ohnmöglich länger unterdrücken:
Ich muß zu meiner Herzens-Lust
Mich mit dem Bergmanns-Kleide schmücken.
Der *Schacht-Hut* ziert mich schon, nun bin ich ganz verkleidt! [...]

Weswegen soll denn nicht ein Frauen-Bild auf Erden
Durch *Leder*, *Licht* und *Fahrt* ein kühner Bergmann werden?
Auch diese That muß rühmlich seyn!
Glück auf! ich *fahre* freudig ein.
(Zäunemann 1738, S. 570 f.)

Von männlicherseits geäußerter Kritik lässt Zäunemann sich nicht abschrecken. Sie nimmt sie regelrecht auseinander, wie das erwähnte *Sendschreiben an den Priester* zeigt, und zwar mit Witz und großer Frechheit. Rhetorisch nimmt sie Argumente ihres Kritikers vorweg, die gegen ihre Bergeinfahrt sprechen könnten – vor allem natürlich ihre Geschlechterrolle, aber auch die von ihr nicht gefürchtete Lebensgefahr:

Allein was wundert sich dein Herz, daß ich nicht nur zum Pindus gehe,
Nein, sondern auch die untre Welt und ihre tiefsten Klüfte sehe?
Wie? ist mir dieses nicht erlaubt? Ist denn nicht Weibern zugelassen,
Die Wunderwerke der Natur bald hier bald dort ins Herz zu fassen?
[...] Allein, *du Hochgeehrtester!* du hältst den Feldzug meiner Glieder
Gar nicht vor gut, und rufst mir zu: Sidonia thu dieß nicht wieder.
Allein was ist der Grund der Warnung? Ists der Verlust von meinem Geist?
Der fahre hin! ich seh es gerne, wenn meines Lebens Band zerreist!
(Zäunemann 1738, S. 593 f.)

Dass der adressierte Skeptiker nicht glaubt, dass sie durch die neuen Erfahrungen und das neue Wissen „Glücke“ und „tausend Lieblichkeit“ im Bergwerk erlebt habe, pariert Zäunemann mit ebenso keckem wie souveränem Humor: Leider könne sie es ihm ja nicht beweisen, weil er zu dick sei, um ihr in den Berg nachzufolgen ...

(Damit du nicht mehr zweifeln mögest) machs eben so, und folge mir!
Fahr in den Schacht! Jedoch du kanst das Glücke nicht wie ich erblicken,
Weil du so stark am Leibe bist; du würdest würklich bald ersticken.
Du könntest in den Schacht nicht kommen, nicht auf der Fahrt und Bühne stehn,
Du könntest dich auf keine Weise beregen, noch im Stollen drehn.
Und weil du dieß nicht haben kanst, so suchst du mich nur auszulachen,
Bist neidisch, und gedenkest mich auf diese Weise böß zu machen.
Nein, dieses wird dir nicht gelingen. Ich bin dir auch deshalb nicht feind.
Verzeih, *Hochwehrter!* meiner Feder, wenn sie anjetzt zu scherzen meint.
(Zäunemann 1738, S. 595)

3. Montane Räume und Texte

Im Folgenden werden unterschiedliche räumliche Dimensionen des Berginneren, abstrakt-symbolische und konkrete, in den Blick genommen, und zwar im ‚realen‘ ebenso wie im literarischen Raum: Sowohl in der Welt als auch im Text existieren einerseits konkrete, andererseits abstrakte Raumstrukturen, die durch Menschen mit Bedeutung aufgeladen oder auch erst konstruiert werden. Genauer zu fragen ist nach den spezifischen räumlichen Strukturen in Zäunemanns Lehrgedicht: Sind sie als Schauplätze, als Handlungsorte, als ‚Ereignisregionen‘ (so der Terminus von Dennerlein 2009) dingfest zu machen, oder erschließt sich ihre Funktion vielmehr im metaphorischen Sinn:

Drücken sich in den literarisch inszenierten Raumstrukturen in erster Linie kulturelle Semantiken aus, und inwiefern sind jene Semantisierungen von Raum geschlechtlich bestimmt? Bilden sie Herrschaftsbeziehungen ab oder schaffen sie solche mit?

Zunächst soll der Blick gelenkt werden auf das Bergwerk als realen Raum, und auf seine Entstehung. Die Geschichte des Bergbaus geht weit zurück, bereits in der Antike wurden Bodenschätze unter Tage gehoben. Im Mittelalter und zumal in der Frühen Neuzeit hatte der deutsche Bergbau eine herausragende Stellung inne, was technisches Knowhow und Förderleistung betrifft. Die Förderung von Silber, Kupfer, Zinn und Blei „lag weltweit an der Spitze“ (Gold 1990, S. 41). Aus verschiedenen Gründen – allgemeine Kapitalverknappung, Holzmangel, Notwendigkeit tieferer Absenkung (Gold 1990, S. 42) – kam es Mitte des 16. Jahrhunderts zu einem Niedergang der Montanwirtschaft. Erst zweihundert Jahre später ist wieder ein Aufschwung zu verzeichnen, sekundiert von Tendenzen zur Verwissenschaftlichung: Ganz im Sinne der Aufklärung strebte man danach, Geheimwissenschaften wie das Bergbauwesen öffentlich zu machen, zugunsten der staatlichen und gesellschaftlichen Wohlfahrt. Bergakademien wurden gegründet (1765 in Freiberg, 1770 Berlin und Chemnitz); neue mineralogische Theorien wurden vorgelegt, etwa von dem berühmtesten Geologen der Zeit, Abraham Gottlob Werner (Dürler 1936); eine internationale Sozietät der Bergbaukunde schloss sich 1786 zusammen und publizierte 1789 den pionierhaften Sammelband *Bergbaukunde*, herausgegeben von Ignaz von Born und Friedrich Wilhelm Heinrich von Treba. Der Aufschwung wurde mitbedingt durch den zunehmenden Einsatz von Dampfkraft, das Montanwesen erlebte dadurch – durchschlagend erst im 19. Jahrhundert – eine technische Revolution (siehe die von Gold häufig herangezogene Studie von Hue 1910, Bd. 1, S. 323). Mit der Liberalisierung des Bergbaurechts in den 1860er Jahren schließlich ist, einhergehend mit dem Machtzuwachs nichtstaatlicher Unternehmen, eine Proletarisierungstendenz im Bergbau zu beobachten (Gold 1990, S. 51).

Was speziell den Ilmenauer Bergbau betrifft, so geht dieser bis in das 13. Jahrhundert zurück. Die Literaturwissenschaft verbindet damit in erster Linie die Wiederinbetriebnahme der Minen durch den Weimarer Herzog Karl August und seinen erfolglosen Projektleiter Goethe (Wagenbreth 2009): Im Jahr 1776 nahm Goethe auf herzoglichen Beschluss die Arbeit in Ilmenau auf, leitete ab 1780 alle Bergwerksangelegenheiten des Herzogtums und gehörte, obgleich schon 1796 Wasserschäden weitere Arbeiten verhinderten, noch bis 1814 der Bergwerkskommission an (zu den Ursachen des Scheiterns ausführlich Steenbuck 1995; Wagenbreth 2009; auch Damm/Damm 2009). Zu Zäunemanns Zeiten war das Ilmenauer Bergwerk gerade in Betrieb, allerdings nur noch zwei Jahre lang nach Erscheinen ihres Gedichts. Dann fand es durch einen Dammbruch am 9.5.1739 „ein jähes Ende“ – „die Gruben ersoffen. Die

Bergleute wurden arbeitslos, ein Teil von ihnen wanderte aus“ (Wagenbreth 2009, S. 35). Erst unter Goethes Leitung wurde der Arbeitsbetrieb in Ilmenau wieder aufgenommen.

Um die zeitgenössische Bedeutung der realen Bergwerksbefahrung Sidonia Hedwig Zäunemanns bewerten zu können, sind geschlechterhistorische Aspekte zu berücksichtigen. Die Untertagearbeit wurde wie erwähnt ausschließlich von Männern verrichtet. Ludwig gibt, allerdings ohne Beleg, eine allgemeine Erklärung dafür an, die über den naheliegenden Grund der Schwere körperlicher Arbeit hinausgeht: „Im Allgemeinen nämlich hatte sich zumindest im europäischen Bergbau seit alters her und stillschweigend die Erkenntnis durchgesetzt, dass der psychische Arbeitsdruck unter Tage bei zusätzlichen Geschlechterspannungen nicht wirklich auszuhalten sei.“ (Ludwig 2010, S. 192) Hingegen seien Frauen zuweilen „an der Erwerbsarbeit im Aufbereitungssektor“, also in den Hütten, beteiligt gewesen, nicht jedoch in Ilmenau. Als einen realen Bezug von Frauen zum Montanwesen nennt Ludwig darüber hinaus gelegentliche „weibliche Gewerken und Verlegerinnen im Montanbereich“, zu denen auch Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach zählt.

Parallel zum Montanwesen entwickelte sich eine entsprechende Texttradition. Zu ihr gehörten seit dem späten Mittelalter Sachtexte zur Technik, Terminologie und Geographie des Bergbaus, aber auch Bergbausagen und -legenden. Mit wachsender Bedeutung der Montanwirtschaft im 15. Jahrhundert nahm auch ihre Literarisierung zu. Gelehrte befuhren Bergwerke und schrieben darüber, so der Humanist Konrad Celtis, der die Mine in seinen *Amores* (I, 6) als beklemmende, abgründige Unterwelt inszeniert (Honemann 2004, S. 255–257). Welch ein Kontrast zur furchtlos-frohlockenden Sidonia Hedwig Zäunemann, die schreibt: „Zurück; Warum? O nein! mir macht / *Die Seiger-Fahrt* gar keinen Grauen“ (Zäunemann 1738, S. 531), und die immer tiefer hinab will, auch wenn der Berginspektor Bedenken äußert:

Wie so? auch dahinnein? Das Wasser rauscht hier sehr.
Es hat seit zwölf und noch mehr Jahren
Kein Mensch dieß *Vorgesümpf* befahren.
Die *Kittel* werden hier von vielen Wasser schwer.
Das Wasser! laßt es seyn! laßt's toben, brausen, stürmen;
Ein Zärtling sucht sich nur vor dieses zu beschirmen.
(Zäunemann 1738, S. 578)

Einen besonderen Aufschwung erlebt die literarische Bergbaumotivik von etwa 1790 bis 1840 (Gold 1990, S. 34), mithin deutlich nach der Frühaufklärung, der Zäunemanns Lehrgedicht zuzurechnen ist. Vor allem romantische Texte realisieren bestimmte Vorstellungen und Phantasien: „Hier wird das Bergwerk zum Schatzhaus, bewohnt von einer wunderschönen, dämonischen

Bergkönigin, die den Bergmann zu sich hinablockt und tötet“ (Honemann 2004, S. 260). Es erstaunt nicht, dass sich die literaturwissenschaftliche Forschung auf die Romantik konzentriert – Kosch (1921), Dürler (1936), Ziolkowski (1985), außerdem der vielzitierte Gold, der psychologische, religiöse, historische, ökonomische und ästhetische Aspekte der romantischen Bergbaumotivik analysiert und darlegt, inwiefern das Bergwerk als Ort tieferer Erkenntnis, psychischer Konflikte oder als parodistisches Zitat figuriert (Gold 1990, S. 34–36). Das dem Berginneren zugehörige Naturhaft-Weibliche erscheint in der romantischen Literatur häufig als irrational, triebhaft und verhängnisvoll für die eintretenden Männer.

4. Erlebter und verdichteter Raum im Lehrgedicht: „Das Ilmenaische Bergwerk“

Von jenen raum-geschlechtlichen Strukturen, mit denen die Romantik zugleich an ältere mythische und märchenhafte Raumkonzepte anschließt, hebt sich Zäunemanns Lehrgedicht noch deutlich ab. „Das Ilmenaische Bergwerk“ prägt ein frühauflärerisches Naturverständnis. Die Naturbeziehung des Menschen ist von Rationalität und Religiosität geprägt, seine Begegnung mit dem Berg wirkt erbaulich und erkenntnisreich.

Otfried Wagenbreth zitiert in seinem Buch *Goethe und der Ilmenauer Bergbau* ausführlich aus Zäunemanns Ode. Einleitende Worte informieren über die konkreten Abläufe:

Am 23. Januar 1737 fuhr sie mit drei Bergbeamten in den Treppenschacht ein, kam unter Tage durch die Gruben Güte Gottes und Gottesgabe und sah, wie die Förderleute Erz und Schiefer durch die niedrigen Strecken zogen. In der Gottesgabe lernte sie ein Abbauort kennen [...]. Aus der Grube Wilhelm Ernst mußten die vier 184 m hoch über die Fahrten (Leitern) wieder zutage steigen. Am 30. Januar 1737 befuhr die Zäunemann mit Major von Busch und drei Bergbeamten den Martinrodaer Stolln auf seine ganze Länge und kam nach 5 ½ Stunden am Mundloch in Martinroda wieder zutage (Wagenbreth 1983, S. 31 f.).

Wenige Monate später veröffentlichte die Autorin ihr auf dieses persönliche Erlebnis referierendes Gedicht und bringt dabei erlebte Wirklichkeit und poetische Verdichtung in einer besonderen Weise zusammen: Im Anschluss an den poetischen Text ist das Befahrungsprotokoll des Berginspektors Tromler abgedruckt. Eine von drei vorhandenen Druckfassungen des „Ilmenaischen Bergwerks“ enthält auf der zweiten Seite zudem eine von Tromler gezeichnete Karte mit den Minentunneln. Sie wird im Stadtarchiv Erfurt verwahrt (zur Publikationsgeschichte am ausführlichsten Berdt 1977, S. 149 ff.). Damit wird auch für den lyrisch-fiktionalen Text eine ganz spezifische Nähe zur Wirklichkeit behauptet – und geglaubt: Ludwig deutet die Ode als gelungene Realitätsdarstellung, er nennt sie ein „einzigartiges, ein treffliches Loblied des

Bergbaus“, welches „nahezu ungehört verhallt“ und erstaunlicherweise von einer Frau geschrieben sei: „Jedenfalls dürfte kaum eine zweite gelungene Poesie zu finden sein, die das damalige Glaubens- und Bildungsgut sowie Naturgefühl mit Fragen nach der Technik- und Wissenschafts-, Kunst- und Landschaftsgestaltung in die Welt des Bergbaus hinein verlängerte und Antworten darauf mit Widersprüchlichkeiten der eigenen Seele verband.“ (Ludwig 2010, S. 190 f.) Möglicherweise hat das zeitgenössische Publikum Zäunemanns Gedicht tatsächlich in erster Linie als faktenorientierte Beschreibung einer Grubeneinfahrt gelesen; die ‚unpoetischen‘ Fachtermini aus der Bergmannssprache mögen diese Lesart verstärkt haben. Aus heutiger Perspektive ist die Literarizität des Textes unverkennbar. Präsentiert wird eine formal und inhaltlich stilisierte, erzählte Wirklichkeit in gebundener, gereimter Rede, mit künstlerisch-poetischer Sprachverwendung.

Der erlebte und im Text verdichtete Raum, das Ilmenauer Bergwerk, wirkt auf den ersten Blick wie ein Containerraum, der durch Innen und Außen, Oben und Unten definierbar ist, der betreten und verlassen werden kann – und dies wird sprachlich markiert: „*Glück auf!* ich *fabre* freudig ein.“ und: „*Glück auf! Glück auf!* wir sind nun jetzt / Durch dieses *Stollens-Mundloch* kommen!“ (Zäunemann 1738, S. 571, 581). Durch die geschlechterpolitische Grenzüberschreitung und die mit dem Berginneren verbundene Entgrenzung des Wissens vollzieht sich indessen eine Art topologische Dynamisierung des Raums. Der Raum, der im und durch den Text entsteht, ist nicht nur ein abgeschlossener Behälter. Mit ihm eröffnet sich zugleich ein Handlungs-Spiel-Raum für das erlebende und sprechende weibliche Ich.

4.1 „So fahr ich in das *Tiefste* ein.“ Raum – Bewegung – Wissen

Zäunemanns Gedicht beginnt mit dem Bergmannsruf „Glück auf! Glück auf!“. Das lyrische Ich hört ihn früh morgens erklingen und fühlt sich zu aktivem Handeln, zu Bewegung motiviert: „Nur fort! wohin? vor *Ilmenau!*“ (Zäunemann 1738, S. 567) Der Text erzeugt im Folgenden bei den Lesenden eine starke Empfindung von Nähe zum geschilderten Ich-Erleben – durch präsentische Schreibweise, häufige Adressatenbezüge, zahlreiche Ausrufe und Fragen. Das Ich, voller Vorfriede und Tatendrang, bewegt sich auf den Berg zu, wobei die Annäherung mit einer spürbaren Spannungssteigerung einhergeht. Es steigt „frisch hinauf“ und dringt schließlich in das Berginnere vor: „ich *fabre* freudig ein.“ (Zäunemann 1738, S. 568, 571) Die Unbändigkeit des Wissensdurstes drückt sich lexikalisch und syntaktisch aus, beispielsweise durch die wiederholte Formel ‚ich muß‘ und durch vorwärtsdrängende, herausfordernde Exklamationen:

Herr Berg-Inspector! immer fort!
Ich muß das *Vorgesümpfe* sehen,
Ich muß in diesem tiefen Ort
Auch mit Betrachtung stille stehen.
[...] Bleibt nur mein Feuer und sein Schein;
So fahr ich in das *Tiefste* ein.
(Zäunemann 1738, S. 578 f.)

Der zu erobernde Raum steht für ein Wissen, das durch „sehen“, durch „Betrachtung“ zu erlangen ist: Das „*Tiefste*“, die tiefste Erkenntnis, ist das Ziel. Nicht erst in der romantischen Bergbaumotivik wird also die Dunkelheit zur Sphäre des Erkennens – bereits in der frühaufklärerischen Wissenspoetik Zäunemanns ist das Motiv der in der Tiefe der Erde zu erlangenden Erkenntnis prägend. Zugleich wirkt es wie ein thematischer Vorgriff auf Schillers *Taucher*-Ballade, wenn der Mensch nach Erkenntnis im Tiefsten strebt. Doch während dem jungen Knappen sein Wissensdrang zum Verhängnis werden wird, kann das Ich in Zäunemanns „Ilmenauischem Bergwerk“ nach der ersten Bergeinfahrt zufrieden und gleichsam mit aufklärerischem Optimismus erklären:

Ich habe nun die Seegens-Spuhr
Der Allmacht in der Erd erwogen,
Und aus den Wundern der Natur,
Die schönste Wissenschaft gezogen.
O wie vergnügt bin ich! wie frölich *fahr ich aus!*
(Zäunemann 1738, S. 579)

Allerdings bedeutet Zufriedenheit hier nicht Befriedigung. Die Wissbegierde treibt zu weiteren Raumeroberungen, das Ich fährt ein zweites Mal in das Ilmenauer Bergwerk ein:

Das Bergwerk kan mich nur erquicken;
Kein Garten labt mich so, als dieses untre Haus.
Auf! ich muß noch mehr sehn! ich will in nächsten Tagen
Mit gleicher Munterkeit mich auch in *Stollen* wagen.
Geht, bringt mir Kleid und *Gruben-Licht*,
Damit es mir an nichts gebricht.
(Zäunemann 1738, S. 579)

4.2 „nun bin ich ganz verkleidet!“ Strategie der Maskulinisierung

Das sich durch den Raum bewegende Ich ist als weiblich identifizierbar, das zu erwerbende Wissen gehört einer männlich bestimmten Sphäre an. Die Strategie des Ich, zu Erkenntnis zu gelangen, ist daher konsequent: Maskulinisierung. Und nicht nur das lyrische Ich im „Ilmenauischen Bergwerk“, sondern auch die Verfasserin des Gedichts wird aufgrund ihrer Erscheinung und ihres

Verhaltens von Zeitgenossen als ‚männlich‘ wahrgenommen. Eine von der älteren Forschung gerne übernommene Perspektive: Hanstein schreibt beispielsweise, durch Zäunemanns Persönlichkeit sei „ein starker männlicher Zug“ gegangen. Er bezeichnet sie als „das jugendliche Mannweib“ und spricht von ihren „tollkühnen Männerfahrten“ (Hanstein 1899, Bd. 1, S. 160 f.)

In der Ilmenauer Ode ruft das Ich aus: „Ich will, ich muß ein Bergmann seyn“ und zieht sich Bergmannskleidung an – „nun bin ich ganz verkleidet!“ (Zäunemann 1738, S. 570). Durch Maskulinisierung des Körpers soll der Weg gebahnt werden zur umfassenden Erkenntnis des Höchsten im Tiefsten: „Schweig stille! denn mein Geist wagt alles durchzugehen. || Schweigt! lasset mich im Berg’ die Weisheit GOTTes sehen.“ (Zäunemann 1738, S. 570) Dass jene räumlich inszenierte Bewegung des Geistes (‚alles durchgehen‘) Hindernisse überwinden muss, erweist sich an der Abwehr des Widerständigen (‚schweig‘, ‚lasset mich‘). Das Eindringen in die männliche Domäne muss legitimiert, Widerstand abgewehrt werden. Ausdrücklich geschieht dies in einem energischen Plädoyer für weibliche Bildung, mit dem Zäunemann auf die Frage nach dem Recht von Frauen, unter Tage zu fahren, reagiert:

Man wendet zwar darwider ein:
Kein Weib soll Mannes-Kleider tragen.
(Wenn es gelegne Zeit wird seyn,
Will ich hierauf die Antwort sagen.)
Man wirft mir weiter vor: Dieß sey nicht mein Beruf
Es sey von GOTT der Weiber-Orden
Zum Haushalt nur erschaffen worden;
Man nimmt des Salomons sein Spruch-Buch zum Behuf.
Der König hat zwar recht; allein wer wills uns wehren,
Wenn wir darneben auch uns von dem Pöbel kehren.
Wer straft uns, wenn auch unser Geist
Ein Herz voll Muth und Feuer weist?

Worzu hat uns die höchste Kraft
Verstand und Muth ins Herz gegeben,
Als daß wir auch nach Wissenschaft,
Und edlen Werken sollen streben?
(Zäunemann 1738, S. 570 f.)

Ohne die Geschlechterordnung umwälzen zu wollen und ohne die Zuordnung von Frauen zum häuslichen Tätigkeitsfeld in Frage zu stellen, protestiert Zäunemann gegen den Ausschluss von Wissen und Wissenschaft. Ihr Protest ist energisch und bricht sich vielfach Bahn – wenn sie sich etwa in anderen Gedichten darüber beschwert, dass geistig aktive Frauen als „Ungeheuer“ oder „Monstrum“ betrachtet würden (Zäunemann 1738, S. 590, 625). Am deutlichsten wird die Autorin in ihrer Satire *Die von den Faunen gepeitschte Laster*, wo sie die alles Wissen für sich beanspruchenden Männer beschimpft:

„Was vor ein toller Wurm hat euren Kopf durchfressen, || Daß ihr euch nur allein dieß Recht sucht beyzumessen?“ (Zäunemann 1739, S. 8) Im Gedicht über „Das Ilmenauische Bergwerk“ entschließt das Ich sich denn auch konsequent zur Tat, selbstbewusst und herausfordernd: „Weswegen soll denn nicht ein Frauen-Bild auf Erden || Durch *Leder*, *Licht* und *Fahrt* ein kühner Bergmann werden?“ (Zäunemann 1738, S. 571)

Es stellt sich die Frage, ob durch das Eindringen der Frau in den männlich geprägten Raum, dem sie sich körperlich und auch sprachlich, durch Verwendung von Bergmannssprache, anpasst, jener Raum dynamisiert wird, ob (Geschlechter-)Grenzen aufgehoben werden. Wohl kaum. Bei der Grenzüberschreitung bleibt der Berginnenraum statisch hinsichtlich seiner geschlechtlichen Kodierung. Zu einem Handlungs-Spiel-Raum für die Frau wird er erst, wenn diese sich selbst maskulinisiert – und dadurch wird die heteronormative Setzung von zwei abgegrenzten Geschlechtern eher stabilisiert als dynamisiert.

Körperliche und sprachliche Maskulinisierung wirken im Gedicht identitätsstiftend: Das Ich identifiziert sich zeitweise vollständig mit der Gruppe der Männer und geht im Wir der Bergleute auf. Generell referiert die erste Person Plural in Zäunemanns Gedicht auf verschiedene Personengruppen: zunächst ganz konkret auf die heute in das Ilmenauer Bergwerk einfahrende Gruppe („So aber können wir die Worte frölich sprechen“, Zäunemann 1738, S. 571), dann aber auch auf die ganze Menschheit („Da unsre Eltern das Gebot || Im Paradiese übergangen“, Zäunemann 1738, S. 574) und auf Frauen allgemein (in den zitierten Einforderungen weiblicher Bildung). Besonders bemerkenswert für unser Thema ist nun die inszenierte Zugehörigkeit des Ich zum Wir aller Bergarbeiter. Diese Zugehörigkeit wird in zwei Strophen versprachlicht:

Allein seht unsre *Knapschaft* an;
Erwegt, mit wem dieselben kämpfen!
Hier drohet uns der *alte Mann*;
Dort will die Fluth das Leben dämpfen.
Seil, *Tonne*, *Rath* und *Kunst* zerquetschen Arm und Bein;
Bald zeigt der *Bergmönch* unser Ende;
Und bald zerschmettern uns die *Wände*;
Bald schläfert unsern Geist ein *Stempel* kläglich ein.
Wir können unsern Feind nicht sehen und entfliehen,
Noch uns, wie ihr im Feld, so leicht zurücke ziehen.
Drum auch die Grube, gleich dem Feld,
Viel tapfre Streiter in sich hält,

Wenn Krieger nach dem Lager ziehn,
So ist ihr Marsch ein Weg der Freuden;
Da wir vielmehr das Eitle fliehn,
Und unsern Geist in Andacht weiden.
So wohl die *Fahrt* als *Gang* zeigt größere Sittsamkeit,

Als jene Reise muntre Helden.
 Was wolt ihr viel von Schiesen melden?
 Wir sind so gut als ihr zu dieser That bereit.
 Ihr zündt das Pulver an, und schießt nach Maur und Wällen,
 Wir wissen das *Gestein* im Berge zu zerschellen.
 Ihr brechet durch, nach Kriegs-Gebrauch,
 Und sprengt den Stein; wir gleichfalls auch.
 (Zäunemann 1738, S. 575 f.)

Während in den ersten beiden Versen die Perspektive von der Gesellschaft aus auf die tapferen Bergleute („unsere Knapschaft“) gerichtet ist, verschiebt sich die Semantik des *Wir* unvermittelt: Ab dem dritten Vers zählt sich das *Ich* kühn zu den Helden des Bergs – und setzt die Leistung der Minenarbeiter derjenigen der nun mit „ihr“ adressierten Helden des Militärs entgegen.

4.3 „Beglücktes Bergwerk!“ Nutzen und Ästhetik der Arbeit

Die Bergleute werden im Gedicht also ausgiebig gewürdigt. Sie erscheinen als positive Figuren, die fromm und „mit vergnügtem Muth“ (Zäunemann 1738, S. 572) ihre Arbeit verrichten. Allgemein ist der Tätigkeitsraum Bergwerk positiv besetzt, vor allem aufgrund seines Nutzens. Medizinisch wertvolle Mineralien werden erwähnt („Aus Mineralien die aus der Grube kommen, || Wird mancher edler Stein zur Arzeney genommen“, Zäunemann 1738, S. 578), vor allem aber Bodenschätze: So wie „uns das Erd-Gebäu Feld, Wiesen, Gärten, Wald, || Korn, Obst und Kraut und andre Gaben, || Die wir zum Leben nöthig haben“, gibt, „So dient das Bergwerck auch zu unsern Unterhalt. || Gold, Silber, Erz und Bley, Salz, Schwefel, Kupfer, Eisen, || Muß uns auf dieser Welt den größten Dienst beweisen. || Woraus man ja den Seegens-Fluß || Des Bergwerks gnug erkennen muß“ (Zäunemann 1738, S. 574). Vielfach zeigt sich ein utilitaristischer Fortschrittsoptimismus, wenn etwa das *Ich* vor der Bergeinfahrt Schächte, Wasserführung und Maschinenteknik bewundert und die Arbeit des Menschen an der Natur als „ordentlich und richtig“, als „Wohlfahrt, Glück und Heil“ stiftend beschreibt (Zäunemann 1738, S. 569).

Doch nicht nur der Nutzen des Bergwerks wird thematisiert, auch seine Ästhetik. Wasser im Berginneren erscheint, obgleich es doch durch einen dunklen, von wenigen Fackeln erleuchteten Schacht fließt, als „schön und rein und frisch, wie sanft, wie schnell und klar“ (Zäunemann 1738, S. 572). Das *Ich* lobt die eindrucksvolle Farbenpracht des Gesteins und entdeckt unter der Erde „gleiche Anmuths-Spuren“ wie auf einer Blumenwiese: „So siehet nun dieß untre Haus || Gleich wie der schönste Garten aus.“ (Zäunemann 1738, S. 574) An jenes paradiesische Bild schließt thematisch konsequent der Sündenfall an: Die Bergwerksarbeit symbolisiert die Mühseligkeit des menschlichen Lebens. Zugleich finden sich hier erstaunliche Textpassagen,

die von Berdt gar als „social criticism of the ruling and middle classes“ (Berdt 1977, S. 162) gedeutet werden:

Der Bergman trägt den Lohn
Nach naßen *Kitteln*, Müh und Schrecken,
Und Karren übern Arsch zu drecken,
Nach öftern *Mord-Geschrey*, an wenig Geld davon.
Von Noth und Kümmerniß, von Jammer-vollen Tagen;
Von Elend, Angst und Schmerz kan uns ein Bergmann sagen.
(Zäunemann 1738, S. 574 f.)

Es ist eine unvermittelte, von derber Wortwahl geprägte Sprache – für die sich die Verfasserin auch rechtfertigt. In ihrer in Prosa geschriebenen, aber dennoch gereimten Vorrede „Mein Leser!“ entschuldigt sie sich für etwaige Fehler: Dies sei nun mal die „erste Arbeit“, „die man von Berg- und Bergwercks-Sachen von meiner Hand und Feder ließt“. Sie erklärt das Raue und Harte ihres Gedichts, das „nicht nach Dichter-Art geschrieben“ anmute, mit den „Berg- und Bergmanns-Reden“ und erbittet „ein vernünftig Urtheil“ vom Leser (Zäunemann 1738, S. 566).

Die hier eingenommene Perspektive zeigt nicht mehr munter-fromme, sondern elende Bergleute, die das Ich nun bezeichnenderweise von außen und ohne Wir-Gefühl wahrnimmt. Jene Perspektive steht der poetischen Inszenierung der Bergwerksästhetik ebenso schroff entgegen wie dem resümierenden Urteil: „*Beglücktes Bergwerk!* das die Hand || Der Allmacht stets mit Seegen krönet“ (Zäunemann 1738, S. 582). Es folgt eine Lobpreisung von Herzog, Berginspektor und allen Minenarbeitern, die im fröhlichen Aufruf zum Feiern mündet:

Auf! feyret *diesen* Tag mit Andacht und mit Freuden.
Das *Berg-Fest* will ietzt nicht die Grillenfänger leiden.
Ich schweige denn die Feder bricht,
Ja *heut* ist Fest; ich mache *Schicht!*
(Zäunemann 1738, S. 583)

5. Der Untergang der wilden Reiterin

Ich bin mit festgesetztem Muth durch Gang und Schächte durchgefahren,
Die Fahrt hat mich so sehr vergnügt, als keine Zeit in meinen Jahren.
Die Knapschaft, so mich frisch gesehen, legt mir das gute Zeugniß bey:
Daß ich von unerschrocknem Geiste, und gar nicht bleich geworden sey.
(Zäunemann 1738, S. 594)

Nicht nur hier, im „Sendschreiben an den Priester, welcher das letztere Schreiben erhalten“, zeichnet Sidonia Hedwig Zäunemann von sich das Bild einer unerschrockenen, wagemutigen Frau. „Drum fürcht ich mir vor nichts“ (Zäunemann 1738, S. 118), schreibt sie an anderer Stelle. Dieses Bild der

Autorin wurde von der Forschung perpetuiert – „Sie war von einer Furchtlosigkeit, wie sie an Frauen wahrlich selten ist“ (Cassel 1855, S. 450) – und derart verstärkt, dass es die biographische Wirklichkeit überlagerte. Das lässt sich an einem markanten Beispiel illustrieren: an der Erzählung vom Tod der Dichterin. Im 1898 erschienenen Zäunemann-Artikel der *Allgemeinen Deutschen Biographie* ist diese Erzählung in Reinform nachzulesen:

Auch sonst trug sie bei ihren Ausflügen, die sie zu Roß zu unternehmen pflegte, männliche Kleidung; furchtlos ritt sie bei Regen und Sturm, bei Gewitter und im nächtlichen Dunkel durch die Thäler und dichten Wälder [...]. 1740 fand sie ein frühes Ende; das unerschrockene Mädchen hatte einen Ritt zu ihren Ilmenauer Verwandten unternommen, und beim Ueberschreiten der Gera bei dem Dorfe Angelroda unweit Plaue brach die vom Hochwasser erschütterte Brücke unter ihr zusammen. (Lippert 1898, S. 724 f.)

Nicht nur Berdt schreibt 1976 diese Erzählung von der in Männerkleidung reitenden und in den Fluss stürzenden Dichterin weiter und nennt ihren Tod „as unusual and as dramatic as her life“ (Berdts 1977, S. 20). Auch Brosin erklärt: „Auf dem Weg nach Ilmenau, den die Zäunemannin wie schon so oft im Sattel zurücklegte, war die Brücke über die hochwasserführende Gera unter Pferd und Reiterin zusammengebrochen.“ (Brosin 1989, S. 72) Auf die Ausmalung der auf ihrem Ross durch Wälder, Sturm und Wind dahinbrausenden Reiterin in Männerkleidern, der ihr Wagemut zum Verhängnis wird und die bei einem ebensolchen Ritt im Fluss ertrinkt, verzichtet man auch in jüngerer Zeit nicht, etwa in Würdigungen der Erfurter Dichterin zu ihrem 300. Geburtstag im Jubiläumsjahr 2011 (Itterheim 2011, Walker 2008). Etwas differenzierter argumentiert Guß, die zwar auch von einem Ritt spricht, aber aufgrund von Archivforschungen darauf verweist, dass Zäunemann gerade an ihrem Todestag *nicht* männlich gekleidet gewesen sei, sondern einen „rothen Pohlischen Peltz und einen grünen Rock aus Fries, einem dicken Mischgewebe, das vor Kälte schützte, aber mit Wasser vollgesaugt sehr schwer wird“, getragen habe (Guß 2011, S. 119, mit Verweis auf eine Notiz im Thüringer Stadtarchiv Rudolstadt, Regierung Arnstadt, Nr. 1152).

Bereits 1999 hat Tragnitz in ihrer Zäunemann-Dissertation die Weise kritisiert, in der von der Forschung eine „connection between her bold and unconventional lifestyle [...] and the manner and cause of her death“ geschaffen werde (Tragnitz 1999, S. 33). Beispielhaft dafür ist Cassel zu nennen, der schreibt: „Aber, was der Dichterin in ihrer Kühnheit oft gelungen ist, sollte ihr doch bald zur Ursache eines vorzeitigen Lebensendes werden.“ Immerhin kommt er ohne das Bild der Reiterin aus, wenn er Zäunemanns Sterben in dramatischer Weise präsentisch ausmalt: „Sie befand sich am 11. Dec. 1740 auf einer Reise zu ihrer Schwester nach Ilmenau; es war stürmisches Wetter, die Waßer angeschwollen; indem sie zwischen Plaue und Angelroda über

einen Steg gehen will, bricht dieser; sie stürzt ins Wasser und kommt darin um“ (Cassel 1855, S. 451).

Cassel belegt seine Todeserzählung explizit in einer Fußnote mit der Kurzmeldung in den *Göttingischen Zeitungen* vom Januar 1741, die den ausführlichen Nachrufen vorausgegangen war. Diese Meldung lautet nun aber wie folgt:

Wir haben dorthier die unangenehme Nachricht von 26. Decembr. erhalten, daß die belobte und gekrönte Poetin zu Erfurt, die Jungfer Zeunemannin plötzlich ihr Lebensziel erreichen müssen. Denn wenige Tage zuvor ist sie ohnweit Ilmenau, da sie es nicht wagen mögen, durch das angelaufene Wasser zu fahren, über einen schmalen Steg gegangen, aber von dem stürmenden Winde ergriffen und in das Wasser geworfen worden, darinnen sie ihr Leben eingebüset. (*Göttingische Zeitungen*, Jan. 1741, Nr. 3, S. 20, zit. nach Tragnitz 1999, S. 34)

Diese Zeitungsmeldung, die nach Tragnitz' Überzeugung der Wahrheit am nächsten kommt, erwähnt interessanterweise weder Männerkleidung noch Pferd. Ebenso wenig tun dies die *Hamburgischen Berichte* in ihrem Nachruf vom 28.2.1741 – jenes Journal, das für Zäunemanns poetische Laufbahn von zentraler Bedeutung war:

Als sie nemlich am 11 Dec. 1740. sich eine Motion machen, und ihre verhey-rathete Schwester in *Ilmenau* besuchen wollte, gerieth sie auf einen von Wasser lockergemachten Fussteg, unweit der Stadt *Plauen* bei *Arnstadt*, und wurde von dem stürmenden Winde und wilden Wasserwellen hingerissen, daß sie in der Fluth ihr Leben endigen muste. (anonym 1741, S. 134 f.)

Die Rede ist von einem „Fussteg“ bzw. „schmalen Steg“, den Zäunemann passiert habe, und zwar – dies lässt Cassels Bericht bezeichnenderweise aus – aus Bedachtsamkeit, um nicht durch Hochwasser „fahren“ zu müssen. Daniel Wilhelm Triller schreibt konsequenterweise in seiner Würdigung Zäunemanns, sie habe „sich, aus Vorsichtigkeit, auf keinem kleinen Nachen dem ungestümen Wasser anvertrauen, sondern vielmehr zur Sicherheit über den Steg gehen wollen“ (Triller 1742, S. 472). Womöglich hatte also gerade nicht Wagemut, sondern sogar Bedachtsamkeit Zäunemann zu dieser Art der Flussüberquerung veranlasst.

Das Frauen-Bild von der wilden, dem Untergang geweihten Amazone scheint jedoch so verführerisch zu sein, dass es die Wirklichkeit überlagert. Man erschreibt der Dichterin ein zu ihrem Leben passendes Sterben – passend übrigens auch in einem anderen signifikanten Sinn: Nicht selten wird zusätzlich ein kausaler Zusammenhang zwischen dem Lebensende der Schriftstellerin und ihren Emanzipationsbestrebungen gesehen. So schreibt Hanstein, Zäunemann sei „wahrscheinlich aus Unvorsichtigkeit und Waghalsigkeit“ ertrunken, und fügt hinzu: „Man kann sagen, daß der Schritt nach der Seite

der Emanzipiertheit hin, den die Zäunemannin that, schon weit über das hinausging, was Gottsched erstrebt hatte.“ (Hanstein 1899, Bd. 1, S. 162)

Der ‚weit hinausgehende Schritt‘ – mit dem gewissermaßen die Grenzen eines für Frauen angemessenen Verhaltens überschritten werden –, passt allzu gut zum Schritt über den Fluss: Die Überquerung muss notwendig scheitern. Eine schicksalhafte Notwendigkeit des Scheiterns galt selbstredend nicht im realen Leben, sondern wird in der postumen biographischen Lebenserzählung suggeriert; der Tod erscheint als Konsequenz, wenn nicht gar als moralische Strafe für ein unkonventionelles Leben. Die Raummetapher siegt gewissermaßen über den ‚realen‘ Raum, die Metapher überschreibt die Wirklichkeit. Generiert wird eine systemstabilisierende Erzählung von einem dramatischen Untergang, die mit dem tatsächlich geschehenen Unglücksfall wenig zu tun hat. Die Lebenserzählung der Sidonia Hedwig Zäunemann transportiert nicht, was ist, sondern was sein soll: Eine Frau, die die Grenzen ihres Geschlechts überschreitet, wird vom Schicksal mit Vernichtung bestraft.

ZEITSCHRIFT

VI. Mediale Präsenz, mediales Produkt: „die berühmte thüringische Tichterin, die Jungfer Zäunemannin“ in den *Hamburgischen Berichten von neuen Gelehrten Sachen*

1. Kohl und seine Blätter

Im Jahr 1732 erschien in deutschen Landen eine neue Gelehrtenzeitschrift: die *Hamburgischen Berichte von neuen Gelehrten Sachen*, im Nebentitel als *Hamburgische Berichte von Gelehrten Sachen* bezeichnet und schließlich von 1738 bis 1757 als *Hamburgische Berichte von den neuesten Gelehrten Sachen* weitergeführt. Ein recht langlebiges Periodikum also, das sich laut Titel *aus einem täglichen, beglaubten Briefwechsel mit in- und auswärtigen Gelehrten speiste und Zur Beforderung der Wissenschaften mit unpartheyischer Feder erteilet* wurde. Mit den ersten Zeilen schließt es ausdrücklich an frühere Gelehrtenzeitschriftenprojekte an. Die No. I der *Hamburgischen Berichte* wird wie folgt eröffnet:

Hamburg, den 2. Januar.

Geneigter Leser!

Man machet hiemit den Anfang, dasjenige, was bereits vor einem Viertel Jahr in einem, hierüber gemein gemachten Entwurf versprochen worden, in der That zu liefern; mithin diejenigen gelehrten Berichte, die man in dem nunmehr abgewichenen 1731sten Jahre, dem Geneigten Leser unter dem Titel, der, nunmehr ihrem vorigen Herrn Verfasser wieder anheim gegebenen, und die ersten zwey Jahre, (nemlich von 1729 biß 1731.) von ihm gefertigten *Niedersächsischen Zeitungen, und Nachrichten von Gelehrten Sachen*, mitzuthetheile die Ehre gehabt, unter dieser neuen Aufschrift fortzusetzen. Man kan nicht leugnen, daß aller angewandten Behutsamkeit und Sorgfalt ohngeachtet, darin verschiedenes, sowol was die Richtigkeit des Abdrucks, als die Nachrichten selbst und deren Beschaffenheit anlanget, besser hätte seyn können. (*Hamburgische Berichte* 1732, S. 1 f.)

Herausgeber des neuen Journals war Johann Peter Kohl (1698–1778), ein Theologe, der nach einer Zeit in Sankt Petersburg seinen Wirkungskreis in Hamburg fand, als äußerst umtriebiger Privatgelehrter. Er korrespondierte viel, gab Journale und Anthologien heraus und verfasste theologische Traktate auf Latein und Deutsch sowie Gelegenheitstexte bei Trauerfällen. Im *Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart* findet sich unter Nr. 2013 ein zehn Seiten umfassender Artikel zu Kohl, der vor allem eine ausführliche

Bibliographie seiner Schriften enthält. Kohls Lebensgeschichte wird kurz und bündig präsentiert:

Studirte zu Kiel u. Rostock, ward 1725 Prof. der Kirchengeschichte u. der schönen Wissenschaften bei der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, erhielt aber, weil ihm das dortige Klima nicht zuträglich war, (nach andern Berichten: weil er sich in die Kaiserin Elisabeth I. verliebt u. ihr öffentlich seine Liebe erklärt hatte) 1728 die gesuchte Entlassung mit einer lebenslänglichen Pension von 200 Rubeln, privatisirte dann viele Jahre zu Hamburg u. seit 1768 (1771?) zu Altona, wo er am 9. Octbr. 1778 Nachts 12 Uhr an der Brustkrankheit starb. (anonym 1866, S. 136)

Der Verfasser des Kohl-Artikels in der *Allgemeinen Deutschen Biographie* erklärt, Kohl sei „ein sehr fleißiger Schriftsteller auf den verschiedensten Gebieten“ gewesen, am wichtigsten seien seine slawistischen Verdienste, die theologischen hingegen fast vergessen. Außerdem habe er gewisse Bedeutung erlangt „als Herausgeber verschiedener periodischer Schriften, wie der ‚Niedersächsischen Nachrichten‘, 1731, der ‚Hamburgischen Berichte von neuen Gelehrten Sachen‘, 1732–1759 (die sog. ‚Kohlblätter‘), der ‚Hamburgischen vermischten Bibliothek‘, 1743–45, des ‚Gesammelten Briefwechsels der Gelehrten‘, 1750–52 u.v.A.“ (Hoche 1882, S. 425).

Kohl verstand sich als Wissens- und Wissenschaftspopularisator, der die „sich mehr und mehr häuffenden gelehrten Neuigkeiten“ (Hamburgische Berichte 1732, S. 3) einer größeren Leserschaft mitteilen wollte. Davon zeugen auch Titel wie seine *Hamburgische vermischte Bibliothek worinnen zur Aufnahme der Wissenschaften, Kunste und Sprachen allerhand neue Entdeckungen u. Gedancken, so Insonderheit der h. Schrift und der weltlichen Schribenten eine näheres Licht geben, nebst nuzlichen ungedruckten Briefen, mitgeteilet werden* (Hamburg 1743–1745). Das Format der Gelehrtenkorrespondenzpublikation hat Kohl offenbar besonders gereizt: 1750/51 gab er den *Gesammelten Briefwechsel der Gelehrten, die zum Wachsthum der Wissenschaften [...] in eine so genannte correspondirende Gesellschaft zusammengetreten* heraus, ein Jahr später den *Gesammelten Briefwechsel, über die in den gelehrten Geschichten annoch strittige curiöse Frage: Ob vor der Ausgabe der Locorum Theologicorum Philippi Melanchthonis, vom Jahr 1521 eine andere, von ihm vielleicht unterdrückte, vorher gegangen sey?* (1752).

2. Die Dichterin und ihr Medium

In die Kategorie der publizierten Gelehrtenkorrespondenz fallen auch die zwanzig Jahre zuvor von Kohl initiierten *Hamburgischen Berichte von neuen Gelehrten Sachen*. Jene so genannten ‚Kohl-Blätter‘ wurden für eine junge Schriftstellerin ganz besonders wichtig, Sidonia Hedwig Zäunemann. Johann Peter Kohl korrespondierte nämlich nicht nur mit gelehrten Männern,

sondern auch mit gelehrten Frauen (Wiebold 1990) – die Erfurterin nimmt hier eine herausragende Position ein. Und eigentlich ist es gar nicht so klar festzustellen, wer hier für wen wichtiger war: das Journal für die Dichterin oder die Dichterin für das Journal. Im Jahr 1737, dem Höhepunkt der intensiven Zusammenarbeit beider, erweist der Herausgeber seiner Beiträgerin eine respektvolle Reverenz, nicht ohne die Gegenseitigkeit ihrer produktiven Kooperation zu betonen:

Wir staten indessen der berühmten Urheberin für dieses öffentliche Zeugnis ihrer hohen Wolgewogenheit unsere tiefergebenste Danksagung ab, und wie wir uns und unseren Berichten Deroselben gelehrten Briefwechsel, und hoch zu schätzende Wolneigung fernerhin gehorsamst ausbitten, also erbiten und verpflichten wir uns hiemit zu allen unterthänigen Gegendiensten. (Hamburgische Berichte 1737, S. 47)

Das Konzept einer zunehmend bekannter werdenden Dichterin ist in den *Hamburgischen Berichten* chronologisch nachzuvollziehen: Aus „unserer munteren Dichterin“ wird die „durch ihre fertige Poesie täglich berühmter werdende Jungfr. *Sidonia Hedwig Zäunemannin*, kaiserl. gekrönte Poetin“ (Hamburgische Berichte 1734, S. 713; 1739, S. 757). Mehrfach schaffte Zäunemann es auf die Seite 1 der *Hamburgischen Berichte*: Die erste Meldung der „No. LXVII vom 29. August 1738“ berichtet vom Besuch Zäunemanns bei den Jenaer Professoren, „mit deren iedem Sie aus seinem Scibili oder Wissenschaft, die er öffentlich lehret, sehr geschickt, munter, und beredt zu discurren wuste“ (Hamburgische Berichte 1738, S. 581), sowie vom Plan eines Gothaer Medailleurs, eine Gedenkmünze ihr zu Ehren zu fertigen. Und auch der Zäunemann-Nachruf steht ganz zu Anfang der No. XVII des Jahres 1741.

War Sidonia Hedwig Zäunemann tatsächlich so bekannt, wie die *Hamburgischen Berichte* es behaupten? Dies wäre genauer zu prüfen. Wie weit ging der literarische Ruhm der Erfurterin? Inwieweit wurde er vielleicht nur von einer Gelehrtenzeitschrift behauptet, die sich so mit einer berühmten – oder auch berühmt geredeten – Korrespondentin schmücken konnte? Immerhin ging Zäunemanns Netzwerk kaum über das Dreieck Erfurt/Weimar/Jena hinaus. Bei den Gottscheds in Leipzig klopfte sie mehrfach vergeblich an, und auch die kaiserliche Dichterkrönung in Göttingen sollte, wie zeitgenössische Dichterkrönungen allgemein, in ihrer Bedeutung nicht überschätzt werden: Vielleicht war sie doch eher nur ein artiges Dankeschön der jungen Universität für ein schmeichelndes Lobgedicht auf die akademische Neugründung? „Als auf höchstem Befehl des Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn GEORGS II. Königs von Groß-Britannien, Frankreich und Irrland, Beschützers des Glaubens, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg, des Heil. Römischen Reichs Erz-Schatzmeisters und Churfürstens ec. die von Höchst-Denenselben neu-aufgerichtete Academia Georg-Augusta in

Göttingen den 17. Sept. 1737. prächtig eingeweyht worden. Besang diesen neuen Parnaß mit unterthänigsten Lippen“ (Zäunemann 1738, S. 453) ... Sidonia Hedwig Zäunemann.

Die Forschung spricht zwar von einer zunehmenden Bekanntheit Zäunemanns durch die Krönung, immerhin erst die zweite Dichterinnenkrönung überhaupt nach der Ehrung Christiane Marianne von Zieglers durch die Universität Wittenberg. Lippert schreibt 1898: „Die litterarischen Kreise Deutschlands nahmen lebhaft Theil an dem seltenen Ereignisse; man feierte es überschwänglich, selbst Denkmünzen wurden, nach der Sitte der Zeit, darauf geschlagen [...].“ (Lippert 1898, S. 725) Allerdings sind es doch wieder, vor allen anderen Medien, die Kohl-Blätter, die die Krönung Zäunemanns ausführlich beschreiben bzw. diskursivieren – und die damit womöglich eine Berühmtheit der Dichterin erst generieren. Berdt weist zwar auf einen anonymen Druck zur Krönung hin, der sich im Göttinger Stadtmuseum befindet, sowie auf einen weiteren Zeitschriftenartikel im *Regenspurger Beytrag Historischer Nachrichten* (Berdt 1977, S. 215 f.). Doch war es wirklich so, dass hohe Herren und große Gelehrte in ganz Deutschland Zäunemanns Bekanntschaft gesucht hätten? Das behauptet der verklärende Nachruf auf die früh Verstorbene – in den *Hamburgischen Berichten*.

Außerhalb jener norddeutschen Gelehrtenzeitschrift, die der Erfurter Dichterin mediale Präsenz verschaffte und die dadurch selbst mediale Präsenz gewann, lassen sich wenige Spuren und Belege einer realen Berühmtheit Zäunemanns finden.

3. Die Texte von und über Zäunemann

Im Folgenden werden sämtliche Beiträge in den *Hamburgischen Berichten*, die sich auf Zäunemann beziehen, von ihr verfasst wurden oder von ihr handeln, nach der Reihenfolge ihres Erscheinens abgedruckt. Die Gelehrtenzeitschrift bietet Auszüge aus den Briefen der Dichterin und aus neu publizierten Gedichten, Ereignisberichte – etwa zur Dichterkrönung und zum Besuch Zäunemanns in den Jenaer Gelehrtenkreisen –, Buchankündigungen und Gelegenheitstexte zu Ehren Zäunemanns bis hin zum ausführlichen Nekrolog am Ende.

Ab dem dritten Jahrgang, 1734, taucht Zäunemann in den *Hamburgischen Berichten* als Korrespondentin und Verfasserin auf, zunächst 1734 und 1735 nur mit jeweils einem Beitrag, dann in den Jahren 1736 und 1737 mit jeweils sieben, zum Teil umfangreichen Beiträgen. Der Jahrgang 1738 weist drei, 1739 zwei Texte auf, 1740 keinen. 1741 schließlich erscheint der ausführliche Nachruf.

Der folgende Abdruck erfolgt nach Autopsie der Quellen und orientiert sich eng am Original. Hervorhebungen werden durch Kursivierung markiert,

doppelte Hervorhebungen durch zusätzlichen Fettdruck. Druckfehler werden beibehalten. Unleserliche bzw. fragliche Stellen werden mit [?] markiert, ggf. mit Benennung des Fraglichen in den Klammern. Die Tilde über *m* wird aus drucktechnischen Gründen als *m~* dargestellt. Umlaute mit klein überschriebenem *e* über den Vokalen a, o, u werden als ä, ö, ü dargestellt.

Eine Deutung und Kommentierung des Abdrucks unterbleibt. Nur eine Beobachtung sei vorweg notiert, und zwar eine durchaus verblüffende. Am bemerkenswertesten nämlich erscheint an dieser medialen Präsenz und Präsentation von Autorinnenschaft, an dieser wechselseitigen Inszenierung von ‚Bedeutung‘ einer Zeitschrift und einer Dichterin das, was abwesend ist. In den *Hamburgischen Berichten* existiert *kein* Begleitdiskurs zum Schreiben Zäunemanns, der dieses in die brisante Thematik von Wissen und Geschlecht, von Frauen, Bildung und Gelehrsamkeit einrücken würde. Ein Begleitdiskurs, den andere zeitgenössische und spätere Rezeptionszeugnisse und dann auch Forschungsbeiträge zu Zäunemann ausnahmslos bedienen.

An keiner Stelle findet sich in den *Hamburgischen Berichten* über Zäunemann beispielsweise eine Begründung, warum auch eine Frau gelehrt sein dürfe: ausnahmsweise, zuweilen, ohne Beeinträchtigung der Erfüllung ihrer weiblichen Pflichten etc. Ebenso wenig liefern sie eine entschuldigende Erklärung dafür, dass eine Frau in ein Bergwerk einfährt; ohne Einschränkung werden die zeitgenössisch als skandalös wahrgenommene Tat und ihre Bedichtung gerühmt. Auch die thematische Übergriffigkeit einer weiblichen Autorin auf männlich kodierte Themen und Genres – Militär, Jagd, Satire – wird nicht problematisiert oder gegebenenfalls verteidigt. Und schließlich: Der unverkennbare Stolz des Blattes auf den Kontakt zu Zäunemann bezieht sich nicht etwa auf eine gelehrte Frau im Sinne einer weiblichen Ausnahmeerscheinung – die erwartbare Anspielung auf Laura Bassi (1711–1778) steht bezeichnenderweise in einem abgedruckten Lobgedicht eines anderen Beiträgers. Er bezieht sich auf eine anerkannte Persönlichkeit des literarisch-kulturellen Lebens, deren Geschlecht nicht maßgeblich erscheint. Tatsächlich scheint es in der Zäunemann-Berichterstattung des Journals nur eine einzige Anspielung auf die zeitgenössischen Geschlechterrollen zu geben, und zwar, wenn anlässlich der Ilmenauer Bergeinfahrt „ihre fast mehr als männliche Herzhaftigkeit“ (Hamburgische Berichte 1737, S. 247 f.) angesprochen wird.

Dieses Buch hier kann an zahlreichen Beispielen zeigen, dass Wissen, Wissensvermittlung und Wissensliteratur in vielen Medien und diskursiven Konstellationen des 18. Jahrhunderts eine starke Gendermarkierung aufweisen. Gelehrsamkeit und Bildung werden als weiblich oder männlich, als ‚für Männer‘ oder ‚für Frauen‘ oder eben auch für beide Geschlechter wahrgenommen und definiert, verweigert, verteidigt, bekämpft, erstritten. Auch die Zäunemann-Rezeption und -Forschung ist nicht zu denken ohne

Gendermarkierung. Dass eine solche geschlechtliche Markierung gerade in dem Medium, welches für die Karriere der Dichterin so entscheidend war, nur marginale Bedeutung besitzt, ist umso überraschender und bemerkenswerter.

3.1 *Hamburgische Berichte* 1734

Erfurt vom 20. October. Wie der Hr. Doctor *Philippi* aus Halle seinen Weg nach der neuen göttingischen Universität, wo er künftig öffentlich lehren wird, und auch schon wirklich einige Collegia eröffnet hat, neulich hiedurch nahm: hatte er die Ehre von unserer munteren Dichterin, der Jungfer *Sidonie Hedwig Zäunemannin*, mit einem Glückwunschgedicht, unter dem Namen *Selinde*, begleitet zu werden. Es ist solches in Göttingen bereits abgedruckt. Die ersten zwei Strophen fließen also:

Gelehrt- geehrter Pallas Sohn!
Sag an, was hat dein Herz bewogen,
Daß du nun von Demosthens Thron
Und aus dem Saal-Athen gezogen?
Denk an das Buch, denk an den Pult,
Der fast vor Schmerz und Ungedult
Zerspringen und zersplittern mögte;
Warum? er stehet wie verweist,
Dieweil sein Pfleger weggereist;
O wen dein Geist doch das bedächte!

Halt ein! halt ein! verwegner Kiel!
Und richte nicht ein solch Beginnen;
Die Vorsicht selbst ist mit im Spiel,
Die Klugheit lenket hier die Sinnen.
So wurde denn der Schluß gefast,
Du woltest auch bei uns ein Gast,
Jedoch auf kurze Zeiten heissen;
Du hast mit deiner Gegenwart,
Bei uns fast länger noch verharret,
Als bei den Schönen an der Pleissen, ec. ec.

Hamburgische Berichte 1734, S. 713 f.

3.2 *Hamburgische Berichte* 1735

Hamburg. Nach dem die Verfasser unlängst ein Schreiben an die gelehrte Urheberin des auf die kaiserlichen Hußaren verfertigten, und von vielen Lesern zu sehen verlangten Gedichtes abgehen laßen, und solche darum ersuchet haben: so ist dieselbe nicht nur so gütig gewesen, solches zu übersenden, sondern hat den Verfassern auch die Ehre gethan, Ihnen in so höflichen als zierlichen Ausdrücken, in gebundener Rede, also zu antworten.

Sagt, Hochgeehrteste, was hat Euch angetrieben, Daß Ihr ein holdes Blat mir iüngsthin zugeschrieben? Was bracht' euch doch dazu? Was nehmt Ihr zum Behuf? Ists nicht die Höflichkeit? Denn schwerlich hat der Ruf von meinem heißen Rohr dergleichen wirken können. Ich hab' es wol erwegt: Drum werdet Ihr vergönnen, Daß meine Feder setzt: Gelehrte! Euer Kiel hat blos die Höflichkeit zur Absicht und zum Ziel. Man sagt zwar sonst wol, man könte bei den Linden dergleichen sonderlich vor andern sehn und finden. Ein Meißner schmeichelt sich, und legt sich dieses bei. Allein wer wäre wol so thörigt, kühn und frei, der diesen Ruhm nicht auch der Elbe gönnen wolte, wofern er euer Thun genau erforschen solte? Dis zeugt ia euer Brief. Und die Erfahrung lehrt, daß Niedersachsen auch die Höflichkeit verehrt. Was aber suchet ihr, Gelehrte, mir zu schmeicheln? Befiehlt die Billigkeit, erlaubt die Wahrheit heucheln? Wie? Wär mein Kiel geschickt? was dichtet Ihr mir an? Ich weis nicht ob Ihr mir hiebei zu viel gethan? Hier komt nach eurem Wunsch die Ode der Hußaren. Dis ist mein ganzer Rest. Nun kan ich keins mehr sparen. Den angenehmen Brief von unserm Held Eugen (*) den finden viele zwar der grösten hier gesehn. Ich aber habe nie die Abschrift unternommen, drum wird an deßen stat hiebei was anders kommen (**)

(*) Aus dem Hauptquartier Heidelberg den 24. Sept.

(**) Dieses ist ein schönes Gedicht auf das Geburts-Fest des Printzen Eugenii.

so davon Zeugnis gibt. Wer weis ob nicht mein Held auf mich erzürnet wär'? wofern die ganze Welt den Handbrief, den Er mir so gnädig überschikte, in Abschrift, ia wol gar in ofnem Druk erblickte. Drum hab ich ihn verwahrt, damit es nicht gescheh. Diweil ich zum Beschlus aus eurem Brief' erseh, daß ihr in willens habt, ein Pack gelehrter Sachen, mir bei Gelegenheit geneigt zu übermachen, so dank ich im Voraus nach Pflicht und Schuldigkeit, denn Euch

Geehrteste

Erfurt den 29 Nov. 1735

verehret allezeit

S. H. Zäunemannin.

Das mit gesandte Gedicht führt diesen Titel. *Ode auf die zum Dienst Se. römisch. Kaiserl. Maiest. Karl des VI. am Rhein stehende sämtliche Hrn. Hußaren*, von Sid. Hed. Zäunemannin, aus Erfurt. im Herbstmonat 1735. Andere Aufl. *Schmalkalden*, bei J. C. Mehnern von 1 und einem halben Bogen in Folio.

Zuschrift

Durchlauchtigster Eugen!

Du Held, der stets gesieget,
 Wenn du mit deinem Feind gekämpft und gekriegeret,
 Und scharf gefochten hast. Dein großer Heldengeist,
 Der sich in deiner Brust fast mehr als menschlich weist,
 Der hat dich nicht allein zur Sternenburg erhoben;
 Auch deine Gnad und Huld, und andre Heldenproben,
 Womit du Siegeshaupt vor vielen ausgerüst,
 Die wirken, daß du schon, o Held; unsterblich bist.

Warum? Weil hier die Grosmut blühet.
Des Sechsten KARLS Hußaren sind
Klug, tapfer, eifrig und geschwind
Das Volk der Lilien anzufallen:
Sie lassen nicht mit kämpfen nach,
Bis daß dieselben algemach
Gedämpft, besiegt, zurücke prallen.

Die Stärke und die Tapferkeit
Ficht alzeit gern mit ihres gleichen:
So findet man Gelegenheit
Die Ehrenpalmen zu erreichen.
Von jedem Strauche bricht sie nicht
Den Lorber, draus sie Kränzze flicht,
Ihr mag nicht jedes Reis belieben;
Deshalben wolt, Ihr Helden, Euch,
Mit denen, die an Stande gleich,
Im kämpfen und im Streiten üben.

Ihr edlen Helden! Eurer Blut
Verspart Ihr nicht zum Aderlassen,
Ihr wolt es mit geseztem Mut
Am Rheinstrohlm lieber fliessen lassen.
Ihr seyd mit Grosmut angefült;
Aus euren tapfren Herzen quilt
Der Völker Ludewigs Verderben.
Ihr fallt sie an, und Euer Stahl
Und Ros, kan sich gar oftermal
Mit ihres Blutes Purpur färben.

Was acht Ihr Balsam und Jesmien,
Da Euch das Pulver mehr vergnüget! [*Ausrufezeichen?*]
Den Sebel aus der Scheide ziehn,
Das ist, was Eure Brust besieget!
Wenns knallt und um die Ohren saust,
Das Ros von Hize schnaubt und braust,
Da sieht man was Euch Freude bringet.
Mit Klugheit, Eifer, Tapferkeit,
Begebt Ihr Helden Euch in Streit,
Wodurch Ihr Ludwigs Volk bezwinget.

Die Sonne kan nicht stille stehn,
Es mus die See sich stets bewegen.
Das Urwerk pfelet fortzugehn,
Und sucht sich immerdar zu regen.
Wenn man auf euch Ihr Helden sieht;
So seyd Ihr eben so bemüht,
Und trachtet jederzeit zu kämpfen.

Ihr brecht durch Arbeit und Gefahr,
Und stellet öfters Proben dar,
Daß Ihr die Gegner könnet dämpfen.

Zwar manchmal macht der Feind sich gros,
Und stark; Allein warum? Weswegen?
Daß ihr durch Pulver Hieb und Stos
Noch mehr der Feinde kön't erlegen.
Gewis, Ihr bringt den Feind so weit,
Daß er vor Sieg um Gnade schreit,
Und sich vor Euren Hieben schmieget.
Gnug, Eure Sebel sind beglückt,
Mit Haar und Scheitel ausgeschmückt,
Wenn Ros und Mann zu Boden lieget.

Gefangne, Beute, Wunden, Blut,
Besprizte Sebel, Ros und Leichen,
Die sind für Euren Heldenmut,
Und Eures Eifers ächte Zeichen.
Der Gegner Angst und Todesschweis,
Ist Euer gröster Ruhm und Preis;
Das Glücke sucht Euch liebzukosen;
Denn, wenn Ihr zieht fällts Euch nicht schwer,
Daß Ihr die Beute bringt, was mehr?
Auch blutge Köpfe der Franzosen.

Wie öfters würde nicht die Treu
Der tapfren Teutschen unterliegen,
Wofern Ihr nicht durch Stahl und Blei,
Und Eure Klugheit könntet siegen.
Ihr treibt die Marodeurs zurück,
Ihr sorget für des Landmanns Glük,
Und rettet ihn aus Noth und Eisen.
So mancher Mund, so mancher Mann,
den Ihr befreit, sinnt, wie er kan,
Sich herzlich dankbar zu erweisen.

Halt frecher Kiel! Halt blöder Sinn!
Was wilst du doch von Helden dichten?
Die Kraft gebricht, wo denkst du hin?
Dergleichen Denkmal aufzurichten.
Wolan! So sol hier zum Beschlus,
Weil ich euch schweigend ehren mus,
Die Nachwelt meinen Wunsch erfahren.
Ein jeder Mund von teutscher Treu,
Sprech mit mir ohne Heuchelei:
Es leben Kaiser KARLS Hußaren!

Hamburgische Berichte 1735, S. 795–800

3.3 *Hamburgische Berichte* 1736

Hamburg. Wir schließen das Blat mit einer artigen Ode, einer berühmten Dichterin, welche sie auf die im 16. Ber. dieses Jahrs angezeigte rare Pflanze, *Musa* genant, so beim Anfang des Januarii in Holland blühete, entworfen und uns zugesandt hat.

Wach auf mein Geist! erweg' und merke
Des großen Schöpfers Wundermacht:
Und untersuche mit Bedacht
 So viel dir möglich, ihre Stärke.
 Doch sie ist unerschöpflich gros,
Ihr Wesen ist nicht zu ergründen,
Und wer ihr Ende meint zu finden,
 Der reist sich von der Klugheit los.
 Man spürt die Allmachtshand in Gärten und in Fluren,
Und da verherlichet sie ihre Creaturen.

 Da sieht das forschende Gesichte,
Wohin sich nur sein Blick verfügt,
Das was es reizet und vergnügt,
 Erstaunend und in vollem Lichte.
 Was ehedessen *Eden* war,
Was sich von Schönheit da gefunden,
Das sieht man noch zu diesen Stunden
 Bald hier bald dort ganz offenbar.
Last *Eden Eden* seyn. Auf andern schönen Auen
Kann mans im Abdruk sehn und fast vollkommen schauen.

 Wie? ist nicht *Tempens* Lustgefilde
An Früchten und Gewächsen reich?
Wo kömt ihm leicht ein Garten gleich?
 Hier ist die höchste Hand sehr milde.
 Dort zeigt *America* ein Kraut,
Das von des Schöpfers Wundern saget,
Ganz *Asien* lehrt ungefraget,
 Was da die Almacht angebaut.
Ja! geht nach *Leiden* hin, wolt' ihr was schönes sehen,
Und schaut die *Aloe* in ihrer Blüte stehen!

 Wo denkt ihr hin! Was für Vergnügen
Trefft ihr bei weißen Betten an?
Sieht man doch ietzt auf *Florens* Bahn
 Nur Eis und weiße Flokken liegen?
 Der *Zephyr* zürnt mit seiner Braut,
Und sondert sich von ihren Gränzen.
Wie will der Blumen Farbe glänzen?
 Wo blühet ietzt ein rares Kraut?

Das Mahlwerk der Natur und was hervor gesproßen
Hält ietzt ein kaltes Grab verdeckket und verschloßen.

Dis ist wol wahr. Doch bleibt daneben
Die Almacht GOTTes unverletzt,
Und kan dem der sich dran ergetzt
Beständig neue Proben geben.
Geschicht was außerordentlich,
So ist das Wunder desto größer,
Man spürt des Schöpfers Weisheit besser.
Und unsre Ehrfurcht mehret sich.
Bringt sonst der Sommer nur die Blumen aus der Erden,
So mus, wan GÖt es wil, aus Winter Sommer werden.

Dis kan auch *Amsterdam* bezeugen/
Auch ihr ist dieses Glück verliehn,
Hier sieht man eine Pflanze blühn,
Die wenig hohen Häuptern eigen.
Der Tag der uns zwölf Monden bringt
War kaum mit seinem Licht entglommen,
So ward verwundernd wahrgenommen,
Wie wol des Gärtners Wunsch gelingt.
Die *Musa*, ein Gewächs und Blume seltner Schöne,
Vergnügt der Musen Haupt *) so wie die Musensöhne.

*) Es wird hiemit auf den Herrn *D. Boerhaven* gezielet, welcher diese Blume selbst mit angesehen hat.

Ganz Holland hat in vor'gen Tagen
Kaum einmal diese Blum gesehn.
Sol Teutschland ihren Flor gestehen,
So kan es nur von zweimal sagen.
Europa komt fast klagend ein,
Und murret über das Geschicke
Wie ihr dis ungewohnte Glückke
Nur wen'ge mal sol wißend seyn.
Und traun! Ein solches Glück, bei so erstorbnen Zeiten,
Scheint dir *Batavien* was glücklichichs vorzudeuten.

Ihr Augen! was für ein Vergnügen
Stelt euch nicht diese *Musa* dar?
Viel hundert Menschen nimt man wahr,
Die sich um ihre Zweige fügen.
Hier steht man stil. Hier ruft man laut:
Was kan wol dieser Schönheit gleichen?
Hier mus der gröste Künstler weichen,
So sehr er auf sein Wißen baut.
Mus Salomonis Pracht vor Liljen dort erleichen,
Wer kan denn deinen Ruhm, o *Musa!* wol erreichen?

Doch ihr, Gelehrte, werdet fragen:
 Welch' Pflanze diese *Musa* sey?
 Die Frag ist schwer und mancherlei,
 Und ieder meinert recht zu sagen.
 Forscht immerhin und criticirt.
 Ihr müst dennoch mit mir gestehen,
 Daß sie, wie alles was wir sehen,
 Zum Preis des großen Schöpfers führt.
 Und daß man sagen mus: wer seine Werke achtet,
 Der findet seine Lust, wenn sie das Aug betrachtet.

S. H. Zäunemanninn.

Hamburgische Berichte 1736, S. 221–225

Bei letzterem [Herr Prof. Kohl] werden g. G. über einige Wochen die *vier ersten Jahre der Hamb. Berichte* nach dem wiederholten Abdruck der abgegangenen Stücke/ völlig wieder zu haben seyn: und wird von nun an bis Johannis auf alle S. 320 vier Teile 5. Thlr. auf jeden Teil aber besonders 4. Markl. pränumeriret. Der Titel, und das Register zum vorigen Jahr, wird mit dem Portrait der gelehrten und berühmten Zäunemanninn aus Erfurt ausgegeben: weil die Verfaßer entschloßen sind iedem Teil das Ebenbild eines ihrer berühmten Correspondenten vorzusetzen.

Hamburgische Berichte 1736, S. 319

Hamburg. In der Buchdruckerei im güldenem A B C hieselbst sind zwei wol abgefaßte, und mit vielem Beifal aufgenommene Gedichte, der gelehrten *Zäunemannin* zu *Erfurt*, auf 2 Bogen in 4tv zu haben, wovon das eine auf das Absterben des Prinzen *Eugenii*, das zweite auf den Tod unsers sel. Hr. *D. Fabricii* gerichtet, beiden aber das im Namen unserer hochansehnlichen und hochberühmten *patriotischen Gesellschaft*, (wovon der letztere ein Mitglied war) verfertigte vortreflich gerahtene lateinische Gedicht auf beide angehängt ist.

Hamburgische Berichte 1736, S. 463

Der geschikten *erfurtischen* Tichterin, *Sidonia Hedew. Zäunemannin*, *Trauerode auf das Absterben Eugenii* ist so wol aufgenommen, daß sie hier bei *Buchen* schon zum andernmal auf 2 B. in 4. gedruckt ist. Bei eben demselben findet man auch eine *Parodie auf dieses Gedicht* der Presse übergeben von *Ludew. Wilh. von Langenau* Siles. equ. im Monat Julio 1736. Der Hr. V. hat durchgehends die Reimen der Jgfr. Zäunemanninn beibehalten, und ihr Lob aus ihrer eignen Trauerode gar artig hervorzusuchen gewust. Er benennet in einem Vorbericht eine von ihm gebundene Uebersetzung der königsdorfischen Lob- und Trauerrede auf den Kaiser *Leopold*, die schon unter der Presse sey.

Hamburgische Berichte 1736, S. 694

Erfurt vom 20 Jul. Den Inhalt einiger in *Christian Rosencreuzers chymischen Hochzeit* befindlichen Figuren, welchen Hr. Nicolaus Seeländer zu entdecken sich Mühe gegeben, hat schon vor 3 Jahren ein damaliger Cand., nunmehriger Doctor der Medicin bei seiner Anwesenheit in Erfurt aufgelöset und verschiedenen Personen vor Augen gelegt, wie ich denn selbst einen Zeugen davon abgegeben habe. Die ganze Geschiklichkeit beruhet auf einer Zusammensetzung teutscher Buchstaben, die nur mit andern Figuren ausgedruckt worden sind, und ist überhaupt wol kein Nutzen dadurch in der Alchimie zu erhalten. Da er aber erfahren hat, daß Hr. Seeländer diese Erfindung bekannt machen lassen, hat er mir ein Räzel, welches in eben dieser chymischen Hochzeit p. 67 vorköm̄t, und von welchem Hr. Seeländer nichts erwehnet, übersendet, und was dadurch verstanden werde, angezeigt. Wobei er selbst gestehet, daß keinem Chymico diese Entdeckung etwas nutzen, sondern nur die Neugierde zu vergnügen, dienen werde. Das Räzel ist folgendes:

Nachdem ein Liebhaber der Chymie mit einer Jungfrau geredet, und nach ihrem Namen gefragt, so heist es:

„Die Jungfrau lächelte meines Vorwitzes, lies sich doch nichts bewegen, sondern antwortete: Mein Name hält fünf und fünfzig, und hat nur acht Buchstaben, der dritte ist des fünften drittertheil, komt er dann zu dem sechsten, so wird eine Zahl, dessen Radix schon um den ersten Buchstaben grösser wird, dann der dritte selbst ist, und ist des vierten halber Teil. Nun sind der fünfte und siebende gleich, so ist der lezte dem ersten auch gleich, und machen mit dem andern so viel, als der sechste hat, der doch nur um viere mehr als der dritte dreimal hat ec.“

Dieses Räzel löset er auf diese Art auf: Unter dem Namen der Jungfer wird das Wort *Alchimia* verstanden. Das Alphabeth komt mit dem einmal ein in der Ordnung überein:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24
a b c d e f g h i k l m n o p q r s t u w x y z

Kommen demnach die Buchstaben des Worts mit den Zahlen also zu stehen:

a	1
l	12
c	3
h	8
i	9
m	12
i	9
a	1
	55

Denn wenn nach dem ordentlichen Alphabeth einem ieden Buchstaben des Worts *Alchimia* eine Zahl, ebenfalls nach dem ordentlichen einmal ein beigelegt wird, *so machen die Zahlen zusammen 55.*

- 1) Das Wort *Alchimia* hat nur 8 Buchstaben.
- 2) *Der dritte ist des fünften dritter Teil:* nemlich die dreie, welche bei dem Buchstaben (c) steht liegt in der *neune*, die bei dem Buchstaben (i) befindlich ist, dreimal. Denn dreimal drei ist neun.
- 3) *Kömt er denn zum sechsten* ec. d. i. wird die dreie zu dem sechsten Buchstaben gesetzt, welcher (m) ist, so wird ein Zahl draus, dessen Radix schon um den ersten Buchstaben, nemlich (a) bei welcher ein eins steht, grösser ist denn der dritte, nemlich die *dreie* welche bei (c) steht, selbst ist, welches die *viere* andeutet. Diese *viere* ist der halbe Teil von der *achte*, die bei (h) steht. Macht also dreimal vier zusammen *zwölf*.
- 4) *Der fünfte und siebende sind einander gleich;* nemlich (i) als der fünfte und siebende Buchstabe in dem Wort *Alchimia* bekommen beide eine *neune*.
- 5) *Der letzte Buchstabe (a) ist dem ersten Buchstaben (a) auch gleich,* nemlich *eins* und *eins*.
- 6) *Und machen mit dem andern* nemlich (l) *so viel, als der sechste (m) hat,* nemlich *zwölfe*. Denn wenn 1. zu 11. gesetzt wird, komt *zwölfe* heraus.
- 7) *Der doch* [nemlich der Buchstabe (m)] *nur um viere mehr als der dritte dreimal hat:* der dritte Buchstabe (c) hat neben sich *dreie*; nun machen dreimal drei *neune*; wenn nun an der *drei* ihre Stelle eine *viere* gesetzt wird, so komt *zwölfe* heraus. Denn dreimal vier ist *zwölfe*.

Weil nun, wie aus dem Verfolg dieser Unterredung zu ersehen ist, der gegenwertigen Herren *neune* gewesen, welche Zahl der *siebende* Buchstabe bei sich führt, so hat der Liebhaber der *Chymie*, welcher mit der Jungfrau geredet, ihren Namen auf obige Weise leicht errathen können.

Bis hierher gehet die Erklärung. Im übrigen sind in dieser chymischen Hochzeit noch einige Figuren und Wörter, als p. 73. p. 115. p. 116. und p. 130. zu finden, die vielleicht ein mehreres Licht in der Chymie geben könnten, wenn Hr. Seeländer so glücklich wäre, derselben Bedeutung zu entdecken. Daß aber dem Hrn. Doctori Medicina, welcher gegenwertiges Räzel aufgelöset hat, ein leichtes sey, alle Arten der Figuren und versetzten Buchstaben, welche nach einem ordentlichen Alphabeth eingerichtet sind, herauszubringen, solches zeugen auch nachstehende Zeilen, die er ohne viel Kopfbrechens *nach der alten Schreibart*, zufolge des beigefügten Alphabeths deutlich gemacht, wobei er iedoch abermals bedauret, daß er eben so wenig nützlichens, als in den Figuren der chymischen Hochzeit angetroffen habe. Es sind diese Zeilen in dem *ersten Teile der Turbae Philosophorum, welche Philippus Morgenstern aus dem lateinischen übersetzt, und zu Basel hat drucken lassen*, zu finden, und zwar folgender Gestalt:

Vn hrs dhm Ldhrs dq cdq dhl rnkbgd itmrs kdqgds, hbg vnksfdqm adx dhl rnkbgdm Ldhrs dq rdxm, vnks Fnss czr hdg dhm rnkbgdm ehmc dm lncs, cnbg hm zkkdq rshkkd.

Bei dieser Schrift ist zu merken, daß sich das Alphabeth, so hierzu gehört, nicht von A, wie gewöhnlich ist, sondern von B anfängt, und hernach die ordentliche Bedeutung des gemeinen teutschen Alphabeths behält, wie aus folgender Gegeneinandersetzung erhellet:

a b c d e f g h i k l m n o p q r s t v w x y z.
b c d e f g h i k l m n o p q r s t v w x y z a.

Diesemnach wird die Schrift also heissen:

Wo ist ein Meister, der ein solche Kunst lehret, ich wolt gerne bei ein solchen Meister seyn, wolt Gott das ich ein solchen finden modt, doch in aller Stille.

S. H. Zäunemannin.

Hamburgische Berichte 1736, S. 747–751

Hamburg. Den noch übrigen Raum dieses Blades, können wir ia wol keinen schöneren und besseren Zeilen widmen, als eben denienigen, welche die so fertige als kluge und mit reifer Beurteilungskraft schreibende Tichterin, zu *Erffurt*, Madem. *Sidonia Hedewig Zäunemannin*, auf die, daselbst den 21 October entstandene und den 22. annoch fortwährende ungeheure Feuersbrunst, unter dem Titel: *das unter Glut und Flammen ächzende ERFURT*, auf eine recht lebhaft, zierliche und dabei erbauliche Art entworfen hat.

O! Was erhebt sich für ein Sturm!
Wie braust der Wind in unsern Gassen!
Dort wankt ein hochgespizter Thurm,
Den hunderttausend Wirbel fassen.
Hier kracht ein schwach und mürbes Haus;
Sein Grim bricht Kalk und Ziegel aus;
Er pfeift durch Gärten und Gebäude.
Entstünd' ein Feuer ungefehr,
Wo nähmen wir jezt Rettung her?
Wie schlecht wär' unsre Sabbatsfreude!

O weh uns! kaum gedenk' ich dran,
So hör' ich *Feuer! Feuer!* schreien.
Die Funken steigen Himmel an,
Und scheinen uns den Tod zu dräuen.
Die ganze Stadt erschrikt und bebt,
Und was in unsern Mauren lebt
Erzittert, läuft und eilt zum Retten.
Der stark' und ungeheure Wind
Treibt Glut und Flammen so geschwind,
Als ob sie güldne Flügel hätten.

Das Schrecken häuft sich, da der Knall
Der Stücke durch die Ohren dringet.
O welch ein höchstbetrüber Schall!
Der iederman zum Seufzen zwinget.
Hält denn ihr Donnern gar nicht ein?
Soll dis des Landvolks Losung seyn?
Ach ia! es mus zu Hülfe eilen.
Wie heftig steigt der Rauch empor!
Wie grausam bricht die Glut hervor!
Man sieht den Schein auf viele Meilen.

Der Stücken Bliz, der Trommeln Klang;
Der Glocken fürchterliches Heulen
Verhindert Andacht und Gesang;
Die Noth verstatet kein Verweilen.
Man denkt an keine Predigt mehr.
Die Gotteshäuser werden leer;
Ei ieder fürchtet Glut und Flammen.
Man schaut den Himmel tränend an,
Und schlägt, weil GOtt nur helfen kan,
Die Hände wehmutsvoll zusammen.

Umsonst! der Höchste hört nicht drauf;
Sein Grim kömt über uns gezogen.
Er läst dem Feuer freien Lauf,
Indem sehr viel schon aufgefliegen.
Der Wind tobt fort, und bläst und saust,
Vermehrt die Flammen, stürmt und braust.
Und droht ein allgemein Verderben.
Was Wunder? wenn wir trostlos stehn;
Was Wunder? wenn wir traurig gehn,
Und fast vor Furcht und Schrecken sterben.

Dort trägt mit Seufzen, Ach und Weh
Ein armes Weib ein Bündel Betten,
Und hält es zitternd in die Höh,
Um es noch vor der Glut zu retten.
Hier läuft ein hochbetagter Mann
Trägt, was er sonst kaum heben kan,
Und suchts in Sicherheit zu bringen.
Da führt und schleift man Kaufmannsgut,
Man eilt, es mögte sonst die Glut
Die Waaren allesamt verschlingen.

Reißt Frauenzimmer! reißt die Pracht
Von Achseln, Haupt und Schlaft herunter!
Kommt! gebt auf eure Freunde acht,
Und seid zum Räumen frisch und munter.

Was denkt ihr ietzt ans Feierkleid,
Jetzt, da das Feuer Funken speit,
Und seinen rohten Rachen weiset.
Ach! säumet nicht, helft, wo ihr könnt!
So lang die Glut euch Zeit vergönnt,
Damit man eure Grosmut preiset.

Das ungeheure Element
Sucht seine Flügel auszubreiten.
Es raßt und tobt, und frißt behend,
Und lodert schon auf allen Seiten.
Der Sturm bläßt heftig in die Glut,
Und mehret dadurch ihre Wuht,
Und unterhält die tollen Flammen.
Hier sind, (wie ist mir doch so bang!)
Zu unsers Erfurts Untergang
Zwei Feinde unzertrennt beisammen.

Jezt steigt ein Regenbogen auf;
O! wäre dis ein Gnadenzeichen!
Vieleicht sieht GOTTes Auge drauf,
Und läst sein Vaterherz erweichen.
Doch nein! der Sturm bläßt immermehr;
Er heult und brüllt und wüetet sehr,
Und blendet durch den Rauch die Augen.
Man weis fast nicht wohin man sieht,
Der heisse Dampf, der seitwers zieht,
Beißt schmerzlicher als scharffe Laugen.

Vor Schrecken kreiset dort ein Weib,
Und mus ihr Kind in Thränen baden.
Hier trägt man einen siechen Leib,
Damit ihm nicht die Flammen schaden,
Wenn ietzt die arme Gerenstadt
Den Höchsten nicht zum Helfer hat,
So mus sie gänzlich untergehen.
Wofern er nicht dem Wind gebeut,
Dem Feuer wehrt, den Funken dräut,
So bleibt kein einzig Wohnhaus stehen.

Der Himmel zeigt uns noch einmal
Den buntgefärbten Regenbogen.
Allein er mindert nicht die Qual,
Die Glut kömmt stärker hergezogen.
Der Rauch benimt der Sonnen Blick,
Die Luft wird dampfígt, schwarz und dik,
Dort liegen angeflamnte Kohlen;
Sie drehen sich mit Ungestüm,

O Jammer! ihr erhitzter Grim
Entzündet auch die stärksten Bohlen.

Hier stürzt ein lodernd Dach herab;
Dort knackt und prasselt ein Gebäude,
Und findet bald ein rothes Grab
Zu des Besizers gröstem Leide.
Die Glut verschont kein steinern Haus,
Sie brennt die schönsten Zimmer aus;
Die stärksten Mauren müssen springen.
So plözlich kan die schnelle Glut
Haus, Bücher, Früchte, Hab und Gut,
Eh man es noch vermeint, verschlingen.

Man sieht wie sich die Spritzen drehn,
Wie scharf sie mit den Flammen fechten;
Sie geben zischend zu verstehn,
Wie gern sie uns erretten mögten.
Allein umsonst! mir fällt der Mut;
Kein Wasser tilgt die wilde Glut.
O! könnt man sie mit Thränen zwingen!
Ich weis, sie wär schon längst gestillt,
Denn was aus unsern Augen quillt,
Wär stark genug sie zu verdringen.

Ihr Nachbarn! die ihr ietzt den Knall
Der schmetternden Canonen höret,
Gedenkt nur nicht daß dieser Schall
Ein hohes Haupt zur Lust verehret.
O nein! dis brüllende Geschrei
Ruft euch zur Hülff, und Rettung bey,
Indem wir mit den Flammen streiten.
Ach eilt! mich deucht, der bange Ton
Der Glocken will anietzo schon
Der schönen Stadt zu Grabe läuten.

Das Volk läuft in der Stadt herum
Gleichwie die Schaf' ohn ihren Hirten.
Es fällt vor Mattigkeit fast um;
Wer will die Hungrigen bewirthen?
Das arme Vieh heult jämmerlich;
Es schmachtet; wo verbirgt es sich?
Damit es nicht im Feuer sterbe:
Es schreit und fleht den Höchsten an,
So, wies zu Ninive gethan,
Auf daß es nicht mit uns verderbe.

Kein Priester, ia kein Jonas mag
Die Herten so zur Buße lenken;
Als diese Glut am Sabbattag;
Wer wolte nicht an GOtt gedenken?
Jezt bricht die Langmut und Gedult;
Jezt straft der Höchste unsre Schuld;
Sein Zorn entbrennt an diesem Tage;
Sein Arm schlägt heftig auf uns los;
Die Sabbatssünden sind zu gros;
Wie wol verdienen wir die Plage!

O Vaterauge! sieh doch drein!
Erbarme dich, und wehr dem Feuer!
Denk, daß wir dein Geschöpfe seyn!
Komm! dämpfe dieses Ungeheuer.
Das Unglük hat noch keine Ruh;
Mein GOtt! die Gassen fallen zu,
Da heist es: rettet euer Leben!
Laßt Eimer und auch Sprizen stehn,
Dort will sich schon ein Balken drehn
Und euch den Rest im Fallen geben.

Das Erz der Glocken zischt mit Macht,
Es schmelzt und sprizet in die Flammen;
Die Thürme sinken; hört! es kracht!
Der Tempel fällt verbrant zusammen.
Noch mehr: Das Predger Gotteshaus
Steht viel Gefahr vom Feuer aus;
O mögt es doch der Himmel stützen!
Ja! ia! hier hält die Flamme still;
Getrost! was GOtt erhalten will,
Das weis er kräftig zu beschützen.

Was dort der muntre Handwerksmann
In weit entlegne Häuser schafft,
Das greift nunmehr das Feuer an;
Es wird fast gänzlich weggeraffet.
O Schmerz! die Flamme wüetet fort;
Bald brennt es hier; bald zündt es dort;
Man ist in keiner Strasse sicher.
Wie kan das Elend grösser seyn?
Die Glut dringt in die Keller ein.
Und raubet Silber, Schmuk und Tücher.

Wer hilft mir? werd ich nicht erhört!
Ihr Eltern! seht! wir sind verlohren.
Die Flamme, die dort aufwärts fährt,
Hat uns den Untergang geschworen.

Das Haus, so einst zur Asche ward, (*)
Steht in Gefahr und leidet hart,

(*) Die berühmte Urheberin schreibt hievon also an die Verfasser: Ich habe das Vergnügen, Ihnen zu berichten, daß uns der Allerhöchste ietzo nicht, wie vor 20 Jahren, da in der Nacht in des Nachbars Scheuer hinter unserem Hause, Feuer aufgieng und uns gleich bedeckte, daß wir ausser unserm Leben sonst nichts davon gebracht haben, heimgesuchet, sondern sowol unser Vorhaus, als

Und soll von neuen wüste werden.
Der Garten raucht, ach! widersteht!
Hier liegt das Feuer wie gesät;
Die Kräuter brennen auf der Erden.

Betrübte Mutter! weine nicht!
Wir wollen unserm GOtt vertrauen,
Der uns so vieles Heil verspricht;
Wir werden seine Hülfe schauen.
Je mehr uns die Gefahr bedroht;
Je mehr und grösser unsre Noth,
Je naher ist der Schutz von oben.
Wer weis, was GOtt in seinem Rath
Noch über uns beschlossen hat?
Mich dünkt; der Wind hört auf zu toben.

Gedacht, gewünscht, gehoft, geglaubt,
Der HErr hat uns bereits erhöret,
So, daß sich nun mein Herz und Haupt
Mit Lob und Dank zum Himmel kehret.
Gleich, da fast aller Trost verschwindt,
Gebeut der HErr dem starken Wind,
Und setze ihm gemesne Gränzen;
Vieleicht sieht auch die Allmacht drein,
Und hüllet Glut und Flammen ein,
Die noch am Firmamente glänzen.

Der Himmel wird von Wolken dik;
Ach! wenn doch ietzt ein Regen käme!
O! wenn das götliche Geschik
Dem Feuer seine Macht benähme!
Jedoch vergeblich hoft das Herz;
Die Flamme dauret wie der Schmerz;
Sie höret noch nicht auf zu wüthen:
Das Volk gießt immer sonder Ruh

auch vornemlich das vormals eingäscherte, gnädiger und wundervoller Weise beschützt und errettet hat.

Das Wasser auf die Dächer zu
Um weiters Unglück zu verhüten.

Hier fällt und tödtet Kalk und Stein,
Und zwingt den Geist davon zu scheiden.
Da frißt die Flamme Fleisch und Bein;
So stirbt man mit den grösten Leiden!
Die sanfte Gere wird gestemmt:
Wodurch wird dann ihr Lauf gehemmt?
Durch Kisten, Kasten, Betten, Fässer.
Das, was kein Haus, kein Markt und Mann
Vor Glut und Funken retten kan;
Das schützt noch endlich das Gewässer.

Der Abend kommt betrübt herbei;
Die Sonne geht ganz traurig unter.
Allein das Feuer herrscht noch frei;
Das matte Volk bleibt gleichfals munter.
Das Lermstük wiederholt den Knall;
O mehr als fürchterlicher Schall;
O strenges Nachtlied, so wir hören.
Ach schreckensvoller Morgengrus,
Der uns zugleich erinnern mus
Die Augen nach dem Brand zu kehren.

Die Glocken und Canonen sind
Fast müde ihren Thon zu geben.
Die Nacht ist hin; allein man findt
Die Stadt in grosser Noth noch schweben.
Doch unverzagt! die Glut vergeht,
Dieweil der Höchste bei uns steht;
Er ruft: Es ist genug mit Schlagen!
GOTT schonet unser, wie vor dem
Der grossen Stadt Jerusalem,
Sein Engel sol uns nicht mehr plagen.

Kommt! schaut die Aschenhaufen an,
Die gleich den Zielöfen rauchen.
Man sieht, so weit man sehen kan,
Die Glut verdeckt und dampfend schmauchen.
O heisses Grabmal einer Stadt,
Die GOt so scharf gezüchtget hat!
(Hier überfällt mich Furcht und Grauen.)
O soll ich dich mein Ger-Athen
In solchem Jammerstande sehn!
Und deine Bürger weinend schauen!

Sucht eure Stäte nur noch nicht;
 Nein, sondern sucht zuerst die Gassen.
 Der Schut betrieget das Gesicht;
 Sie werden sich kaum finden lassen.
 Hier ist ia lauter Wüstenei;
 Der Berge sind so vielerlei;
 Wer will euch eure Wohnung zeigen?
 Man geht ietzt nicht durch Strassen hin;
 Man mus mit tiefgebeugtem Sin
 Nur über Feuerhügel steigen.

Der Höchste schlug; er wird sich auch
 Der elend-und betrübten Armen
 Nach seinem väterlichen Brauch,
 Nach seiner Huld und Gnad erbarmen.
 Wer aber davon hört und spricht,
 Verdamme ia und richte nicht,
 Und untersuche sein Gewissen.
 Denn so ihr ietzt nicht Busse tuht,
 So werdet ihr durch Sturm und Gluth
 Auf gleiche Art verderben müssen.

Hamburgische Berichte 1736, S. 864–872

(Pag.fehler: S. 870, lies: 868; S. 871, lies: 869; S. 874, lies 872)

Hamburg. Ehe wir dieses Blat schliessen, müssen wir dem Leser noch vorher einige nette poetische Zeilen überliefern. Die vier ersten sind von der schon mehrmals gerühmten Madem. *Zäunemannin* zu Erfurt, womit sie neulich das von der Jungf. *Denmern*, einer Tochter des berühmten Hn. *Denners*, sehr schön geschilderte und vollkommen getroffene Gemähld des hochberühmten Hn. Hofraht *Weichmanns* zu Wolfenbüttel, hat beehren wollen:

Der Pinsel eines Frauenzimmers trifft ungemeyn,
 und stelt alhier
 Den grossen Weichman im Gemähld recht lebhaft
 und natürlich für.
 Allein den hochbegabten Geist vermag auch in den
 schönsten Bildern
 Kein Künstler, noch vielweniger ein Frauenzimmer,
 abzuschildern.

Dieses Lob einer so grossen Poetin aber von sich abzulehnen, hat der Hr. Hofr. nach der ihm beiwohnenden Sitsamkeit und seinem Wahlspruch gemäs: *simplex duntaxat & unum*, folgendes so sinreich als zierlich dagegen erwiedert, und den Verf. die ihm obiges Epigramma vorher zugeschickt hatten, zur Durchlesung zurückgesandt:

Du nennest mich mit Unrecht *gros*, Du Selbst
 schon grosse Tichterin.
 Zwar mögt' ich es in so weit seyn, weil ich von Dir be-
 sungen bin,
 Jedoch in allem andern fehlts, und gibt so gar der Au-
 genschein,
 Daß alles was ich thu' und bin gewis nicht *gros* sey,
 sondern klein.

Hamburgische Berichte 1736, S. 928

3.4 *Hamburgische Berichte* 1737

Erfurt. Von daher kamen den V. mit letzter Post folgende ihnen hochgeneigt gewidmete gelehrte Blätter zu Handen. *Sendschreiben an die Hn. Verfasser derer gelehrten Hamburgischen Berichte, in welchen kürzlich abgehandelt wird, daß ein Philosoph nicht allezeit bei demienigen/ was ihm begegnet, ein Stoicker seyn könne, vielweniger seyn dürfe.* Bei dem Antrit des 1737sten Jahres abgeschickt von *Sidonia Hedwig Zäunemannin* aus *Erfurt*, druckt und verlegt Joh. Hinr. Nonne. z. B. in 4. Wir sehen schon zum voraus, daß der Leser sich nicht mit einem kurzen Auszuge dieser Schrift, noch vielweniger mit einer blossen Beurteilung derselben, werde begnügen lassen. Wer weis auch, ob sich nicht hie oder da ein Momus finden mögte, der die Beurteilung einer Schrift, die zu unserem eigenen, wiewol unverdienten, Ruhm gereicht, einer Parteiligkeit beschuldigte? Wir haben uns demnach vorgenommen, gegenwärtiges gelehrte Schreiben, welches, nicht nur deswegen, weil es von einer der geschicktesten und berühmtesten Federn eines teutschen Frauenzimmers, herrühret, sondern auch seiner inneren Schönheit wegen, einen besonderen Augenmerk, und aufmerksame Durchlesung verdient, als eine Zugabe den Berichten vorigen Jahrs beizulegen, und sie denienigen Platz, welchen sonst die Vorreden zu bekleiden pflegen, einnehmen zu lassen. Wir steten indessen der berühmten Urheberin für dieses öffentliche Zeugnis ihrer hohen Wolgewogenheit unsere tiefergebenste Danksagung ab, und wie wir uns und unseren Berichten Deroselben gelehrten Briefwechsel, und hoch zu schätzende Wolneigung fernerhin gehorsamst ausbitten, also erbiten und verpflichten wir uns hiemit zu allen unterthänigen Gegendiensten, und wünschen, daß durch ihre glückliche Bemühungen, und gelehrten Fleis, noch manche schöne Schrift, sowol in gebundener als ungebundener Sprache, zum Ruhm unsers gelehrten Teutschlandes, möge ausgefertigt werden.

Hamburgische Berichte 1737, S. 46 f.

Hamburg. Da in dem CII. St. der Ber. vor. Jahrs, zu Ende desselben, eine Replik, oder Beantwortung des Hn. Hofrath *Weichmanns* auf das Epigramma der Madem. *Zäunemanninn* zwar eingeschaltet, von dem Setzer aber damals,

wegen Mangel des Papierraums die zweite, mit der ersten jedoch unauflöslich verknüpfte, Beantwortung des Hn. Hofraths ausgelassen worden ist; als hat man hieselbst solche Auslassung ersetzen, und auch die zweite Erwiderung beifügen wollen.

Was schreibst Du, edle Dichterin, von einem hoch-
erhabnen Geist?
Der gleichwol nur das niedrige zu meiden sich mit
Ernst befeist?
Mein Vorbild ist blos die Natur, mein Zweck was
deutlich, rein und recht.
Denn alles was ich schreib' und bin, das schreib' und
bin ich schlecht und recht.

Hamburgische Berichte 1737, S. 53

Hr. Mag. Pagendarm hat auf die berühmte thüringische Tichterin, die Jungfer *Zäunemannin*, ein lateinisches Lobgedicht verfertigt. Es macht einen Bogen aus, und ist bei dem hiesigen Buchdrucker Hn. Müller gedruckt. Benanter Hr. Mag. sol auch, dem Vernehmen nach, entschlossen seyn, die sämtl. Gedichte derselben lateinisch zu übersetzen. Es ist nur Schade, daß sich, so viel man vernimt, noch kein Verleger hierzu gefunden hat.

Hamburgische Berichte 1737, S. 195 f.

Erfurt. Von daher komt den Verfassern ein abermaliches poetisches Meisterstück von der berühmten *Zäunemanninn* zu Händen. Gleichwie nemlich der zu lauter edlen Beschäftigungen angeflamte Geist dieses gelehrten Frauenzimmers, so wenig als ihre geschikte Feder ruhen und müßig seyn kan: also hat Sie sich nicht entbrechen können, von der im Januario dieses Jahrs gehabten Gelegenheit, die Bergwerke zu *Ilmenau* in genauen Augenschein zu nehmen, oder, wie es nach der Bergwerkssprache heist, zu *befahren*, und an dem dabei empfundenen Vergnügen, auch andere Teil nehmen zu lassen, und das vornehmste, was sie bei dieser, zu zweien malẽ, den 23 und 30sten Januar. angestellten unterirdischen Reise, gesehen oder vielmehr bewundert hat, in einem Gedicht vorzustellen. Sie nennet es also: *Das ilmenauische Bergwerk, wie solches den 23 und 30sten Jenner des 1737sten Jahrs befahren, und bei Gelegenheit des gewöhnlichen Bergfestes, mit poetischer Feder uf bergmännisch entworffen wurde, von Sidonia Hedwig Zäunemannin aus Erfurt, den 5ten Merz 1737*. *Erfurt* gedruckt mit Carl Frider. Jungnicols hinterlassenen Erbin Schriften, 2 ½ B. in 4, nebst einem ansehnlichen Kupferstich von einem halben Bogen, worauf die inñere sowol als äuserliche Beschaffenheit des befahrnen Bergwerks so lebhaft als möglich war, entworfen wird. Die Zugschrift an den ieztregierenden König in Polen, gibt dem Gedichte selbst, an natürlicher, edeler, und echter Schönheit nichtes nach. Man kan gedenken, wie eingeschrenkt und gebunden die Feder unserer Tichterin gewesen seyn müsse,

indem sie durchgehends die gewöhnlichen Kunstwörter der Bergwerksleute, auch in den Reimen selbst, beibehalten hat. Und dennoch ist alles fließend, und schön, so daß man nicht weis, ob man das edle Feuer des sinreichen Geistes, oder den natürlichen Flus der Gedanken, oder die sinreiche Kunst der Erfindung, oder den durchgehends herrschenden Geist der Andacht und Gottesfurcht mehr erheben sol. Wir wollen dem Leser zur Probe nur einige Strophen zu erwegen geben. Wan Sie z. E. die gewöhnliche Morgenandacht der Bergleute beschreibet.

Was blickt dort für ein Schein hervor?
Wen hör ich *uf dem Zechhaus* singen?
Hier wil dem HERRn ein Bergmanschor
Noch vor der *Anfahrt* Opfer bringen.
O tröstlicher Gesang! o schönes Sterbelied!
Das Herz wird kräftiglich gerühret,
Und von dem eiteln abgeführt,
Indem die Andachtsglut mich recht zum Himmel zieht.
Hier lerne ich die Welt und ihre Lust verachten,
Und meines JESus Tod und meinen Tod betrachten.
Hie lern' ich, wie man GÖt verehrt,
Bevor man sich zur Arbeit kehrt.

Ihre grosse Begierde, die unterirdischen Wunder der Natur zu betrachten, und ihre fast mehr als mänliche Herzhaftigkeit drücket sie in nachfolgendem überaus lebhaft aus.

Ich kan die Regung meiner Brust
Unmöglich länger unterdrücken:
Ich mus zu meiner Herzenslust
Mich mit dem Bergmanskleide schmücken.
Der Schachhut ziert mich schon/ nun bin ich ganz verkleidt,
Mein *Grubenlicht* hat auch sein Feuer;
Kein unterirdisch Ungeheuer,
Noch *Fahrt*, Gefahr noch Müh sezt mich in Bangigkeit.
Schweigt stille! deñ mein Geist wagt alles durchzugehen.
Schweigt! lasst in Bergen mich die Weisheit Gottes sehen.

- - - - -
Man wendet zwar darwieder ein:
Kein Weib sol Manneskleider tragen.
(Wan es gelegne Zeit wird seyn
Wil ich hierauf die Antwort sagen)
Man wirft mir weiter vor, dis sey nicht mein Beruf.
Es sey von GÖt der Weiberorden
Zum Haushalt nur erschaffen worden,
Man nimt des Salomons sein Spruchbuch zum Behuf.

Der König hat zwar Recht: allein wer wils uns wehren?
Wan wir darneben auch uns von dem Pöbel kehren?

Wozu hat uns die höchste Kraft
Verstand und Muht ins Herz gegeben?
Als daß wir auch nach Wissenschaft,
Und edlen Werken sollen streben?
Wie manches Frauenbild macht Kiel und Blat bekant?
Wie manches ist durch Heldenthaten
Ins Buch der Ewigkeit gerahten?
Spieß, Degen, Blat und Kiel ziert auch die Weiberhand.
Weswegen soll denn nicht ein Frauenbild auf Erden
Durch *Leiter*, *Licht* und *Fahrt* ein kühner Bergman werden?
Auch diese That mus rühmlich seyn.
Glük auf! ich fahre freudig ein.

Zurük! warum? O nein! mir macht
Die *Seigerfahrt* gar keinen Grauen.
Ich, und *mein Führer* haben acht,
Ich kan ganz wol den *Wechsel* schauen.
Mir komt die Seigerfahrt wie Jacobs Leiter für.
Hier seh' ich wie die Seraphinen
Den *Fahrenden* zum Schutze dienen.

Und nicht weit vom Ende, lässt Sie Sich, nachdem Sie zwischen den Bergleuten und den Kriegern zu Lande eine Vergleichung angestellet, und iener Unverzagtheit dem Muht der letztern vorgezogen hatte, recht heldenmäßig also vernehmen.

Herr *Berginspector* immer fort!
Ich mus das *Vorgesümpfe* sehen,
Ich mus in diesem tieffen Ort
Auch mit Betrachtung stille stehen!
Wie so? auch da hinein? Das Wasser rauscht hier sehr.
Es hat seit zwölf und noch mehr Jahren
Kein Mensch dis *Vorgesümpf* befahren.
Die *Kittel* werden hier von vielem Wasser schwer.
Was Wasser? last es seyn! lassts toben, brausen, stürmen!
Ein Zärtling sucht sich nur vor dieses zu beschirmen.
Bleibt nur mein *Feuer* und sein *Schein*,
So fahr ich in das *Tiefste* ein.

Dem David wurde ehemdem
Von Helden die im Tode leben,
Dort aus dem Brunnen Bethlehem
Ein Trank von Wasser übergeben.
O! hätt' ich doch aniezt ein schönes Glas bei mir!

Ich wolte meine Sehnsucht stillen,
 Und dieses Glas mit Wasser füllen.
 Ich trüg' es nach der *Fahrt* gleich meinem Herzog für.
 O! daß ich doch die Hand zu *Licht* und *Fahrt* mus haben!
 Ich brächte mein Geschenk und tiefste Ehrfurchtsgaben
 Dem Held AUGUST mit voller Hand,
 Gleich wie Sinät im Perserland - - - -

Hamburgische Berichte 1737, S. 246–250

Erfurt. Das letzte Gedicht von der Mad. *Zäunemannin* ist so beschaffen, daß es den übrigen mit Recht an die Seite gestellet werden kan. Sie besinget darin den Gedächtnistag der ehemaligen landerspieslichen Wahl ihres gnädigsten Landesherrn, H. *Philip Karls*, zum Erzbischof und Kurfürsten zu Mayntz, auf eine so geschickte Art, daß aus ieder Zeile der kluge muntere und sinreiche Geist der Urheberin hervorblicket. Die dritte Strophe, dieses aus 2 Bogen in fol. bestehenden, und zu Erfurt bei J.H. Nonne gedrukten Gedichtes fließet also:

Der stol'z und weltbekante Rhein
 Fliest gern und froh durch CARLS Gebiethe.
 O! solte dieser redend seyn:
 Er preiste dessen Macht und Güte.
 Die *Gere* schwillt voll Freuden auf,
 Und hemt oft ihren schnellen Lauf
 Um Carls beglücktes Reich zu wässern,
 Sie wächset unter dessen Schutz,
 Und bringt dem Lande Frucht und Nutz,
 Dadurch sich Feld und Fluren bessern.

Bey manchem Fürsten siehet man
 Nichts fürstlichs ausser seinem Namen.
 Er ist der Laster Unterthan
 Und mehret dadurch ihren Samen.
 Er dient fast seine Lebenszeit
 Der schnöden Niederträchtigkeit
 Und lasset sich von ihr regieren.
 Er ist der Diener ihr Vasall.
 Warum? er läst sich überalle
 Nach ihrem eignen Willen führen. - - - -

Hamburgische Berichte 1737, S. 396

Erfurt. Von daher wird uns von sicherer Hand einberichtet, daß die von Hohen und Niedern bisher mit gröstem Vergnügen und einhelligem Beifal gelesene einzelne Gedichte, der berühmten *erffurtischen* Tichterin, *Sidonia Hedewig Zäunemannin*, in dem Verlag eines dasigen Buchhändlers g. G. auf

das künftige Neujahr M DCC XXXVIII, mit verschiedenen noch ungedruckten, aber eben so wolgesetzten, Stücken in 8 von etwa 2 Alphab. ans Licht gedeihen werden. Man hat Ursache dem Verleger sowol, wegen dieses übernommenen Verlagbuches, mit welchem er gewis nicht übel fahren wird, als der hochgeschätzten Verfasserin, wegen dieses bis auf die späteste Nachwelt daurenden öffentlichen Zeugnisses ihrer Gelehrsamkeit, Geschicklichkeit und Fleisses Glück zu wünschen, und bei dieser Gelegenheit dem ehemaligen *Critico*, *Caelio Calcagnino* die Worte aus seinen überaus selten anzutreffenden, aber vortreflich gelehrt und zierlich geschriebenen Briefen, des XV Buches abzuborgen, da er im fünften, an die *Olympiadem Moratam* gestellten Briefe also schreibt. *Jure igitur tibi, Virgo ornatissima, & gratulor, & te hortor, ut tuos istos profectus naviter promoveas, eosque quotidie meliores auctioresque facias, ut nostra quoque secula intelligant, magni nominis beneficentiam non cessare, neque bonarum artium studia feminis abiudicasse: multoque minus naturam effoetam esse, ut nonnulli, suae patrocinantibus desidia, arbitrati sunt, quae nostra etiam actate Aspasiae & Diotimas non possit excitare, si modo cura & diligentia adhibeatur. Cuius rei facile fidem feceris, si constanter in coepta studia incumbas, & pro colo calamus, pro lino libros, pro acu stilum exerceas - - - quo tua laus indies fiat illustrior.* Und was er im folgenden Briefe an eben dieselbe setzt: *Gratulor isti festivissimo ingenio tuo, pleno leporis, pleno eruditionis: cuius mihi certissimum testimonium dedit felix illa & praedives verborum supellex & argumentorum copia, quam in illam (scil. Defensionem Ciceronis) admirabili artificio conguessisti, ut omnes oratorios lecythos propemodum reluisse videaris. Auget admirationem, quod, quom ceteris virginibus ille mos sit peculiaris, ut vernos flosculos hinc atque inde decerpant, unde sibi versicolore coronam intexant: tu non tam flosculos illos, qui suis horis exspirant ac brevi commoriuntur: sed plane immortales amaranthos ex fecundis Musarum viretis legisti, quibus ceu teffellis vermiculatis totam orationem adornares, atque interspergeres. Quibus ea est etiam praerogativa, prope divinitus data, ut nunquam flaccescant sed aetatis beneficio fruantur & quotidie magis revirescant.* - - - Es sind diese Briefe übrighens zu *Amberg MDCX* in 8 gedruckt, und betragen 3 Alph. 7 Bogen. Vorne stehet des Verf. *commentatio de imitatione oratoria*. Sie verdienen vor vielen andern wieder gedruckt zu werden.

Hamburgische Berichte 1737, S. 593

Erfurt. Von dort kommt uns folgender Aufsatz zu Händen. Nachdem ich einige Zeit her Gelegenheit gehabt habe, verschiedene, von der berühmt gewordenen gelehrten und belesenen Mademoiselle *Sidonia Hedwig Zäunemannin*, aus *Erfurt*, ausgegangene Gedichte zu drucken, so habe ich darbei verspüret, daß solche viele Liebhaber gefunden habe. Es ist auch öftere Nachfrage nach denen, so anderwärts gedruckt worden, geschehen. Zudem habe ich auch von

vielen Orten Nachricht, daß man bisher gewünschet hat, es mögten solche Gedichte zusammen in einem Bande zu haben seyn. Weilen ich nun den suchenden Liebhabern nicht habe wilfahren können; so hat sich die Verfasserin, auf mein vorheriges Ansuchen, entschlossen, ihre bishero einzeln ausgefertigte Poesien zu samlen, und selbige, nebst andern noch nicht herausgekommenen, den Liebhabern einer reinen und netten Tichtkunst unter dem Titel: *Poetische Rosen in Knospen*, durch den Druk mitzuteilen. Ich habe mich also entschlossen, diesen Verlag über mich zu nehmen, und zwar durch die beliebte Art der Prenumeration, nicht zwar, als ob man solchen ohne diese nicht volführen könnte; sondern damit man solches hierdurch desto mehr und ehender bekant mache, wie auch, damit dieienigen, so es gerne haben mögten, es nicht einzeln verschreiben, und dahero viel Porto geben müssen, da hergegen bei Samlung der Prenumeration die Exemplaria viel leichter übersandt werden können; zu geschweigen, daß, da sich viele Liebhaber finden mögten, man um desto eher im Stande seyn wird, einem ieden sein Verlangen stillen zu können.

1.) Das Werk hat die Verfasserin in 5 Klassen, nemlich in *Geistliche, Leichen-Hochzeit- Lob- Ehren- und glückwünschende*, wie auch *vermischte Gedichte*, eingeteilet, so etliche 50 Bogen stark, und mit der Verfasserin vorgesetzten Portrait ausgezieret seyn wird. Es sol in 8. auf fein weis Papir mit neuer Schrift gedruckt, und vor künftiger Frankfurter Ostermesse nechstkommenden Jahres unfehlbar fertig werden, weilen bereits Papir und Manuscript zum Druk bereit lieget, und ehestens unter die Presse kommen wird.

2.) Werden darauf bis zu Ende dieses Jahres 9 gute Groschen, oder 34 Kreuzer, Vorauszahlungsgeld angenommen, und kan solches bei denienigen geschehen, so diese Anzeige ausgeben; nachhero aber wird man das Exemplar unter 16 Groschen nicht lassen können.

3.) Die Einsendung der gesamleten Gelder belieben die Herren Einnehmer an den Verleger, oder, weme Erfurt zu weit entlegen, auch nach Frankfurt an Hn. *Gentzel*, Factor der hallischen Buchhandlung, und nach Leipzig an Hn. *Sam. Beni. Walther*, Buchhändler, zu besorgen, von welchen Orten auch künftige Ostermesse 1738. die Exemplaria ausgesandt und geliefert werden.

4.) Weilen übrigens wegen Enge des Raums die Hn. Collectores mit Namen nicht haben begedruckt werden können, als ersuchet man dieienigen, so sich hierinne Mühe geben wollen, und welchen dieses zugesendet wird, ins besondere aber die Hn. *Buchhändler*, hiermit dienstlich, etwa dero Namen vor der Ausgebung dieses hierunter zu schreiben, und die Samlung der Prenumeranten gütigst zu besorgen; dargegen sie das eilfte Exemplar als eine kleine Erkentlichkeit für dero Mühe zu gewarten haben.

Johann Heinrich Nonne, Buchdr.
wohnhaft auf der Pilsle.

Hamburgische Berichte 1737, S. 680–682
(Pag.fehler: S. 982, lies: 682)

Erffurt. Ihren zwei letzten überaus sinreichen und netten Gedichten, (nemlich auf die hochfürstl. Jagt bei *Ilmenau*, und die Einweihung der göttingischen Univ.) hatte die berühmte Madmesell *Zäunemannin* einen schriftlichen Bericht von zwei recht merkwürdigen Begebenheiten und besondern Abfällen der Natur, beigefüget, die wir dem geneigten Leser nicht verhehlen können. Ich kan auch, (schreibt sie) als etwas neues berichten, daß bei Ausgang des Octobers Hn. *Stockmarn* zu *Ilmenau*, (welcher meine Kupferplatte gestochen hat) sein Söhngen, von fast 3 Jahren alt, an den Blattern krank geworden ist. Nun hielte das Kind, so wie vorher, also auch in der Krankheit beständig mit dem bei sich habenden kleinen Hündgen. Da es sich dan zugetragen, daß der Hund eben so voller Blattern, von eben solcher Grösse und Farbe, wie das Kind geworden ist. Beide sind auch fast zu einer Zeit an den Blattern gestorben.

Das zweite ungewöhnliche ist dieses. Wir hatten von Hofe eine iährige starke Henne abgeschnitten: da ich dan bei der Ausnehmung derselben fand, daß, ausser dem Magen, alles ordentlich war. Dieser hatte seine Grösse und Form. In der Mitte aber des Magens sas noch einer, welcher gleichmäßig gestaltet, aber kaum so gros, als der unterste war. Da ich den grossen und ordentlichen Magen aufschnit, fand ich, daß aus diesem eine kleine Röre in den kleinen Magen hinaufging. Wie auch dieser geöffnet ward, erblickte ich an demselben eben dieienige inerliche Form, nebst starker Haut, verdaueten Speisen, und Sand, wie an dem grössern. Es war also die Speise durch die besagte Röre aus dem grossen Magen in den kleinern gegangen. Ich bedaure, daß ich diesen gedoppelten Magen, einem der Physik verständigen zu zeigen, unterlassen, oder vielmehr versäumt habe.

Zäunemannin.

Hamburgische Berichte 1737, S. 816 f.

3.5 *Hamburgische Berichte 1738*

Erffurt. Von daher läuft die briefliche Nachricht ein, daß die Universität zu Göttingen, der dasigen in ganz Teutschland wegen ihrer fertigen Tichtkunst berühmten Jungfer *Sidonia Hedwig Zäunemannin*, die Ehre angethan habe, Ihr durch ein ihr übersandtes gedrucktes Patent den Titel und Vorrechte einer *gekrönten Poetin* beizulegen, und den wolverdienten Lorberkranz zu ertheilen; welcher ihr dan von dem hochgebohrnen Hn. Grafen, Hn. *Hinrich XI Reuß*, von *Plauen*, in *Erffurt* eigenhändig ist überreicht worden. Das von Hn. D. *Feuerlein* ausgefertigte, und uns von rühmlich gedachter Jungfer *Zäunemannin* hochgeneigt zugefertigte Patent, hält dieses unter andern im Munde: daß die academische Würden nicht allein für gelehrte und wolverdiente Männer gehören, sondern es habe auch das Frauenzim~er, wan selbiges durch statliche Proben gründlich erlangter Wissenschaften sich hervorgetahn

habe, einen rechtmäßigen Anspruch daran. Und nur zweier solcher berühmten Tichterinnen Anerwehung zu tuhn, so sey z. E. die vornehme Engelländerin, *Elisabet Johanna Westonia*, so sich meistens in Teutschland aufgehalten, und deren zierliche lateinische Gedichte und Briefe *Georg Martin von Baldhofen*, ein Schlesier, in drei Theilen herausgegeben habe, von *Paulo Melisso*, einem Franken, kaiserlichen Pfalzgrafen, wie auch kur-pfälzischen Raht und Bibliothecario, einem vortreflichen Poeten, 1601, und vor wenig Jahren die berühmte Fr. *Christiana Mariana von Ziegler*, ihrer vorzügl. teutschen Tichtkunst halben, von der philosophis. Facultet zu Wittenberg mit dem Lorberkranz beehret worden. Und aus eben dieser Bewegung habe die königl. göttingische Universitet, einhellig bewilliget, kraft der ihrem Prorectori zustehenden Würde eines *Comitis palat.* die edle und tugendbelobte Jgfr. Sidonia Hedewig *Zäunemanninn*, aus Erffurt gebürtig, welche, so wol durch viele vortrefliche teutsche Gedichte, so sie dem grossen GOt, hohen Regenten u. Helden, und andern lobwürdigen Personen zu Ehren, mithin zu Befoderung der Tugend, verfertiget, grossen Ruhm erworben, zu eben dieser Würde zu erheben. Es ist dieses Patent den 3 Jenner 1738 abgelassen.

Wir würden nicht unterlassen, die von dieser kais. gekrönten Tichterin, zur Danksagung für diese Ehre den 11 Jenner darauf zum Druck befoderte, und nach Göttingen übersandte Ode, die voller poetischen Schönheiten ist, wie auch eine andere ausbündig nette Ode, womit Sie se. Excell. Hn. *Joh. Caspar*, Freihern *von Bogarel* - - ihro kaiserl. Maiest. ernanten Reichshofraht, und ihro hochf. Durchl. zu Sachsen-Weimar geheimen Legationsraht und Abgesandten auf dem Reichstag zu Regenspurg, mit glückwünschender Feder dahin begleitet, dem Inhalt nach einzuführen, wan wir nicht wüsten, daß diese und andere schöne Gedichte, die wirklich zu *Erffurt* unter der Presse sind, mit dem ehesten, zum algemeinen Anschauen würden dargeleget werden.

Der an Zierlichkeit nichts nachgehende schlesische Edelman, Hr. Ludewig Wilhelm *von Langnau*, hochreichsgräfl. calenbergische Hofmeister, ist der erste, welcher diese poetische Lorberkrone, recht lebhaft besungen hat: woraus wir zum Andenken dieser merkwürdigen Begebenheit, nur folgende Strophen vorlegen wollen:

Soll ich oder soll ich nicht
Ohne Geist und Feuer schreiben?
Kan ich wol ein matt Gedicht
Deinem Lorber schuldig bleiben?
Deinem Lorber, dessen Aeste
Nie Minervens weise Hand
Würdiger als zu dem Feste
Deiner Krönung angewandt - - -

Nun ist kein Verachtungs-Staub
An dem Kranze mehr zu spüren:

Branchet man sein kostbar Laub,
Solche Scheiteln auszuzieren.
Wird mit diesen Ehrenzeichen
Ein so theures Haupt umkränzt,
Mus ihr Ruhm den Ort erreichen,
Wo es um den Nordpol glänzt.

Sapho in Geranens Schoos,
Laura unsrer teutschen Gründe,
Mache, bist Du schon so gros,
Daß man Dich noch grösser finde!
Dieses sag ich mit Bedachte,
Ob Du gleich am Gipfel stehst,
Wo Du weiter keinem Prachte
Solches Schmucks entgegen gehst.

Zu des Ruhms Unsterblichkeit
Las Dich auch die Grosmuht lenken:
Wer der Tadelsucht verzeiht,
Wers den Neidern gut kan schenken:
Kan, wan seine Ehren-Aeste
Schon um Schlaf und Scheitel blühn,
Ob ihn Haß und Bosheit presste,
Noch mehr Ehrfurcht an sich ziehn.

Wird einst in der stillen Klufft
Auch Dein Kranz mit Dir verwesen:
Wird dennoch bei Deiner Gruft
Später Enkel Auge lesen:
Wem *Georg Augustens* Krone
Hab zuerst den Schlaf umringt,
Die Dir von dem Musentrohne
Ein erlauchter Krannich bringt.

Hamburgische Berichte 1738, S. 83–85

Erfurt. Die dortige vortrefliche Tichterin, Madem. *Sidonia Hedewig Zäunemannin*, kaiserl. gekrönte Poetin, beehret uns mit ihren nunmehr völlig abgedruckten *poetischen Rosen in Knospen*, (wie der Titel heist), *Erfurt* 1738, druckts und verlegt es Joh. Hinr. Nonne, in 8. 2 Alphab. 6 B., nebst dem zu Anfangs erscheinenden Ebenbilde dieser Poetin, wie Sie mit dem Loberkranz gezieret ist. Von den einzelnen Gedichten dieser poetischen Feder, haben wir mehrmalen, da es nöthig war, unser geringfügiges Urtheil angezeigt. Anietzt lassen wir die Gedichte selbst reden, da sie iederman öffentlich vor Augen liegen. Die Einrichtung anbelangend, so machen darin die *geistlichen Gedichte* den Anfang. Diese begleiten die Leichen- Hochzeit- und Ehrengedichte, und zuletzt machen die vermischten Gedichte, nebst einem Anhang einiger

auf die Verfasserin und ihr zu Ehren verfertigte Gedichte den Schluß. In der gebundenen Zuschrift überreicht die Verfasserin diese Sammlung der russischen Kaiserin *Anna Iwanovna*. Die Vorrede ist, wie alles andere, voll Feuer, Geist und Leben, und die Verfasserin ertheilet darin in einer beständigen Allegorie, oder verblühten Vergleichung, so von den Rosen hergenommen ist, von gegenwärtiger Sammlung eine vollkommene Rechenschaft. „*Rosen* (schreibt sie unter andern) wachsen nicht ohne Stacheln, also wirst du auch iezuweilen unter diesen poetischen Rosenknospen einige antreffen, welche mit kleinen Stacheln umgeben sind. Doch dafern deine Vernunft geläutert ist - - so wirstu sehen, daß ich mich hierbei iederzeit bescheiden aufgeführt habe, indem mein Vorsatz nie mals gewesen ist, eine Arbeit zu verfertigen, wodurch mein Nechster wirklich mögte beleidiget oder geärgert werden. Ich halte dafür, es sey weder christlich noch philosophisch gehandelt, wan man die Fehltritte, Schwachheiten oder Uebereilungen seines Nechsten spöttischer, liebloser, oder verleumderischer Weise durchziehet, und ihn öffentlich auf den Schauplatz stellet. Aber öffentliche und im Schwange gehende Tohrheiten und Fehler hochmühtiger und tadelsüchtiger Menschen auf eine nette, sinreiche, lebhaft und überzeugende Art in einer vernünftigen Satyre abzuschildern, ist so wol was nützlich als erlaubtes.“

Da übrigens die geschickte Verfasserin sich auch darin vor andern glücklich schätzen kan, daß ihre Gedichte von verschiedenen durchlauchten Personen gar gnädig sind aufgenommen, und zum Theil eigenhändig begehret und beantwortet worden: so trifft man hier auch verschiedene dahin gehörige Stücke an. In der That ist diese Sammlung einem wolangelagtem Blumengarten nicht unähnlich, in welchem theils die Menge, theils die Mannigfaltigkeit, theils auch die natürliche Schönheit, vortrefliche Bildung, und die so wunderbar durch einander spielende Farbenmischung vieler Blüthen unsere Augen in eine bewundernde Vergnügung setzet.

Hamburgische Berichte 1738, S. 379 f.

Jena vom 5. Aug. Zu Ende vorigen Monats beehrte uns die in der gelehrten Welt einige Zeit her berühmte Dichterin aus Erfurt, Madem. *Sidonia Hedewig Zäunemannin*, mit ihrer angenehmen Gegenwart, und unterlies nicht bei dieser Gelegenheit unsere Hn. Professores zu besuchen, mit deren iedem Sie aus seinem Scibili oder Wissenschaft, die er öffentlich lehret, sehr geschickt, munter, und beredt zu discurren wuste. Wie man von sicherer Hand vernimt, sol der geübte Medailleur, oder Münzenverfertiger zu *Gotha*, Hr. *Wermuht*, ihr zu Ehren eine Gedächtnismünze verfertigen, wovon hinkünftig etwas mehrers.

Hamburgische Berichte 1738, S. 581

3.6 *Hamburgische Berichte* 1739

Der Hr. Doct. *Brückmann* in Wolffenb. hat die drey auf die Krönung der Jgfr. *Sidonia Hedew. Zäunemannin* zur Poetin in Göttingen 1738. gefertigte schöne Medaillen, auf ein sauber Kupfer stechen lassen, und ist willens, solches dem zweyten Supplement zu seiner schönen numismatischen Bibliothek, welches er itzo in der Arbeit hat, vorzusetzen.

Hamburgische Berichte 1739, S. 282

Erfurt. Die daselbst durch ihre fertige Poesie täglich berühmter werdende Jungfr. *Sidonia Hedwig Zäunemannin*, kaiserl. gekrönte Poetin, beehret uns mit einem neuen Gedichte, das nicht nur an Länge, sondern auch an Kunst, Anmuth, Belesenheit und Verstandesschärfe, einen besondern Preis behauptet. Es überschreibt sich: *Die von den Faunen gepeitschte Laster* Frankfurt und Leipzig. bey *Hinnr. Ludew. Brönner* MDCCXXXIX. 11 Bogen in 4. und sol, wie uns ein hier durch gehender Freund versichert, ohne ausdrückliche Vollmacht der gelehrten Verfasserin, von einem zu Frankfurt sich aufhaltenden guten Freunde derselbē, welchem sie es geschrieben zugesandt hatte, auf dessen Kosten zum Druk befördert seyn. Der Titel ist etwas figürlich, der Vorbericht aber erklärt denselben desto deutlicher. Ich tadele, schreibt darin die Verfasserin, die Unarten der Menschen: denke also nicht, mein Leser, daß ich von Personen schreiben, und dieselben durchziehen, vielweniger mich an meinen Feinden oder Spöttern rächen, und sie auf den Schauplatz stellen wolle sondern bemühe mich lasterhafte und strafbare Handlungen auf eine überzeugende, sinreiche und beissende Art vorzustellen und zu bestrafen. Die geschickte Verfasserin betrit also für dieses mal eine neue Bahn. Sie spitzet ihre bisher meistentheils mit Lob- und Trauergedichten bemüht gewesene Feder zu einer vernünftigen und zwar an sich scharfen, aber dabei sitsamen, und keine besondere Person durchhechelnden Stachelschrift. Mit einem Wort: sie bestrebet sich, die verkehrten Neigungen, lasterhafte Sitten, und so schädliche als thörichte Gewohnheiten unserer heutigen Welt, durch hesliche Beschreibungen, lebhafte Vorstellungen, und triftige Vernunft- und Erfahrungsgründe auszubessern, und in gewisser maße denienigen lobenswürdigen Mahlern nachzuahmen, die zwar alle Kräfte ihrer Einbildung und Kunst, Pinsel und Farbe dazu anwenden, dieses und ienes Laster z.E. den Geitz, oder die Völlerey, unter mancherley Gestalt/ recht scheuslich und natürlich vorzustellen: niemals aber sich unternehmen, diesen oder ienen Geitzigen oder Trunkenbold, entweder nach seiner gewöhnlichen Kleidung oder eigentlichen Gesichtsstellung, kenbar und zugleich lächerlich zu machen. Wan eine Stachelschrift also eingerichtet ist, verdienet sie den Lobspruch aller Wolgesinneten. Man würde der Billigkeit selbst zunahe treten, wan man nichts destoweniger auf den Verfertiger derselben einen unversöhnlichen Has werfen, u. auf unrechtmäßige Rache bedacht seyn wolte.

Abb. 15: Brückmann 1741, Frontispiz. © Österreichische Nationalbibliothek, Sign. 277309-A / FKB 321-082 (XXIV-2).



Wir könnten zu desto genauerer Einschauung und Beleuchtung der mancherley guten Eigenschaften und ungeschminkten Schönheiten der gegenwärtigen Arbeit, dem Leser zu bedenken geben, wie gar schwer es sey ein langes Gedicht zu schreiben, und dennoch niemals gemeine Ausdrücke, unausgesuchte Worte, zuweit hergeholte Ausschweifungen, matte Gedanken, unnatürliche Beschreibungen, unlautere Reime, gezwungene Erweiterungen, unrichtige Wortfügungen, und dergleichen unvolkommenes, mit unterlaufen zu lassen. Wir könnten zu desto mehrerer Erhebung des preiswürdigen Unternehmens der Verfaßerin, die grossen Schwierigkeiten zu erwegen geben, welche mit der Verfertigung einer klugen und eindringenden Satyr, verknüpft sind. Endlich könnten wir auch darthun, daß der alleredelste Gebrauch der Poesie darin bestehe, wan sie eines Theils zum Lobe des grossen GOTTes, andern Theils zur Sittenausbesserung der Menschen angewandt werde.

Zu Vermeidung aber aller Weitleuftigkeit, lassen wir es genung seyn, aus dem Gedicht selbst, nur einige Stellen bekant zu machen. So beschreibt Sie z. E. p. 27. das auch den Teutschen nicht unbekante Laster der Verleumdung:

Schweigt, schweigt ihr Physici! Ich glaub' euch nun nicht mehr,
Daß nur der Basilisk in wüsten Hölen wär,
Man könnte nirgends sonst die sehr verschmitzte Schlangen,
Als nur im düstern Wald, und Felsenritzen fangen.
Das Paradies hat sie so gut hervorgebracht,
Als wie das Taubenpar, aus dem die Unschuld lacht.
Und ob sie Got auch gleich aus solchem Ort vertrieben/
So ist sie dennoch stets am schönsten Ort geblieben.
Der Schos Germaniens, das teutsche Herz und Blut
Ist jetzt ihr Aufenthalt, alwo sie sicher ruht.
Sie hat sich an der Brust der Menschen umgeschlungen,
Daß auch ihr starker Gift durch Fleisch und Blut gedrungẽ.
Mir schaudert fast die Haut, daß ich sie nennen sol.
Wie ist doch unsere Zeit von den Verleumdern vol?
Wo ist dein alter Ruhm o Teutschland! hingekommen?
Hat die Verleumdung dir den alten Glanz benommen?
Man sah' der Klugen Ruhm vordem nicht neidisch an

Und p. 48. setzet sie den Fleis der Alten mit dem Unfleis der Neuern in folgende Vergleichung:

Ihr Lehrer von Athen! ihr altberühmte Weisen!
Wie glücklich seyd ihr nicht vor aller Welt zu preisen!
Weil eurer Schüler Geist um Pallas Rauchalter
Und um den Musenhayn still/ klug und emsig war?
Kein ferner Weg, kein Schweis, kein stark und mühsam Schwitzen,
Noch Lesen ward gespart. Man rang nach Kunst und Ruhm,
Und schmückte durch den Fleis der Musen Heiligthum.

Wo ist der stille Fleis der Alten hingekommen?
 Weint Musen! denn er wird jetzt nicht wie vor vernommen.
 Komt Musen, klagt und seufzt, denn euer Helicon
 Beschimpft der Trägheit Freund, bestekt der Faulheit Sohn.
 Wer hört Aurorens Mund den guten Morgen sagen?
 Wer kan das Sitzfleisch bis in die Nacht vertragen?
 Wird Sträusand wol so viel als Schnupftobak verthan?
 Wer greift die Feder mehr als lange Pfeiffen an?
 Der Karten Menge mus der Bücher Zahl ersetzen.
 Den Degen sucht man jetzt mehr als den Kiel zu wetzen.
 Ein blöckendes Geschrey geht Musenliedern für.
 Der *Lais* freche Stirn wird aller Musen Zier/
 Ja selbst *Eusebien* und *Themis* vorgezogen

Hamburgische Berichte 1739, S. 757–759

3.7 Hamburgische Berichte 1741

Erfurt vom 13 Febr.

Da sich schon vor einigen Monaten das Gerücht von dem unverhofften Absterben der berühmten *Zäunemannin* zu *Erfurt* ausgebreitet hat, solches aber dennoch von einigen noch in Zweifel gezogen werden wolte; so haben die Verfasser dieser Berichte, ihrer Schuldigkeit zu seyn erachtet, diesfals eine beglaubte Nachricht einzuziehen. Nachdem sie also vor einigen Wochen ein Schreiben nach *Erfurt* abgelassen, haben sie nicht nur, mit nicht wenigem Bedauern, die Gewisheit dieses Sterbfals, sondern auch folgende Lebensbeschreibung der Wolseligen von sichern Händen erhalten.

Sidonia Hedwig Zäunemannin, kaiserliche gekrönte Poetin: ward den 15 Jan. 1714. an diese Welt gebohren. Ihr Hr. Vater, welcher noch am Leben, ist Hr. *Paul Nicol. Zäuneman, Juris practicus* bei dem curfürstl. Dicasterio in *Erfurt*: ihre Fr. Mutter welche sie im vorigen Jahr zu ihrer grösten Betrübniß verlohr, war Fr. *Hedwig Dorothea*, gebohrne *Guldenmundin*.

Schon in ihrer Kindheit hatte sie zu verschiedenen Malen das Unglück in das Wasser zu fallen, woraus sie aber allemal glücklich gerettet ward. Sie beflis sich von Jugend auf eines stillen und christlichen Wandels, zeigte, auch iederzeit eine grosse Begierde zu gelehrten Wissenschaften, daher sie immerzu, wo es ihre andere Geschäfte zuliessen, über den Büchern sas, und sich die darin enthaltene Sachen bekant machte. In ihrer Religion war sie fest gegründet und eifrig, hatte auch die Grundsätze der andern Religionen völlig inne, indem sie unter andern Schriften auch solche sehr fleißig zu lesen pflegte, die von fremden Glaubensverwandten aufgesetzt waren. Ihr Gemüthe zeigte iederzeit etwas Hohes und recht Mänliches. Alles was sie angrif, wuste sie geschickt hinauszuführen. Sie hatte zwar niemals zur Poesie einige Anleitung bekommen, gleichwol lies sie sich das Exempel der berühmten kaiserlichen

Poetin in *Leipzig*, der Frau von *Ziegler*, zur Anreizung dienen, dieser Kunst nachzutrachten. In solcher Absicht fing sie im Jahr 1728. an, die Psalmen Davids in Verse zu übersetzen, welches ihr auch so glücklich von staten ging, daß sie selbigen im folgenden Jahr zu Stande brachte, darneben auch viele Kapitel aus dem Buch *Esdra*, *Nehemia*, *Esther* und *Hiob* in gebundener Schreibart abfasste. Wie sie aber nachher immer mehr und mehr in der Poesie zunahm, und die Fehler, die sie in diesen Uebersetzungen, aus Mangel einiger Anweisung begangen hatte, bemerkete, warf sie selbige allesamt benebst noch vielen andern poetischen Stücken, ins Feuer. Die erste poetische Schrift welche sie fremden Augen unterwarf, war eine Ode, unter dem Titel, *Luthrisch ist gut sterben*, ec. zu deren Abfassung ihr ein catholisches Lied, das zur selben Zeit unter den Titel, *Catholisch ist gut sterben*, ec. bekant ward, Anlas gegeben hatte, welches man aber hrrnach bei öffentlicher Ausgabe ihrer *poetischen Rosen in Knospen*, in der Censur nicht paßiren lassen wolte. Ihr unermüdeter Fleis lies sich auch durch nichts unterbrechen, und da ihr sel. Frau Mutter nicht allezeit damit zu frieden war, daß sie sich so ämsich auf die Poesie legte, so gebrauchte sie sich zu Verfertigung ihrer Verse der Nachzeit, um nur ihren Trieben zur Dichtkunst eine Genüge zu leisten, und Gedichte zu verfertigen. Nachdem sie sich nun durch diesen Fleis endlich eine solche Geschicklichkeit in der Poesie zuwegegebracht hatte, daß sie im Stande zu seyn glaubte sich der Welt zu zeigen, so lies sie die von iederman wolaufgenommene Ode, auf ihre *Durchl. den Prinz Eugen, auf die am Rhein stehende kaiserl. Husaren*, und soferner in öffentlichen Druck ausgehen, wodurch ihr Name weit und breit bekant wurde. Eine Probe ihres unerschrockenen Muthes lies sie deutlich genug sehen, da sie sich unterstund das Grubenlicht zu ergreifen, und in das ilmenauische Bergwerk einzufahren, woselbst sie sich auch nicht scheuete die gefährlichsten Oerter zu bestehen, welche von vielen Jahren her von den Bergleuten nicht waren besucht worden. Hier bekam sie nun wieder Anlas ihre Geschicklichkeit in der Poesie sehen zu lassen, und alles was nur im Bergwerk sehens- und betrachtungswürdig vorgefallen war, in einer schönen Ode weitleuftig zu beschreiben. Im Jahr 1738. gab sie ihre sämtliche Gedichte, so viel sie für gut fand, öffentlich sehen zu lassen, im Druck heraus, worunter aber auch eine *Ode auf die salzburgische Emigranten*, von einen evangelischen Censor, über Bücherrichter ausgesetzt wurde. Das folgende Jahr den 11. Jan. wurde ihr von dem hochgebohrnen Grafen und Hn. *Heinrich Reus* XI. des h. r. Reichs Grafen und Herrn zu *Plauen* in *Obergreiz* ec. der von der neuen königl. grosbritannischen und curbraunschweig-lüneburgischen Academie in *Göttingen*, ihr am dritten Jenner verehrete, poetische Lorberkranz, überbracht. Sie stunde bei vielen grossen Fürsten und Herren in hohen Gnaden und grosse Gelehrte in Teutschland suchten ihre Bekantschaft. So oft vornehme und gelehrte Leute durch *Erfurth* reiseten, kamen sie zu ihr und machten sich ein Vergnügen daraus, sie kennen zu lernen. Man schrieb

von weit entlegenen Orten an sie, und bat sich ihre Freundschaft aus. Viele adeliche und andere Weibespersonen baten sie um Unterricht in der Poesie, und gestunden, daß sie durch ihre Schriften zur Dichtkunst wären angereizet worden. Sonst bestanden ihre Verrichtungen, nebst Verfertigung einiger für sich und andere Personen verfertigten Gedichte, grösten theils in philosophischen Betrachtungen. Das Merkwürdigste in ihrem Leben ist dieses daß sie sich niemals vor dem Tode fürchtete, sondern sich iederzeit wünschete, bald selig zu sterben, wie sie denn in diesem ganzen Jahr immerzu von ihrem Tode geredet und gewis geglaubet hat, daß sie 1740. sterben würde. Sie war in allen gelassen, es möchte ihr auch begegnen was es wolte, besonders in diesem Jahr, da sie oft selbst gestund: sie freuete sich über nichts, sie betrübte sich über nichts, sie erzürnete sich über nichts, sie entsetzte sich über nichts, kurz: es möchte ihr begegnen was es wolte, es wäre ihr alles einerley. Weil sie sich indessen in der Poesie so sehr hervorgethan hatte, so bekam sie unschuldiger Weise bei der grossen Menge guter Freunde, auch einige Feinde, die ihren Ruhm mit neidischen Augen ansahen Es waren aber schlechte und niederträchtige Gemüther, die durch einen Zweikampf mit ihr berühmt zu werden trachteten; wie denn nur noch kürzlich ein solcher einfältiger Tropf durch eine auf sie verfertigte Schmähschrift an ihr zum Ritter werden wollen. Sie verachtete ihn aber grossmüthig und getröstete sich ihres guten Gewissens und der Zeugnisse derienigen die sie kenneten, und von ihrem Lebenswandel bessere Wissenschaft hatten. Gleichwol würde sie dem letztern Pasquillanten nachdrücklich, iedoch ganz bescheiden geantwortet haben, wann sie der Todt nicht weggenommen hätte, dahero auch das Manuscript liegen geblieben. Als sie nemlich am 11. Dec. 1740. sich eine Motion machen, und ihre verheyraethete Schwester in *Ilmenau* besuchen wolte, gerieth sie auf einen von Wasser lockergemachten Fussteg, unweit der Stadt *Plauen* bei *Arnstadt*, und wurde von dem stürmenden Winde und wilden Wasserwellen hingerissen, daß sie in der Fluth ihr Leben endigen muste. Doch das Wasser, so wütend und gros es auch war, durfte den edlen Körper nicht weiter mit sich führen, sondern muste ihn gar bald an das Ufer werfen, und in der plauischen Fluhr liegen lassen. Sie ward hierauf am 13 dieses, weil man wegen des aufgeschwollenen Wassers, so alle Brücken weggeschwemmet hatte, ihr nicht eher beikommen konte, von dem Stadtrath zu *Plauen* aufgehoben, auf einen Wagen gelegt und in der verwitweten Pfarrin, Fr. *Rambachin* Haus in *Plauen* gebracht, alwo sie bis zu ihrer Beerdigung behörig abgewartet und behalten wurde, da sie denn am 26 Jenner, nachmittags um zwei Uhr, unter Begleitung einer sehr zahlreichen Menge von Mannes- und Weibespersonen in die Kirche getragen, und mit einer wolgesetzten Trauerrede des dasigen Hn M. Joh. Gotfr. *Olearii*, und Absingung christl. Sterbelieder in ihr Grab zur Ruhe gebracht wurde. Und weil die Verstorbene ihren poetischen Lorberkranz nicht haben können, so gab ihr ihre Schwester zu *Ilmenau*, nebst dem Todten- oder Sterbkleide, auch

einen andern Lorberkranz und Straus mit in das Grab. Die Seligverstorbene hinterlässet, nebst ihrem obgedachten, mit Recht höchstbetrübtten Hn. Vater, noch zwei Schwestern, *Martham Paulinam*, des gelehrten und berühmten Medici und hochfürstl. sächsisch-weymarischen Stadt-Land- und Begamts Physici zu *Ilmenau*, Fr. Eheliebste, und *Johannam Mariam Benedictam Zäunemannin* in *Erfurt*, die noch ledigen Standes ist.

So weit gehet der eingesandte Bericht, eines der Wolseligen sehr nahen Freundes. Die übrigen hier nicht berührten Umstände ihres so tugendhaften, als stets bemühten, (nur gar zu kurzen) Lebens, melden zum Theil unsere Berichte, vom Jahr 1735, 1736, 1737, 1738, und 1739, als in welchen Jahren die Verfasser derselben mit diesem gelehrten Frauenzimmer einen beständigen Brief-Wechsel unterhalten haben: wie Sie denn auch denselben die Ehre that, im Jahr 1736 ein mit vieler philosophischen Einsicht und Zierlichkeit abgefasstes gelehrtes Schreiben von etlichen Bogen an dieselbe ergehen zu lassen, welches dem Jahr 1736 vorgedruckt ist. Aus obenangeführten von der Wolseligen an die Verfasser abgelassenen eigenhändigen Briefen, deren an der Zahl bei nahe dreißig sind, könnten wir noch verschiedenes zum wolverdienten Ruhm des Wolseligen beibringen, daraus insonderheit ihre natürliche Geschicklichkeit, sich in ungebundener sowol als gebundener Sprache, sitsam, vernünftig, munter, nachdrücklich und zierlich auszudrucken über alle vorkommende, auch gelehrte Vorwürfe, ein gründliches Urtheil zu fällen, und überhaupt der Character einer, so wol Got, als Menschen, aufrichtig liebenden, und sonst alle Pflichten gegen Got, sich selbst und ihren Nächsten, so viel möglich ausübenden Person klärlich hervorleuchten, auch manches dazu dienen würde, den Lebenslauf der Wolseligen zu ergenzen. Da uns aber zu dergleichen Weit-
leuftigkeit der Raum gebricht, und sich vielleicht ein geschickter Man findet, der etwas Volständiges hievon zu Papier bringet, und das Ebenbild dieses mit vielen Vorzügen und Seltenheiten prangenden Dichtern, in der Nachwelt, in seiner völligen Grösse darstelllet, welchem sodan unsere in Händen habenden Beiträge von ungedruckten Briefen und Gedichten, unversagt seyn solten: so erachten wir so wol für nöhtig als rathsam, hiemit abzubrechen. Eines aber müssen wir dem Leser doch noch melden, das etwas besonderes ist. Wir finden nemlich in diesen ihren Briefen mehr als eine Stelle, woraus erhellet, daß sie sich selbst kein langes Leben prophezeyet, und fast mehr ein kürzeres als lange daurendes Leben gewünschet habe. So schreibt sie zum Exempel, in einem Briefe untern 21 April. (1736.) wann sie uns von ihren heraus zu gebenden poetischen Werke, und wie sie es damit gehalten haben wolle, Nachricht giebt: *Dieses mus bei ienem seyn, oder es ruhe bis nach meinem Got gefälligen, und mir vernügten Absterben.*

Was Besonderes und Merkwürdiges ist es auch, wan die Wolselige an einem Orte schreibt, daß ihr Namenstag ihr iederzeit fatal gewesen sey. *Auf dero gütigste Frage, ob ich auf den 17 Sept. (*) nach Göttingen kommen werde,*

(schreibet sie unterm 18 May, 1737.) *diene mit Nein zur schuldigen Antwort. Denn der 19 dieses, als mein Namenstag Sidonia ist mir einige Jahre nach einander ein höchst unglücklicher Tag gewesen: Daher ich hier, so Got Leben giebt, diesen Tag ohne die geringste gewöhnliche Geschäfte und Anschauen der Menschen in der Stille zubringen wil, um zu versuchen, ob er ohne Betrübniß vorbei gehet. Daher ich auf diese Zeit weder in Gesellschaft, noch auf der Reise seyn mag.*

(*) Es war dieses der Tag der Inauguration.

Hamburgische Berichte 1741, S. 131–137

VII. Blumen und Gemüse. Frauenbildungskonzepte in Sophie von La Roches Zeitschrift *Pomona*

1. Blumen pflücken. Bilder und Bildung

Im ausgehenden 18. Jahrhundert kommt ein neues Zeitschriftengenre auf den Markt: die Frauenzeitschrift. Derartige dezidiert auf ein weibliches Publikum ausgerichtete Journale entstanden, um Leseinteressen gebildeter Frauen aufzugreifen und zugleich zu steuern. Und seit 1779 sind es auch immer wieder Frauen, die solche Periodika nicht nur lesen, sondern selbst herausgeben. Die erste war Charlotte Hezel mit ihrem 1779 herausgekommenen *Wochenblatt für's Schöne Geschlecht*. Insgesamt zählt Weckel mindestens zwölf Frauen, die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts die Gründung einer Frauenzeitschrift wagten:

Nicht die frühaufklärerische Idee von der Gleichheit der Geschlechter brachte sie ins publizistische Geschäft, sondern die spätaufklärerische Betonung geschlechtsspezifischer Neigungen, Fähigkeiten und Pflichten: Ging man von einer grundlegenden Differenz der Geschlechter aus, dann waren gerade Frauen geeignet, mit Erfahrung und Einfühlsamkeit ihr eigenes Geschlecht zu belehren und zu unterhalten. (Weckel 1996, S. 430)

1.1 Zur *Pomona*. Zwischen Emanzipation und Anpassung

Sophie von La Roche ist eine der ersten Frauen, die eine solche Zeitschrift herausgibt: *Pomona für Teutschlands Töchter* (1783/1784). Die empfindsame Dichterin wurde mit ihrem neuen, ‚massenmedialen‘ Produkt stark identifiziert: Aus der ‚Sternheim‘ wurde die ‚Pomona‘, wofür sie auch selbst sorgte, wenn sie persönlich mit ‚Pomona von La Roche‘ signierte (Vorderstemann, S. 40; Neumann, S. 95; Krull, S. 230). In einer für sie und ihre Familie wirtschaftlich und gesellschaftlich schwierigen Phase entschloss sich La Roche zur Herausgabe der *Pomona*. Ihr glänzender Ruhm als Autorin der *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* (1771) war zu dieser Zeit vorüber. Dennoch war sie eine bekannte Schriftstellerin, was wohl auch ihr Kapital war.

Rezipiert und geschätzt wurde die *Pomona* von Beginn an als pädagogisch ausgerichtetes Medium der Informations-, Wissens- und Moralvermittlung an Frauen. Sie enthält vermischte Beiträge, Briefe, moralische Erzählungen, Übersetzungen, Essays über Länder und vielfältige andere Themen, Betrachtungen und Gedichte, Leserbriefe und Herausgeberantworten.

Abb. 16 und 17: La Roche 1783, Titelseite des ersten Heftes und Beginn der „Briefe an Lina“, ebenfalls im ersten Heft. © Bayerische Staatsbibliothek, Sign. 4161861.

Pomona
für
Deutschlands Töchter,
Von
Sophie von La Roche.
Erstes Heft.

Januar 1783.



Speyer,
gedruckt mit Enderssischen Schriften.

16
Briefe an Lina.
Erster Brief.

Ich will, meine Liebe! das Versprechen halten, so ich dir machte, als wir jetzt bey deinem Bruder von Glück und Vergnügen redeten, und ich behauptete, daß die Vorsicht allen Ständen und jeder Zeit des menschlichen Lebens von beydem einen gewissen Theil bestimmt habe; und daß die Klagen des Mangels meistens darinn liegen, wenn man eine falsche Idee von Glück und Vergnügen habe. Dein lieber munterer Kopf dachte vielleicht mich etwas irre zu machen, da du mich sogleich batest, dir zu sagen:

„Was ich wohl denke, welcher Theil von Glück dir zugefallen sey -- da du deine vortrefliche Eltern schon so lange, und nun auch deine so liebreiche Schwägerin verlohrest?“

Meine Lina! Dieser dreysfache Verlust ist wirkliches Unglück deiner Jahre, aber da es eine göttliche Fügung war, welche dir den väterlichen Schutz und die mütterliche Fürsorge entzog -- so mußt du glauben, daß weise und gütige Ursachen zum Grunde liegen, worüber wir Menschen nicht urtheil-

Bereits Wielands *Pomona*-Ankündigung im *Teutschen Merkur* stellt viel „nützliches und unterhaltendes“ für das schöne Geschlecht in Aussicht (Wieland 1782, S. 190). Nenon bezeichnet den „Nutzen für den Leser, bzw. vor allem de[n] Nutzen für die Leserin“ als wichtigstes Ziel der Schriften von La Roche:

Ihrem Werk liegt die Intention zugrunde, Frauen dabei zu helfen, ein im ethischen Sinne richtiges Leben zu führen. Es entwickelt ideale Frauenbilder, die zur Identifikation einladen und Frauenbildungsprogramme. Das literarische Schaffen Sophie von La Roches ist in erster Linie auf Mädchen- und Frauenerziehung ausgerichtet. Ihr Schreiben ist ein Schreiben in pädagogischer Absicht. (Nenon 1988, S. 15)

Jene Nutzorientierung, damals wie heute oft als überholt gescholten, interpretiert Scherbacher-Posé im publizistischen Kontext als besondere Chance. Gerade im Zeitschriftenbereich könne La Roche als erste deutsche Journa-

listin sich, abgesichert durch den moralischen und lebenspraktischen Nutzen ihres Schreibens, von der von Wieland verkörperten männlichen Poetik lösen (Scherbacher-Posé 2000, S. 32). Die Nutzorientierung der *Pomona* dominiert in der Tat. Sie geht – eine amüsante Marginalie – bis zum Zugeständnis der Herausgeberin, der Krämer dürfe ihre Zeitschrift zum Einwickeln von Sachen, allerdings nicht von stinkenden, verwenden (La Roche 1987, I, S. 314).

Die *Pomona* ist die bekannteste Frauenzeitschrift ihrer Zeit, ihre Wirkung während des zweijährigen Erscheinens ist groß. Das bezeugen Auflagen- und Subskribentenzahlen, aber auch das Interesse von Raubdruckern, Rezensionen und enttäuschte Reaktionen auf ihr Eingestelltwerden (Krull, S. 231 f.; Langner, S. 98–100). Böhmel Fichera spricht gar vom „Verlust eines Forums für weibliche Aufklärung“ (Böhmel Fichera 1986, S. 17), welchen das Ende der *Pomona* bedeute – das wäre noch zu prüfen. Denn selbst wenn es offenbar junge Leserinnen gab, die sich in Musenzirkeln gegenseitig als Pomonens Töchter ansprachen (Neumann 2005, S. 95 f.), sagt dies noch wenig aus über das tatsächliche Aufklärungspotenzial der von ihnen bewunderten Zeitschrift. Ist die *Pomona* ein Instrument weiblicher Wissensvermittlung? Ist sie ein Markstein weiblicher Aufklärung? Auch Wiede-Behrendt setzt ein Fragezeichen hinter ihre Formulierung „eine weibliche Aufklärungsutopie“ (Wiede-Behrendt 1987, S. 321).

Es ist Einiges geschrieben worden zu Sophie von La Roches *Pomona*, viel Zutreffendes, zuweilen Ernüchterndes. Die gängigen Topoi der Forschung seien im Folgenden skizziert. Die Zeitschrift schwanke zwischen weiblicher Gelehrsamkeitsforderung und Anpassungsforderung: Einerseits propagiere sie ein konventionelles Frauenbild bzw. bestätige „das herrschende Frauenbildungsideal“ (Baier 2005, S. 123), weise aber andererseits auch in Richtung umfassendere weibliche Bildung. So schreibt Langner, La Roche stehe „in einem Konflikt zwischen der traditionellen, normierten Auffassung der Geschlechterrollen, die für sie durch die Bindung an die göttliche Ordnung festgelegt bleiben, und ihren eigenen Ideen einer verbesserten Bildung der Frau“. Ihre scheinbare Lösung sei die Forderung geschlechtsspezifischen Wissens, doch bleibe die Frau „dabei weitgehend auf den durch die allgemein geltenden Normen gesteckten Rahmen des Hauses beschränkt“ (Langner 1995, S. 36 f.). Auch Sotiropoulos' Überlegungen zur *Pomona* laufen auf die Feststellung von Ambivalenz hinaus: „While on the one hand she appropriates the popular anthropological and romantic demarcations of male and female natures, on the other she carves out an intellectual space for women that most anthropological and romantic writers dismiss.“ (Strauss Sotiropoulos 2000, S. 234) Neumann sei als letztes Beispiel für diesen Forschungstopos zitiert. Sie diagnostiziert die Uneinheitlichkeit des Frauenbildes in der *Pomona* und weist darauf hin, dass zwar nur dem Mann Gelehrsamkeit im Sinne unbeschränkten Wissens zugestanden werde, dennoch aber für die Frau ein

breiteres Bildungsspektrum gefordert werde, als man es ihr damals zugestehen wollte. Hier sei La Roche erstaunlich aufgeschlossen und emanzipatorisch (Neumann 2005, S. 99).

Ein weiterer gängiger Topos in der *Pomona*-Forschung ist ein legitimatorischer: Man solle La Roches Politik der kleinen Schritte nicht vorschnell verurteilen, sondern historisch angemessen bewerten. Wiede-Behrendt weist darauf hin, dass die Verfasserin vorsichtig Freiräume eröffne; Aufklärung und Emanzipation der Frau hätten bei ihr in kleinen Schritten angefangen (Wiede-Behrendt 1987, S. 328). Vorderstemann urteilt ähnlich: „So konservativ sich die Zeitschrift inhaltlich noch gibt, ist sie doch ein Meilenstein auf dem Wege zu den sich ihrer Individualität sehr bewußten Frauen der Romantik, wie sie ihre Enkelin Bettina von Brentano verh. von Arnim verkörperte.“ (Vorderstemann 2005, S. XXXVI)

Die *Pomona* erscheint vielen als ein zeittypischer, dem Mainstream angepasster und dadurch erfolgreicher Kompromiss voller Widersprüche. Was den ästhetisch-literarischen Aspekt angeht, sei sie mittelmäßig und beharre auf einem inzwischen unzeitgemäßen, aller Kunstautonomie fern stehenden aufklärerischen Literaturverständnis von Moral und Nutzen: Eine Haltung, die im Grunde nahtlos an die zeitgenössische Avantgarde des Sturm und Drang und später der Klassik anschließt, welche die empfindsame Spätaufklärung Sophie von La Roches als altbacken aburteilt (Loster-Schneider 1998, S. 47 f.; Nenon 1996, S. 70). Außerdem sei die *Pomona* aus kommerziellen Gründen entstanden und beruhe nicht unmaßgeblich auf ökonomischen Erwägungen. Immerhin, so das dann doch versöhnliche Urteil skeptischer Forschungsbeiträge, müsse man die kulturgeschichtliche Bedeutung einer der ersten von einer Frau herausgegebenen Zeitschriften würdigen.

1.2 Botanische Wissensmetaphorik: Vorüberlegungen

Was ist dem hinzuzufügen? Die folgenden Überlegungen konzentrieren sich auf den in der *Pomona* diskutierten Komplex von Wissen und Geschlecht, speziell auf die transportierte botanische Wissensmetaphorik. Diese wird gleich im ersten Heft an zentraler Stelle eingeführt. Das Herausgeberinnen-Ich sagt seinen Leserinnen unmissverständlich, was sie an Wissensvermittlung zu erwarten haben:

Gelehrsamkeit, meine Liebe! sollten Sie nicht darinn finden, einmal, weil ich selbst keine besitze, und auch deswegen, weil sie oft der Güte des Herzens und dem, was man guten Humor nennt, einen ungleichen Gang giebt, und da wir von der Natur und den besten Gesetzen bestimmt sind, durch freundliches Bezeugen und Güte alles, was uns umgiebt, glücklich zu machen; so möchte ich nur suchen, die Blumen zu zeigen, welche schon auf dem Weg unserer Bestimmung wachsen,

und die benennen, welche wir noch ohne viele Mühe mit Ehre und Vergnügen in unser Gebiet verpflanzen können. (La Roche 1987, I, S. 13 f.)

Eine ganze geschlechtsspezifische, botanisch kodierte Wissenstopographie ist hier in wenigen Zeilen programmatisch vorgegeben. Sie konzeptualisiert weibliche Bildung als nicht gelehrt, sondern durch Herzensgüte und Humor bestimmt. Frauenwissen soll, so wird signalisiert, normenkonform ausgebildet werden, ästhetisch schön sein und sich von Männerwissen deutlich unterscheiden. Ganz konkret definiert La Roche jenes weibliche Wissen:

Und diese drey Eigenschaften sollten ohne anders unser Wissen bezeichnen – Kürze, damit wir nicht viele Zeit dazu brauchen, welche unsern verdienstvollen häuslichen Pflichten entzogen würde – Deutlichkeit, damit wir den wahren Begriff der Sachen leicht fassen könnten, und Annehmlichkeit, weil wir von Gott und der Natur dazu bestimmt sind, und allein durch holde Güte das Leben der Unsern verschönern, und versüssen. (La Roche 1987, II, S. 179)

Dass die botanische Metaphorik, wie sie sich programmatisch zu Beginn der *Pomona* findet, allerdings durchaus nicht nur das transportiert, was dem ausdrücklich postulierten Frauenwissen-Modell der *Pomona* entspricht, darauf verweist Strauss Sotiropoulos. Sie deutet das obige Zitat als subversiv, da die botanische Wissenschaft eben nicht nur benenne und klassifiziere, sondern auch tieferes Wissen ermögliche: „Again, the message is deceptive, since the pursuit of botanical science, feminized by the Romantics, masks and promotes the possibility of a far deeper knowledge than botanical naming and classification.“ (Strauss Sotiropoulos 2000, S. 216)

Wem das hier zu weit hergeholt erscheint, der sei auf eine von Strauss Sotiropoulos nicht bemerkte Passage aus der *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* verwiesen, die diese These stützt. Die Protagonistin beneidet die Französinen, die zumindest „von allen Wissenschaften eine Idee“ hätten, „wenigstens die Namen aller Schriften“ wüssten und „etwas, das einem Urteil gleiche, darüber zu sagen“ hätten. Von dort aus sei es nicht mehr weit zu tieferen Nachforschungen: „Immer genug, wenn man begierig ist die Blüte der Bäume zu kennen; bald wird man auch den Wachstum und die Reife der Früchte erforschen wollen.“ (La Roche 1997, S. 131)

1.2.1 Topographie des Wissens

Nicht nur die im obigen *Pomona*-Zitat belegbare botanische Wissensmetaphorik, sondern auch die *topographische* von Weg, Land und Gebiet wird in La Roches Journal immer wieder aufgegriffen. Bekannt und berühmt ist La Roches Distanzierung vom Attribut der Gelehrsamkeit, die nämlich wenn wahr, dann männlich sei: „Nein, ich bin nicht gelehrt“ – denn:

Es wird niemand gelehrt genannt, als der sich eine grosse Wissenschaft eigen machte, wie z. B. Mathematik, deren Werth Pomona in dem zweyten Heft beschrieb, Philosophie, Rechtsgelehrsamkeit, Weltgeschichte, Theologie, Naturgeschichte, Arzneykunst, grosse Dichtkunst; – – dazu muß man die gelehrte Sprachen, das Latein der alten Römer, und das Griechische vollkommen verstehen [...]. Also werde ich hier nicht weiter gehen, sondern nur noch sagen, daß wenn jemand unter gelehrt seyn versteht, daß man mehr weiß, als man zu wissen schuldig war – nun – so bin ich beynah gelehrt, – aber o wie weit entfernt von dem glänzenden, ruhmvollen Ziel der wahren männlichen Gelehrsamkeit, welche auch, wenn alles in Ordnung seyn soll, unsere Sache nicht ist, und nicht seyn kann. Ich werde auch meine Lina nicht auf diesen Weg führen, den nur wenig auserlesene Frauenzimmer betreten haben. Meine Lina soll glauben, daß ein immer gleich heiterer liebenswürdiger Geist voll Güte unser schönes Loos ist. (La Roche 1987, I, S. 924 f.)

Der Weg männlicher Gelehrsamkeit wird also nur von wenigen Frauen betreten – das Ich selbst halte sich indessen an den Gedanken der Madame de St. Lambert, es wie Reisende zu machen, die sich „in dem Reich der Wissenschaften kein eigenes Land“ erobern konnten und daher „in jedem Gebiet umsehen, welches andre angebaut haben“ (La Roche 1987, I, S. 424).

Es gäbe etliche weitere Beispiele für jene Raummetaphorik des Wissens. Wir lesen von der kleinen, begrenzten Sphäre der Frau, die im Gegensatz zum „großen Gebiet der männlichen Gelehrsamkeit“ (La Roche 1987, I, S. 32) steht: Das weibliche Terrain der von La Roche skizzierten Wissenstopographie ist der beschränkte Hausinnenraum. Dagegen seien, wie die Herausgeberin in einem ungewöhnlich bitteren *Pomona*-Artikel bemerkt, „[a]lle Gelegenheiten, in welchen die Männer die Beweise der Stärke des Geists und des Körpers zu geben hatten, [...] immer ausser dem Hause“ (La Roche 1987, II, S. 170).

Das Terrain männlicher Gelehrsamkeit sollen Frauen keinesfalls bereisen oder bewohnen, sondern nur entsprechende Beschreibungen rezipieren und einige Orte namentlich kennen. Es geht für Frauen darum,

den Werth jeder Arbeit des Geists und der Hände zu kennen, mit welchen sich verdiente Männer aller Zeiten beschäftigten, um sie wahrhaft zu verehren, und um so fähiger zu werden, eine gute Gesellschafterin für sie zu seyn, und von dem grossen Gebiet der männlichen Gelehrsamkeit die nehmliche Kenntniß zu haben, wie von der Erdbeschreibung, da ihnen mit dem Namen einer Hauptstadt, oder eines Lustschlosses, gleich das Land und die Herrn beyfallen, wovon die Rede ist, ohne daß sie selbst Reisen dahin gemacht, oder in den Gegenden gewohnt haben (La Roche 1987, I, S. 32; auch S. 150).

Das hier ausbuchstabierte Modell weiblicher Wissensbeschränkung, zu dem La Roche biographisch gesehen durch harte Enttäuschung eigener „Hofnung auf ganz gelehrten Ruhm“ gelangt ist (La Roche 1987, I, S. 424; dazu Loster-Schneider 1998, S. 62–64), ist alles andere als stabil. Bezeichnend ist das

Beschwörerische, welches bei der Propagierung restriktiver Frauenbildung mitschwingt: „Meine Lina soll glauben, daß ein immer gleich heiterer liebenswürdiger Geist voll Güte unser schönes Loos ist“ (La Roche 1987, I, S. 925), heißt es, als ob die Schreiberin es selbst nicht recht glaube. Beschwörend, selbstbeschwörend erscheint auch ein Kommentar zu den Äußerungen eines Mannes: „Gott, die Natur – und die Bedürfnisse des Wohls der Menschheit – wollten uns zu liebenswürdigen, guten Hausfrauen, Müttern und Gehülffinnen haben: – dieß möchte ich ihm glauben, und es in meiner Pomona meinen jungen Leserinnen sagen.“ (La Roche 1987, I, S. 842 f.)

Die von La Roche konzipierte frauenspezifische Wissenstopographie und -botanik fügt sich ein in den Diskurs männlicher Zeitgenossen über weibliche Bildung, welche sich von männlicher Gelehrsamkeit essentiell unterscheidet und unterscheiden soll. Die umfangreiche Forschung zur Frauenbildung belegt jenen Diskurs der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit Schlagwörtern wie ‚Geschlechtscharakter‘ (Karin Hausen) und ‚weibliche Sonderanthropologie‘ (Claudia Honegger). Entsprechende Modelle (► III.1) stehen unter deutlichem Einfluss von Philosophen, Pädagogen, Medizinern und Schriftstellern: von Rousseau, Campe, Basedow, Gellert, Herder, Ernst Brandes, Jean Paul, Wieland, Goethe, Schiller und besonders prägnant von Wilhelm von Humboldt (*Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur*, 1795; *Über die männliche und die weibliche Form*, 1795; dazu Schmid 1996; Grenz 1981, S. 125; von Braun 2007).

Entscheidend ist, dass das Konzept einer weiblichen Sonderanthropologie der Frau ein Spezialwissen zuweist. Dieses Wissen bleibt immer Nebenbeschäftigung neben den Pflichten der Hausfrau, Mutter, Gattin, wie La Roche unermüdlich mit vielen ihrer Zeitgenossen und Zeitgenossinnen betont. Wenn ihr Mann mit einem Gast gelehrte Gespräche führt, verhält sie sich ihnen gegenüber passiv, rezeptiv. Aktivität zeigt sie einzig in Bezug auf weiblich kodierte Praktiken, und da ganz demonstrativ:

Ich höre bey meiner Nähe- oder Strickarbeit zu, rede manchmal mit, oder bemerke nützlich und still, was beyde sagen. [...] Dann komme ich zu meinem Schreibtisch, und grizle bis zwölf Uhr an diesen Blättern, oder an Briefen. – Denn so bald jemand kommt, erscheinen meine Handarbeiten, die mir eben so lieb sind, als meine Papiere und Bücher: besonders seit dem ich bemerkte, daß Männer von grosser Geburt und Geist mir bey dem häuslichen Fleiß meiner Nadel noch mehr Hochachtung zeigten, als bey der Beschäftigung meiner Feder; es müßten nur die Hausrechnungen gewesen seyn, die sie unter meinen Händen sahen. Und daran hatten sie recht, denn wir loben und ehren die Männer auch nicht wegen ihrer Geschicklichkeit im Kartenspielen, welches sie in ihren Erholungsstunden vornehmen, sondern nur wenn sie den Ruhm haben, daß sie ihre Berufsgeschäfte mit vorzüglichem Geist und edlem Eifer erfüllen. (La Roche 1987, I, S. 247–249)

Das Berufsgeschäft des Mannes ist der Geist, das Wissen. Die Frau ist höchstens temporäre Gasthörerin in diesem Raum, in dem ihr kein Landrecht zukommt. Sie rezipiert Wissen, sie sammelt es ein. Sie klaubt es, wenn sie wissbegierig ist wie Sophie von La Roche selbst, zusammen, wo es ihr eher sporadisch begegnet:

und so [...] habe ich es auch mit den Beschäftigungen des Geists gemacht, und so viel ich konnte, die Kenntniss von dem Werth und Nutzen alles dessen, was Männer wissen, in meine Seele gesammelt, und daneben so viel möglich alles gelernt, was ich nach Bestimmung der Natur und den vaterländischen Gesetzen als Frauenzimmer wissen sollte, – überzeugt, daß meinem Geschlecht das moralische Gebiet der schönen wohlthätigen Empfindungen, und den Männern dieß von starken Gedanken und grossen Thaten angewiesen seye. [...] Ich hörte die ehrwürdige Männer, welche ich zuerst nannte, oft mit einander sprechen, und fand, daß sie nicht allein alles wußten, was zu rühmlicher Erfüllung ihres Amts gehörte, sondern noch angenehme Sachen von allen Ständen und Menschen. Da dachte ich: – so kann ich ja auch eine gute Mutter und Hauswirthin seyn, und vieles andre dabei wissen und lernen. – Ich merkte mir die Bücher und Sachen, von denen diese Männer in ihren Erholungsstunden gerne sprachen – und auf diese Art wurde mein Kopf bereichert, und mein Leben verschönert. [...] Dieß ist die Geschichte meines Kopfs und der wahre Auszug meiner Bibliothek (La Roche 1987, I, S. 426–429).

Die Rezeption von Wissen erscheint durchaus als Kompetenz, als eine spezifisch weibliche, die man ausbilden und üben kann. Sophie von La Roches Roman *Rosaliens Briefe* (1780/1781) enthält eine signifikante Direktive an Frauen: „Gelehrt will ich dich nicht haben: nur den Geschmack des Wissens und ein vernünftig zuhörendes Aussehen, wenn von der Geschichte, der Physik und andern Kenntnissen gesprochen wird.“ (La Roche 1779, Bd. 1, S. 444) Weibliche Bildung soll sich auf Wissensaneignung durch Sinneswahrnehmungen beschränken. Anstelle des Verstands zählen Geschmack und Gehör. Dabei scheint der äußere Anschein gekonnter Rezeption wichtiger zu sein als diese selbst.

1.2.2 *Florilegiumsstruktur*

Die *Pomona* aktiviert verschiedene metaphorische Konzepte weiblichen Wissens. So ist vom „Schattenriß“ der Kenntnisse die Rede, mit denen die Frau sich begnügen solle: „Ich hätte gern alle Wissenschaften in mir vereinigt. Da es aber nicht seyn konnte, so bog ich meine Begierde nach Kenntnissen, wie es die Umstände erlaubten, und suchte mir wenigstens ihren Schattenriß eigen zu machen“ (La Roche 1987, I, S. 1162). An anderer Stelle spricht sie von Frauen, die männliches Wissen genauso gerne übernehmen wie eine „Haube [zu] tragen, die von einem Manne gelobt wird“ (La Roche 1987, I, S. 15).

Nicht nur botanische und topographische Bilder spielen also eine Rolle in der Wissensmetaphorik, wenngleich sie dominieren.

Bilder und Bildung: Besonders häufig sind es Blumen, die für geschlechtsadäquate Kenntnisse stehen, so wie im ersten *Pomona*-Zitat. Die syntagmatischen Bezüge von Bildspenderbereich und Bildempfängerbereich sind komplex und vielfältig, auch wenn *Pomona*-Kritiker Lachmannski La Roches Zeitschrift ausgerechnet als ‚blütenlos‘ qualifiziert: „Und wie durch welke Herbststrebere schreitet man auch durch die blütenlose Öde dieser Zeitschrift, welche eine an die Sorge des Lebens gekettete, in ihrer Zeit hochberühmte Schriftstellerin aus Eigenem und Fremdem zusammengestellt hat.“ (Lachmannski 1900, S. 62)

Die *Pomona* greift ausgiebig auf die Blumenmetaphorik zurück und ist auch darin durchaus zeittypisch. Gute zehn Jahre später verschreibt sich eine Frauenzeitschrift per Titel ganz dem metaphorischen Konzept von weiblichen Kenntnissen als Blumen: *Idas Blumenkörbchen* erschien unter der Ägide einer anonym bleibenden Herausgeberin in Berlin in den Jahren 1793 bis 1795. Das Periodikum konzentriert sich ganz auf leichte, kurze Lektüre, die Nutzen und Unterhaltung kombiniert. Werbend heißt es in der Ankündigung der Zeitschrift:

Diese Zeitschrift kommt unter der Aufsicht eines der geistreichsten und angenehmsten Frauenzimmer heraus; man darf sich also nicht wundern, wenn sie dem Wunsche der weiblichen Welt entsprechen werde; denn da den Damen von ihren notwendigen Hausgeschäften nur wenig Stunden zur Lektüre übrig bleiben, so kann billig zu deren Ausführung das Unterhaltende, mit dem Nützlichen verbunden, nicht sorgfältig genug gewählt werden [...]. (Zit. nach Krull 1939, S. 286)

Die Forschung hat das metaphorische Konzept der Botanik in La Roches Schreiben nur am Rande wahrgenommen. Loster-Schneider weist darauf hin, dass sich schon in der Titelwahl *Pomona*, anspielend auf die römische Göttin der Ernte und des Obstsegens, die „mütterliche, Gaben spendende Schreibrolle sowie die Florilegiumsstruktur ihrer Texte“ (Loster-Schneider 1995, S. 276) abbilde. Mit ‚Florilegiumsstruktur‘ meint sie La Roches Schreibstrategie des Exzerpierens von empirisch-historischem, theoretisch-begrifflichem, physikalischem und moralischem Wissen aus gelesenen Büchern mit dem Ziel einer „Frauenzimmerencyklopädie“:

Konsequent bescheiden ‚große‘ Enzyklopädien, besonders die ‚Encyclopédie‘, Sulzer, Platner, Halle exzerpierend, ergänzt La Roche Linas Hausmutter- und allgemeine Rudimentärkenntnisse, die sie im ersten Teil der „Lina“-Briefe gegeben hat, um eine komplette Frauenzimmerencyklopädie, die sich gleichzeitig hervorragend als Schulbuchmaterial für den häuslichen Unterricht der Kinder eignet. (Loster-Schneider 1995, S. 286)

Auch Becker-Cantarino (2005, S. 204, 212) erwähnt die für La Roches Lese- und Schreibstrategie des Wiederverwertens wichtige Metaphorik und nennt die Blumenlese im Sinne des Sammelns von Gedanken und Kenntnissen einen wichtigen Aspekt von La Roches Lektüre.

Strauss Sotiropoulos ist die einzige, die La Roches „vegetable metaphors“ einige über die Florilegiumsmetapher hinausgehende Zeilen widmet. Die Pflanzenmetaphorik entfalte zum einen die Polarität von Gelehrsamkeit und Tugend und stelle zum anderen die Beziehung von Frau, Natur und romantischem Denken her: „Her references to flowers, repeated often throughout her commentaries, stories, and letters, evoke woman’s ties to nature and situate her thematically, if not historically, in romantic thinking.“ (Strauss Sotiropoulos 2000, S. 216) Im Folgenden soll es darum gehen, in präziser Textarbeit die Gendermarkierung herauszuarbeiten, welche die traditionsreiche florale Metaphorik in der *Pomona* aufweist.

1.2.3 Metaphorizität des Diskurses von Wissen und Geschlecht

Die botanische Metaphorik wurde bisher nicht als konstitutives Element des Diskurses von Geschlecht und Wissen im 18. Jahrhundert wahrgenommen, speziell bei Sophie von La Roche. Hier nun werden Blumen im Bildungs- und Gelehrsamkeitsdiskurs der *Pomona* im Sinne derjenigen Metapherntheorien verstanden, die sprachliche Bildlichkeit als unhintergebares Konstituens von auch wissenschaftlicher Rede auffassen und ihr zum Teil wissens- und wissenschaftskritische Funktion zugestehen.

Eine entsprechende Tour de force durch die Theorie der Metapher muss unterbleiben. Eine solche Tour müsste früh beginnen; die Denkfigur der Metaphorizität der Sprache, jeder Sprache, auch der wissenschaftlichen, findet sich schon in der Sprachphilosophie des 18. Jahrhunderts, bei Herder und Hamann. Für die Metapherntheorie des 20. Jahrhunderts müsste man Namen nennen wie Max Black, der 1954 das Postulat metaphernferner Wissenschaft kritisierte und die Metapher nicht mehr als Redeschmuck, sondern als basalen Sprachmechanismus ansah (*Die Metapher*, 1954), wie Hans Blumenberg, dessen Metaphorologie die Unhintergebarkeit metaphorischen Sprechens erkannte, das sich auch im wissenschaftlichen Kontext nicht in eigentliche Rede übersetzen lässt (*Paradigmen zu einer Metaphorologie*, 1960), wie Jacques Derrida, der in seiner berühmten Auseinandersetzung mit Searle die Metapher als fundamentalen Mechanismus von Sprache überhaupt modellierte (*Signature Événement Contexte*, 1972), wie George Lakoff und Mark Johnson, die die metaphorische Bedingtheit des Wahrnehmens, Sprechens und Handelns wirkungsmächtig demonstrierten (*Metaphors we live by*, 1980), wie Gerhard Gamm, der mit Nietzsche, Wittgenstein und Adorno die „Metapherngeleitetheit der Erkenntnis“ analysierte (*Die Macht der Metapher*, 1992) und auf

die spätmoderne Ästhetisierung der Gesellschaft überblendete, oder auch wie Wilhelm Finke, der die wissenserweiternde bzw. -behindernde Funktion von guten bzw. schlechten Metaphern in der Wissenschaft beschrieb (*Sprache im politischen Kontext*, 1983, *Misteln, Wälder und Frösche: Über Metaphern in der Wissenschaft*, 2003) Damit sind nur wenige und nicht einmal alle wichtigen Namen genannt. Denn zahlreiche weitere aktuelle Studien analysieren die Metaphorizität von historischen und gegenwärtigen wissenschaftlichen Diskursen.

1.3 Botanische Wissensmetaphorik: Textuntersuchungen

1.3.1 Nelke Lina

Was die Frauenrechtlerin Mary Wollstonecraft in ihrer *Vindication of the Rights of Women* (1792) als entwürdigend empfindet, nämlich Frauen „auf eine Stufen mit den lächelnden Blumen“ zu stellen, „die nur die Erde schmücken“ (Wollstonecraft 1989, S. 101), das ist bei Sophie von La Roche eine häufig verwendete und positiv konnotierte Metaphorisierungsstrategie. Der fiktiven Schülerin Lina schreibt Pomona:

Beobachte indessen deinen Bruder bey seinen Blumen, und bemerke besonders die Mühe, die er sich mit seinen schönen Nelken giebt, um sie gesund und vollkommen zu sehen. Er hat einen Stok, welcher eine rosenrothe Blume bringen wird: diese will ich ihn bitten, Lina zu nennen. Sehe sie, meine Liebe! als dein Vorbild an. Denke dir in der Sorge deines Bruders von dem ersten Keim dieser Blume bis auf ihre, sich dem entfalten nähernde Knospe, alle Sorge und Liebe, die man auch für dich getragen, da man nicht nur deine Gestalt nach der Anlage der Natur, in Gesundheit und Schönheit blühend zu erhalten, sondern auch, mit aller Aufmerksamkeit der wahren Liebe, für den Anbau deines Geists und deiner Tugend bemüht ist: denn diese Eigenschaften deiner Seele sind bey dir, was der stärkende Geruch bey deiner Gespielin, der Rosen Nelke, ist. (La Roche 1987, I, S. 24 f.)

Die Frau ist eine schöne Nelke, deren Duft sind ihr Geist und ihre Tugend. Deutlich affizieren und verändern sich hier Bildspender (Blume) und Bildempfänger (Frau) gegenseitig, interagieren im Sinne Max Blacks (*Metapher*, 1954): Auf der einen Seite wirkt die Nelke weiblich, anthropomorph und beseelt, was hier weniger relevant ist, – auf der anderen Seite erscheinen geistige und seelische Qualitäten der Frau als ästhetisch schöne und sinnlich wahrnehmbare. Andere mögliche Aspekte wie Scharfsinn, Rationalität, Logik, Konsequenz werden dabei ausgeblendet; differente assoziative Spielräume würden beispielsweise mit der Bezeichnung des weiblichen Geistes als messerscharf oder bergwerkstief eröffnet.

Die metaphorische Konzeptualisierung der Frau als Blume und ihrer kognitiven und seelischen Fähigkeiten als Blumenduft, gewissermaßen die Reduktion

des geistvollen, moralischen Wesens auf ein Objekt visueller und olfaktorischer Wahrnehmung, ruft Aspekte auf, die als signifikante Weiblichkeitsmodellierungen des zeitgenössischen Geschlechterdiskurses Relevanz besitzen.

Dazu gehören erstens Schönheit und Sinnlichkeit, verbunden mit einer nicht-funktionalen Dekorativität: Man denke nur an Kants bekanntes Postulat vom schönen Verstand der Frau (*Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen*, 1764) oder Herders Überlegungen zum schönen Geist der Frau in der dritten Sammlung von *Ueber die neuere Deutsche Litteratur. Fragmente [...]* (1767). Dennoch wird ‚schönes Denken‘ im 18. Jahrhundert nicht notwendig als weibliches gedacht. Die frauenspezifischen Thesen zum schönen Denken sind zu konfrontieren mit analogen, nicht vergeschlechtlichten Thesen zur ästhetischen Erkenntnis, wie sie die Popularphilosophie der Zeit diskutierte (Ueding 2003, Bd. 6, Sp. 1541–1564; Bachmann-Medick 1989).

Zweitens akzentuiert das Sehen der Frau als Blume ihre Passivität und damit ihr Verfügbarsein für das Begehren anderer. Die Frau wird wie eine Blume gepflückt – ein nicht nur von Goethe sattem bekanntes literarisches Bild. Die Frau nimmt im Prozess des Wissenstransfers die Stelle der passiven Aufnehmenden ein, sie ist Rezipientin ‚von Natur aus‘.

Und drittens wird die Frau durch ihre metaphorische Konzeptualisierung als Blume auch und gerade hinsichtlich ihrer kognitiven Kompetenzen als natur- und erdverbunden perspektiviert, was die alte Zuordnung von Natur versus Kultur zu Frau versus Mann reaktiviert. Wenn an anderer Stelle die Leserinnen der *Pomona* als „blühende Mädchen“ (La Roche 1987, I, S. 30) bezeichnet werden, lässt sich darin eine eigentlich tote Metapher erkennen, deren Implikationen im Kontext von Geschlecht und Wissen revitalisiert werden.

1.3.2 Damenkränze

Von der Rezeption zur Produktion: Es ist zu fragen, ob auch andere Positionen im Wissenstransfer – nicht Rezeption, sondern Produktion und Vermittlung von Wissen – von La Roche botanikmetaphorisch ausgestaltet werden. Berührt wird damit die besondere Problematik weiblicher Autorschaft im 18. Jahrhundert. Schon Bovenschen (1979, S. 200–202) hat auf die Diskontinuität hingewiesen, die zwischen dem empfindsamen Weiblichkeitsmodell und seinem inkludierten restriktiven Bildungsbegriff einerseits, den produktiven, gebildeten Autorinnen andererseits bestand – gerade denjenigen, die wie La Roche ein solches Frauenbildungsmodell propagierten.

Sieht sich die Zeitschriftenherausgeberin selbst als Blume? Einige Passagen in der *Pomona* bringen ausdrücklich Autorinnen und Blumen zusammen, ohne diese als jene zu sehen. Dies geschieht etwa, wenn Namen verdienstvoller Autorinnen einen Kranz bilden sollen, in den die Widmung an sie als Blume eingewirkt sei (La Roche 1987, I, S. 727) – übrigens ein schiefes, unstimmliges

Bild: Welcher Bildspender soll für die Namen eintreten, wenn die Widmung die Blumen sind, in welcher Relation stehen Widmung und Namen im Bild?

Weitere Beispiele für den Zusammenhang von weiblicher Autorschaft und Blumen in der *Pomona* sind zum einen das Streuen von Blumen und Errichten von Kränzen in ehrendem Andenken an herausragende Frauen (La Roche 1987, I, S. 740, 750), zum anderen die Idealisierung eines Frauenzirkels, in dem eine Sterbende Blumen an ihre Freundinnen austeilte. Deren Werke werden als Blumengewinde bezeichnet, „welche von der Hand der Tugend in Edens Gefilden gepflückt, und von dem feinsten Geist in harmonische Ordnung gebunden wurden“ (La Roche 1987, I, S. 423). Sogar schriftstellerische Produktivität von Frauen erscheint, obgleich doch bewundert und gelobt, durch die botanische Metaphorik als passiv empfangene Gabe. Interessant an jenen Blumengewinden und Kränzen ist vor allem die Betonung des Gemeinschaftsaspekts. Die Verbundenheit großer Frauen erscheint durch die Bilder floralen Verflochtenseins nicht nur schön, sondern auch stark und produktiv auf ein Ziel gerichtet.

La Roche mag die florale Gewinde- oder Kranzmetapher. Ebenso konstruiert wie das erstgenannte Beispiel wirkt übrigens die Metapher des von Männern erbauten (Wissens-)Tempels, wobei die Blumengewinde hier das Vergnügen der rezipierenden Frauen und ihre „Hochachtung für die verdienstvolle Männer aller Zeiten“ darstellen sollen:

Haben wir Kenntnis von den Wundern und Wohlthaten der Natur, so wird unsere Liebe und Verehrung für Gott erhöht, gefühlt, und veredelt; die Männer werden uns hochachten lernen, wenn wir diesen schönen Gebrauch von unserm Geist machen. Wenn wir leicht, fein, richtig von allem denken, und unsere Pflichten dabey erfüllen, so erneuern wir dadurch die schöne Feste der Griechen auf eine edlere Weise. Ihre Männer bauten die Tempel, und verfertigten die Bildsäulen ihrer Götter – Weiber und Mädchen streuten Blumen um die Altäre, und flochten Kränze für Apoll und Minerva: Eben so dünkt mich sollte es mit unsern Kenntnissen seyn. An festlichen Tagen unsers Verstands sollte man uns in das Heiligthum der Wissenschaften führen, ihren Umfang, ihren Werth und ihre Schönheit zeigen: unser Vergnügen in ihrem Anblick, unsere Hochachtung für die verdienstvolle Männer aller Zeiten, welche das Reich der nützlich Gelehrsamkeit erweiterten, wären auch Blumengewinde, die wir in feierlichen Stunden, wie die Griechinnen, dem Geist der Wissenschaft weyhten. Nicht an den Tagen, nicht in den Augenblicken, da unsere Kinder und unser Haus unsere Sorgen nöthig haben. (La Roche 1987, II, S. 178)

1.3.3 *Biene, Naturalienkabinett, blumenlose Landschaft*

Abgesehen von jener floralen Gewinde- oder Kranzmetapher ist der Konnex von weiblicher Autorschaft und botanischer Metaphorik in der *Pomona* nur schwach ausgebildet. Der Herausgeberin selbst geben Blumen, die gesehen,

gerochen, gepflückt, genossen werden, offenbar kein passendes Bild für ihr Schreiben ab. Selten werden ihre Produktivität und die Blumenmetapher eng geführt, so etwa wenn „Grundsätze“ und „heitere Einbildungskraft“ als „die kleinen Blumen in meinen Briefen und meinen Schriften“ erscheinen (La Roche 1987, II, S. 132): Hier wird weibliche künstlerische Aktivität marginalisiert, verniedlicht und auf Ornamentalität reduziert.

In autobiographischen Rückblicken auf ihren eigenen Wissenserwerb verwendet La Roche dagegen mehrfach botanische Metaphern, die zwar versetzt zu den bisher vorgestellten stehen, jedoch ebenfalls eine rezeptive Aneignungshaltung betonen. Das erinnernde Ich sieht sich als Biene, die Wachs und Honig sammelt (La Roche 1987, I, S. 926); Blumen sind dabei Orte des Wissens. Und nicht nur hier geht es um das Sammeln, das Zusammenklauben disparater Kenntnisse anstelle systematischer Ausbildung von Gelehrsamkeit. Bezeichnend ist die im autobiographischen *Melusine*-Text belegbare Charakterisierung des Ichs als „Kunst- und Naturalienkabinette, wo viel merkwürdige Stücke sich finden“ (La Roche 1806, S. XLIX).

An anderer Stelle schreibt das Ich sich selbst den Versuch zu, „den Inhalt meines Kopfs mit dem Kunst- und Naturalienkabinet eines nicht sehr vermögenden, wißbegierigen Mannes zu vergleichen, welcher nur kleine Stückchen aller Arten Steine, Metalle und Holzarten, Fragmente getrockneter Pflanzen, einige seltene Vögel, Käfer, Papillons und Mücken sammelte“ (La Roche 1987, II, S. 115 f.). Zwar implizieren Naturalienkabinette prinzipiell keine geschlechtsspezifische Zuordnung bzw. werden eigentlich sogar traditionell von Männern eingerichtet und unterhalten. La Roches Metaphorisierung ist jedoch ohne die Kategorie Geschlecht nicht zu verstehen. Sie legt den Fokus auf die Unvollständigkeit und fehlende Systematik des Wissenszugriffs. Ein solcher Wissenszugriff gehört charakteristischerweise zum zeitgenössischen Modell *weiblicher* Bildung.

Im Kontext metaphorischer Selbstmodellierung des erinnernden Ichs findet sich auch die wohl trostloseste Ausprägung botanischer Bildlichkeit in der *Pomona*. Wenn eine „mit Schnee bedeckte Gegend mit einem entblätterten Strauch ohne Blumen, aber auch ohne Dornen, als Sinnbild meines Alters und meines Charakters“ (La Roche 1987, II, S. 115 f.) erscheint, dann steht Blumenlosigkeit für fehlende Produktivität der Schreibenden. Umgekehrt impliziert das Bild die positiv gewertete Kopplung von Wissen und Blumen.

1.3.4 Blumen/Wissen

Meist ist es in der *Pomona* nicht die *Frau*, die als Blume konzipiert wird, sondern das von jener zu erwerbende Wissen bzw. das ‚angebaute‘ Wissen, um eine bei La Roche sehr beliebte andere, ebenfalls botanische Metapher zu zitieren: „Mein Herz, welches für mein Vermögen immer zu wohlthätig

war, und mein Kopf, dessen vollkommener Anbau durch Umstände gehindert wurde, wünschten sich also das Vermögen und die Freyheit, welche ich in England sah, um das Glück des Wissens und des Wohlthuns auch so ganz zu geniessen.“ (La Roche 1987, I, S 330)

An dieser Stelle sei auf zwei nicht metaphorische Vergleiche von Wissen(schaften) und Blumen hingewiesen: „Hier muß ich den lieben Leserinnen von Pomona wiederholen, daß ich meine Lina nicht gelehrt haben will – sie soll von allen Wissenschaften nur so viel Kenntniss erlangen, als sie von den Blumen hat, aber so deutlich, wie der Unterschied der Rose und Lilie in ihr ist.“ (La Roche 1987, I, S. 25) Der weibliche Zugriff auf Wissen soll sich auf Grundkenntnisse, auf die Wahrnehmung fundamentaler Identitäten und Differenzen beschränken. Selten wird in der *Pomona* die Verbindung von Wissen, Geschlecht und Botanik so zugespitzt. Ein zweiter Wissen-Blumen-Vergleich postuliert ebenfalls die Vermittlung nicht allzu tiefer Kenntnisse an Frauen: „Denn Kenntniss sollen ihren Geist eben so gefällig zieren, als ein Blumenkranz ihre Haare, und sollen sie eben so wenig beschweren [...].“ (La Roche 1987, I, S. 1042) Weibliches Wissen erscheint als Zierde: schön, leicht, nicht funktions- oder zweckorientiert.

Das Konzept der Leichtigkeit, Gefälligkeit und Dekorativität weiblicher Bildung verfolgt Sophie von La Roche konsequent. Immer wieder plädiert sie für die kurze, deutliche, angenehme und leicht fassbare Präsentation von Wissen für Frauen in lehrhaften Büchern (La Roche 1987, I, S. 1042; II, S. 179); nicht zufällig lobt sie Johanna Charlotte Unzer und ihren locker-leicht und unterhaltsam daherkommenden *Grundriß einer Weltweisheit für das Frauenzimmer*. Es ist ein Wissen, das sich durch geschlechtliche Alterität auszeichnet: „Die Verschiedenheit sey, wie mit den Bergwerken. – Die Männer sind so viele Klafter tief unter der Erde, um die Metalle und Edelsteine auszugraben, und wir gehen oben spazieren, Blumen für sie zu pflücken, Gemüß und Obst zu ihrer Erquickung zu ziehen.“ (La Roche 1987, I, S. 1044) Frauenwissen, nie aus Selbstzweck, sondern zu männlicher Befriedigung erworben, soll buchstäblich oberflächlich sein. Als einfach zu erlangen, angenehm und ästhetisch schön ist es entschieden positiv konnotiert.

1.3.5 Blumen, Mangel, Macht

Nun gibt es innerhalb des komplexen botanischen Bildfeldes Widersprüche. Nicht immer wird das Postulat einfachen Basiswissens für Frauen in der *Pomona* positiv gewertet. Ambivalenzen in La Roches Konzept weiblicher Bildung diagnostiziert die Forschung häufig, fast ebenso häufig bleibt diese These jedoch sehr allgemein und wird nur an wenigen Zitaten inhaltlich belegt. Die prominenteste Äußerung einer kritischen Gegenposition – pro mehr und anderes Wissen für Frauen – ist die viel zitierte Klage des *Pomona*-Ichs

über die Männer, die „noch nie mit einer besondern Aufmerksamkeit über unsere Ausbildung nachdachten“, die Frauen „immer nur zu der Hausdienerschaft“ rechneten und ihnen als Wissensvermittlung „nur das Leichte, nur das für ihren Scherz oder zum zufälligen Vergnügen taugende“ gaben (La Roche 1987, II, S. 170, 173; auch I, S. 133–135).

Dass allerdings schon auf der metaphorischen Ebene, also von der sprachlichen Seite her, das Modell leichten Basiswissens für Frauen porös wird, hat die Forschung bisher nicht gesehen. Die positive Konnotation von Frauenbildung light wird bereits fragwürdig, wenn diese als Kompensation eines Mangels, nämlich des Verbots ‚eigentlicher‘ Wissenschaft und Gelehrsamkeit, erscheint. „Umstände versagten uns den Schmuck kostbarer Edelsteine, und großer Kenntniß. Aber wohlgewählte Blumen zieren deinen Kopf, und mich eine anständige Haube“ (La Roche 1987, I, S. 1163): Die Frau besetzt den Ort elementaren und ornamentalen, nicht tieferen, kostbaren Wissens zur Kompensation eines Defizits.

In Sophie von La Roches *Briefen über Mannheim* (1791) beschreibt das erinnernde Ich sich als ausgeschlossen von wissenschaftlich-theoretischen Disziplinen und daher zu den schönen Wissenschaften eilend: „dankbare Freude muß in meinen Augen geschimmert haben, da ich [...] auf die Männer um mich her sah – weil sie, da sie sich die Herrschaft der Welt zueigneten, doch das Gebieth der Blumen, und Früchte des Schönen uns nicht verschlossen.“ (La Roche 1791, S. 95) Der Mangel ist unübersehbar, auch wenn dem rührseligen Ich aufgrund tränenverschleierter Augen der klare Blick dafür fehlt. Als „Tochter eines Gelehrten“ sei sie von jeher neugierig auf die Wissenschaften gewesen;

aber Umstände verhinderten die Erfüllung meines Wunsches, daß ich als Knabe erzogen werden möchte, um ordentlich gelehrt zu werden. Die Hauptsache meines Stolzes war also verlohren; aber die Wißbegierde und der Geschmack an Kenntnissen blieben in meiner Seele, und vereinigten sich darinn mit den Empfindungen der ersten Freuden meines Herzens, welche, wie der Engelländer, David Hume sagt, auf unser ganzes Leben würken. Ich fandte es auch an mir sehr wahr, und ich danke Gott, nicht nur für die Lebhaftigkeit des Gefühls, welches er in mich legte, sondern auch dafür, daß es sich im vierten Jahr meines Lebens bey den unschuldigen Gegenständen der Schönheit der Blüthen, Bäume und Wiesen entfaltete, und jedes folgende Jahr meiner ersten Jugend durch einen Besuch bey unserer Milchbäurin bestärkte. (La Roche 1987, I, S. 421)

Blumen und Früchte stehen für ein restringiertes geschlechtsspezifisches Wissensterrain. Frauen, Natur, Gefühl und Poesie werden eng zusammengeschlossen und auf das Ideal des Schönen festgelegt; ebenso vernetzt sind im Gegenzug Männer/Kultur/Ratio/Wissenschaft. Bei letzteren befindet sich, daran lässt nicht nur die Passage aus den *Briefen über Mannheim* keinen Zweifel, die „Herrschaft der Welt“.

1.3.6 Blumen/Nichtwissen?

Es gibt noch deutlichere Zeugnisse einer subversiv-kritischen Unterströmung, die La Roches positive Perspektive auf blumiges – leichtes, ästhetisch-dekoratives, nicht-funktionales, oberflächliches – weibliches Wissen in Frage stellt. Zwar hat die Verfasserin einen solchen Subtext womöglich nicht bewusst angelegt; für die vorliegende Untersuchung sind jedoch nicht Autorintentionen, sondern Texte und ihr Gemachtsein relevant.

Schon die *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* weist entsprechende Brüche auf. Wenn die zu Madam Leidens mutierte Sophie ihre Freundin Madam C. über Mädchenerziehung belehrt, geht sie ganz modern vom Situationsansatz aus: Beim Schlittenfahren etwa solle naturkundliches Wissen über Schnee vermittelt werden. Dem Einwurf ihrer Gesprächspartnerin, ob dann nicht nur die Schlittenfahrt im Gedächtnis bleibe, begegnet Sophie folgendermaßen: „Dies glaube ich nicht; denn wir vergessen nur die Sachen gerne, die mit keinem Vergnügen verbunden sind; und die lächelnde, zu der Schwachheit der Menschen sich herablassende Weisheit will daher, daß man die Pfade der Wahrheit mit Blumen bestreue.“ (La Roche 1997, S. 270) Blumen stehen erneut für das Leichte, Vergnügliche, Ornamentale, nicht jedoch mehr für Wissen und Kenntnisse. Diese begleiten sie nur, sie bilden gleichsam den Spaßfaktor beim Wissenserwerb – als eine der menschlichen, insbesondere weiblichen Schwäche für Unterhaltung geschuldete Lernmethode, nicht als Lernstoff. Frauenbildung und Unterhaltung werden in der Blumenmetapher eng geführt. Gerade angesichts des Einflusses, den der *Sternheim*-Roman auf die Ausbildung des Genres Frauenroman allgemein hatte, ist das auch unter poetologisch-ästhetischen Gesichtspunkten bedeutsam (Meise 1992, S. 9 f.).

Ein etwas anders gelagerter Fall entstammt der *Pomona*, in der eine Leserin folgende Antwort erhält:

Ihr kleines Landstädtchen muß vortreffliche Menschen in sich fassen, weil eine Vigilande unter ihnen aufwuchs: – und für Ihren lebhaften Geist freut es mich sehr, daß Sie eine Lesegesellschaft haben, worinn bald zierliche Blumen – bald Nahrung des Verstands vorkommt, und das Ganze, wie einer meiner Freunde lezthin sagte, eine Art Piknik für gute Köpfe ist [...]. (La Roche 1987, I, S. 311 f.)

Es geht um Geistesnahrung: eine nicht gerade originelle, lebendige Metapher. Relevant ist hier, dass die (übrigens nicht gendermarkierte) Lesegesellschaft zwar Blumen vermittelt, diese aber der „Nahrung des Verstands“ entgegenstehen. Jene Blumen – ist Literarisches gemeint? – sind positiv konnotiert, doch haben sie nichts mehr mit Wissen und Wissenschaft zu tun.

1.4 Frauenbildung verblümt

Ein kurzes Zwischenfazit: Die botanischen Metaphern durchkreuzen sich. Sie müssen nicht als jeweils singular auftretende Sprachbilder aufgefasst werden, sondern als in einem komplexen Bildfeld zusammenkommende. Der Heterogenität des Bildempfängerbereichs – Autorin, Leserin, Werk, Kenntnisse, Wissensorte etc. – entspricht die heterogene Kontextdetermination (Weinrich 1976) der Bildspender Blume, Blumengewinde, Blumenkranz. Die Interaktion innerhalb des Bildfeldes verläuft nicht nur syntagmatisch zwischen Bildempfänger und Bildspender, sondern auch paradigmatisch einerseits zwischen den verschiedenen Bildempfängern, andererseits zwischen den verschiedenen Bildspendern. Das heißt: Wenn beispielsweise die letztzitierte Vigilande-Stelle Blumen versus Verstand setzt, dann kontaminiert das auch andere, positiver konnotierte botanikmetaphorische Perspektiven auf weibliche Wissensmodelle. Von hier aus fällt es schwer, die *Pomona*, die weibliches Wissen im Kontext von Natur, Schönheit, Dekorativität und Gefühl situiert, als Markstein weiblicher Aufklärung zu bewerten. Die botanische Metaphorik durchweht nicht nur, sondern konstituiert ein deutlich restriktives geschlechtsspezifisches Wissensmodell.

Frauenbildung verblümt zu sehen hat gravierende Konsequenzen.

2. Gemüse pflanzen. Garten und Erziehung

Im zweiten Teil dieser Überlegungen zur *Pomona* wird der Gartendiskurs in La Roches Frauenzeitschrift ins Auge gefasst. Was erfahren die Leserinnen von Gärten, was lernen sie über Gärten, was wird von Gärten erzählt? Zum Beispiel von dem berühmtesten aller Gärten – Versailles. Bei dem Wort Versailles denken die meisten wohl an eine prächtige Schloss- und Gartenanlage. Die Leserinnen der Zeitschrift *Pomona für Deutschlands Töchter*, die in den Jahren 1783 und 1784 in 24 Monatsheften erschien, sahen hingegen womöglich eher eine Reihe Salatköpfe vor ihrem inneren Auge. Ob, wie und welches Gartenwissen Sophie von La Roche ihren Leserinnen in der von ihr herausgegebenen und größtenteils verfassten Zeitschrift vermittelt, ist im Folgenden zu prüfen.

„Das literarische Schaffen Sophie von La Roches ist in erster Linie auf Mädchen- und Frauenerziehung ausgerichtet. Ihr Schreiben ist ein Schreiben in pädagogischer Absicht“ (Nenon 1988, S. 15), konstatiert Nenon mit einigem Recht. Der pädagogisch-didaktische Impetus, der das Gesamtwerk der populären Prosaautorin des 18. Jahrhunderts prägt, rückt in ihrer Frauenzeitschrift *Pomona* konsequent in den Mittelpunkt. Dazu werden fiktionale neben faktualen Textgenres eingesetzt, dialogische, lyrische und prosaische Formen verwendet; Helga Meise (2008) spricht treffend von einer ‚hybriden Schreibweise‘. La Roches Zielpublikum sind junge Frauen, für die keine

intellektuelle Geistesbildung um ihrer selbst willen vorgesehen ist, sondern eine Art Grundwissen (La Roche 1987, I, S. 424–429; II, S. 512 u. ö.), das zu rollengemäßigem Verhalten als Hausfrau, Mutter und Gattin befähigen soll. Wie oben ausgeführt, ist dieses sich zahn und zeitkonform gerierende Bildungsmodell sehr widersprüchlich und wird konterkariert von erstaunlich energischen Aussagen über das Recht auf weibliche Bildung. Mitzudenken ist immer der autobiographische Hintergrund der eigenen traumatischen Erfahrung von Bildungsverweigerung, der ebenfalls bereits angedeutet wurde (La Roche 1987, I, S. 421, 924–928).

Die ambivalente Haltung Sophie von La Roches zu Frauenbildung und ihr geschlechter- und medienhistorischer Kontext sind die wohl am intensivsten beforschten Themen der La Roche-Forschung; prominent repräsentieren das die zitierten Forschungen von Brandes, Strauss Sotiropoulos, Weckel und Wiede-Behrendt. Zusammenfassende Worte für die *Pomona* findet Böhmel Fichera: „Ein komplexes, literarisch gestaltetes Gefüge von Selbständigkeit und Abhängigkeit, von mutiger Behauptung und vorsichtigem Taktieren kennzeichnet die Federführung dieser Monatsschrift, die Zwiespältigkeit schlägt sich strukturell nieder.“ (Böhmel Fichera 1991, S. 218)

Was bringt die sich mütterlich gerierende Herausgeberin *Teutschlands Töchtern* über Gärten bei? Es lohnt sich, exemplarisch am Thema Gartenkunst bzw. Gartenbau auf die Suche zu gehen nach dem tatsächlich vermittelten Wissen.

2.1 Gartenwisse im 18. Jahrhundert

Die Gartenkunst war im 18. Jahrhundert ein bedeutendes Wissensfeld, galt – etwa für Christian Cay Laurenz Hirschfeld – zeitweise als ranghöchste aller Schönen Künste. Hirschfeld, dessen *Theorie der Gartenkunst* (1779–1785) in keiner Gelehrtenbibliothek fehlen durfte, rühmte den Garten als umfassendstes Gesamtkunstwerk (Hirschfeld 1973, Bd. 1, S. 156 f.). Bei nahezu sämtlichen Intellektuellen der Zeit lassen sich Reflexionen zur Gartenkunst nachweisen – es gab „im westlichen Europa kaum einen Dichter, Maler, Politiker oder Philosophen, kaum einen kleineren oder größeren Landbesitzer, der nicht an der Gartenkunst Anteil genommen, darüber geschrieben oder gesprochen oder zumindest Gärten besucht hätte“ (Niedermeier 1992, S. 133). Rudolf Borchardt konstatiert treffend: „Der selbstgepflegte und selbstbestimmte Garten gehörte zum höheren Leben wie die Bibliothek und die Sammlung von Stichen und Drucken, Gipsen und Pasten. Man war nichts, wenn man nicht auch hier Kenner war“ (Borchardt 1968, S. 17).

In den Kontroversen um den alten, formal-architektonischen Garten italienisch-französischer Prägung und den natürlichen englischen Landschaftsgarten, der im Zuge der so genannten Gartenrevolution seinen Siegeszug durch

Europa antrat, wurden ästhetische, philosophische, politische, religiöse und moralische Fragen verhandelt. Kritik an bestimmten Gartenmodellen war zu dekodieren als Gesellschaftskritik, Gartensatire verspottete nicht nur empfindsame Gärten, sondern auch empfindsame Literatur.

Ein Garten war keineswegs nur ein Stück Wiese mit Bäumen und Blumen, sondern auch eine politische, moralische oder ästhetische Aussage. Bekanntlich stand der formale Barockgarten eher für Unfreiheit, absolutistische Machtrepräsentation und Rationalismus – der Landschaftsgarten eher für Freiheit, Bürgerlichkeit, Individualismus und Gefühl. Diese Gleichungen gingen selbstredend längst nicht immer auf bzw. bargen Ambivalenzen: Die Idee, dass der Landschaftsgarten das politische Bewusstsein verändern könne, nachdem die Französische Revolution dies nicht bewirkt habe, wurde vertreten, ist aber problematisch. Gartentheoretiker Hirschfeld glaubte – vor Schiller – an eine moralische Sensibilisierung durch Ästhetik, er war davon überzeugt, dass ein Landschaftsgartenbesitzer seine leibeigenen Bauern gar nicht ausbeuten könne (Kehn 1985, S. 218 f.). Ähnliche Ideen finden sich beispielsweise in August Hennings Artikel „Über Baummahlerei, Garten Inschriften, Clumps und Amerikanische Anpflanzungen“, der im *Genius der Zeit* 1797 erschien (10, 1, S. 10–37; zit. nach Gerndt 1981, S. 116). Ein vergleichbarer Idealismus klingt übrigens auch bei Sophie von La Roche an, wenn sie beim „Herumwandern unter dem Schatten einheimischer und ausländischer Bäume“ im Schlosspark zu Karlsruhe überschwänglich den Markgrafen Karl Friedrich von Baden (1728–1811) für die gerade stattgehabte Aufhebung der Leibeigenschaft preist (La Roche 1987, I, S. 957 f.).

Doch in der Realität schließt die Anlage eines empfindsamen Landschaftsgartens tyrannische Machtpolitik natürlich nicht aus; man denke an den hessischen Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Kassel (1760–1785), der seine Landeskinder als Soldaten nach Amerika vermietete und zugleich den empfindsam-natürlichen Landschaftspark Wilhelmshöhe anlegte. Ein Kontrast, den Friedrich von Rebmanns *Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Theil Deutschlands* (1795) in einem in der Kasseler Plutogrotte spielenden gruseligen Capriccio anprangern.

Die Verbindung von Gartentheorie und politischem Diskurs entkoppelte sich um die Jahrhundertwende wieder; der Landschaftsgarten verlor seine revolutionären Implikationen. Zugleich wandelte sich die ästhetische Bewertung der Gartenkunst als Schöne Kunst. Goethe, der schon 1778 den satirischen *Triumph der Empfindsamkeit* (1778) verfasst hatte, kritisierte angesichts des weitverbreiteten Dilettantismus der in Deutschland realisierten Gärten 1797 die „neumodische Parksucht“ (Goethe 1986, S. 703) und rechnet gemeinsam mit Schiller im *Schema über den Dilettantismus* (1799) mit der Gartenkunst ab. Es überrascht nicht, dass Goethe nach dieser radikalen Kritik nicht mehr selbst gartenkünstlerisch tätig wurde.

2.2 Lustgarten und Nutzgarten

Zugleich vollzog sich im ausgehenden 18. Jahrhundert eine Hinwendung vom Lustgarten zum Nutzgarten. Sie ist besonders früh belegbar im Gartentreiben und -schreiben Johann Heinrich Mercks (Roßbach 2003). Doch auch bei zahlreichen anderen Intellektuellen führte die kritische Abkehr von der empfindsamen Gartenkunst hin zu einem ökonomisch-utilitaristischen Umgang mit der Natur. In diesen Trend passen gleichermaßen die Hinwendung Hirschfelds vom Landschaftsgarten zum Obstanbau (Kehn 1992, S. 86–88), die stärkere Gewichtung ökonomischer Themen in Bertuchs *Allgemeinem Teutschen Garten-Magazin* und die von Niedermeier diagnostizierte so genannte ökologische Emigration (Niedermeier 1993, S. 17–22), zu der die Auf- und Ausbrüche Wielands nach Oßmannstedt (1797–1803) und Goethes nach Oberroßla (1798–1803) gehören. Niedermeier stellt dar, wie die ökologische Emigration erst in die bürgerliche Gartenbewegung kanalisiert wurde und wie schließlich in kritischer Abkehr von der sich in der empfindsamen Gartenkunst ausdrückenden ‚schönen Aufklärung‘ ein wirtschaftlicher, utilitaristischer Umgang mit der Natur angestrebt wurde (Niedermeier 1993, S. 17–22).

Auch die Literatur reflektiert die Gartenwende kritisch. Das bekannteste Beispiel dafür ist sicherlich *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1795/96). Die Entwicklung des Protagonisten vom ästhetisierenden Theaterleben zur ökonomischen Turmgesellschaft geht mit einem Wandel vom Lust- zum Nutzgarten einher: Auf Lotharios Gut „finden sich nirgends kunstvolle Parkanlagen oder lange Alleen, wohl aber – und noch dazu in großer Menge – Gärten, die einzig nützlichen Zwecken dienen“ (Mannack 1972, S. 96).

Im Jahr 1825 stellt Goethe rückblickend gegenüber Karl August Varnhagen fest, dass Parkanlagen „völlig aus der Mode“ gekommen seien; „bald werde man die vorhandenen Prachtgärten wieder zu Kartoffelfeldern umreißen“ (Goethe 1910, Bd. 3, S. 215). So ist es dann doch nicht gekommen, weder in der Realität, die im 19. Jahrhundert durch ein Nebeneinander von Gartenformen sowie durch die Entstehung zahlreicher Volksgärten geprägt war, noch in der Literatur: Schon die Romantik entdeckt die alten Gärten wieder, nun halbverfallen und umso poetischer (Rehm 1962). Und auch in Goethes Dichtungen bleiben nutzlose Gärten und Parks äußerst präsent: Ob nun im klassizistischen Künstlerdrama *Torquato Tasso* (1790), wo der Garten für das Modell welt- und lebensferner, ästhetizistischer und funktionsloser Kunst steht und damit auf die Funktionslosigkeit der Aristokratie selbst verweist, oder in dem fragmentarischen Revolutionsdrama *Die Aufgeregten* (entstd. 1793, ED 1817), in dem die Gartenkunst ebenfalls dekorativer Bestandteil eines lebens- und weltfernen Aristokratendaseins ist, nun aber doppelsinnig reflektiert wird: Die Gräfin legt künstlich einen *wilden* Garten an, während

um sie herum die Bauern tatsächlich wild werden, ‚aufgeregt‘ durch die Ideen der Französischen Revolution. Die ursprünglich mit dem Landschaftsgarten verbundenen Ideen – Humanität, Freiheit, Bürgerlichkeit – werden ad absurdum geführt, wenn es eine Gräfin ist, die ihn nur aus modischen Gründen anlegt und die, zurück aus Paris, nur über den schlechten Zustand der Chausseen klagt. Höhepunkt der Goethe’schen Gartentexte sind natürlich die *Wahlverwandtschaften* (1809), jener Roman, der vollständig um die Anlegung eines Landschaftsgartens kreist und der die Freiheit, welche der Garten verspricht, als trügerische Illusion entlarvt.

2.3 „Ich sehe lieber einen Gärtner als einen Juwelier“ – Gärten in der *Pomona*

Auch Sophie von La Roche hat ihren Hirschfeld gelesen, auch sie besucht Parks und Gärten und reflektiert darüber. Sie ist eine Garten-Kennerin und -Liebhaberin. Sollen ihre Leserinnen auch welche werden?

Natur, vor allem Gartennatur und gartenähnliche Natur, ist omnipräsent in der *Pomona*. Auf die Leserfrage, wovon sie gern rede, stellt La Roche eine nutzorientierte Naturlandschaft an den Anfang: „Ich rede lieber von der schönen Fläche voll Kornfelder und Obstbäume, welche zwischen Landau und Speier liegt, als von dem Schlachtfeld in diesen Gegenden, auf welchem dem tapfern Marschall von Turenne ein Denkmal errichtet wurde [...]. Ich sehe lieber einen Gärtner als einen Juwelier – [...].“ (La Roche 1987, I, S. 626)

Immer wieder dienen Spaziergänge zum Anlass, um über Gärten zu reflektieren – ob die Erzählerin nun im April den Gärtnern und Bauern zusieht, die „ihre frisch angelegte Gemüßbetten, ihre Obstbäume und Blumentöpfe mit dem Lächeln der Hofnung“ betrachten, ob sie bei einem Gang durch blühende Obstgärten über Unschuld und Verderben sinniert oder ob sie durch den Garten von Schwetzingen oder den Karlsruher Schlosspark wandelt (La Roche 1987, II, S. 300; I, S. 574; II, S. 683 ff., 693; I, S. 957–961). Die Spaziergänge sind häufig durch Lektüre angeregt oder angeleitet – eine auch den Leserinnen empfohlene Methode der Naturwahrnehmung:

Wenn meine geliebten Leserinnen in dem Cirkel ihrer Bekannten die Geschichte der Gartenkunst von Hirschfeld finden, so möchte ich, daß Sie sie in diesem Monat läsen, wo die Obstbäume, die Gemüse, welche, wie der, mir wegen seines Journal de Physic und vollkommner Landwirthschaft so verehrungswerthe Rosier sagt, unsere Tage versüssen helfen, – wo die Nelken- und Rosenstöcke, die wohlriechende Kräuter alle auf Ihren Spaziergängen sich Ihrem Auge darbieten. (La Roche 1987, I, S. 664)

La Roche liest Hirschfeld hier ein wenig gegen den Strich, denn gerade seine *Theorie der Gartenkunst* (1779–1785) ist ein (wenn auch kompromissbe-

reites) Plädoyer für den englischen Landschaftsgarten, fokussiert auf dessen wirkungsästhetische Dimension und nicht auf Obst und Gemüse. An anderer Stelle empfiehlt La Roche – passender – eine andere Schrift Hirschfelds: „Gärtnerney ist gewiß eine der schönsten Leidenschaften. Ich freue mich, daß sie allgemein herrschend ist, und wünsche sehr, daß meine Leserinnen des Herrn Hirschfelds Gartenkalender als einen Liebling ansehen möchten“ (La Roche 1987, II, S. 301 f.). Ab 1784 leitet Hirschfeld übrigens tatsächlich eine Obstbaumschule zu Düsternbrook bei Kiel.

Bereits der erste Artikel der *Pomona*, „An meine Leserinnen“, beginnt mit einem der Naturbegegnung und -reflexion dienenden Spaziergang, der gleichsam in die Zeitschrift hineinführt. Unterwegs mit „einem meiner edelsten und aufgeklärtesten Freunde“ wird der Schreiberin fast alles zum Anlass moralischer Reflexion, gestützt von empfindsam-verklärender Poesie. Es ist die Nutzlandschaft, die die Aufmerksamkeit der Spaziergänger auf sich zieht. Nachdem sie einen Bach und Fischerhütten mit zufriedenen, arbeitsamen Menschen passiert haben, nehmen sie „die schöne Tabaksfelder“ wahr, „die von dem türkischen Korn, große Stücke mit Gemüßpflanzen besetzt, und die in der Ferne stehende Weingebürge“ (La Roche 1987, I, S. 6). Eindeutig nachgeordnet ist der empfindsam-gefühlvolle Blick auf die Natur, begleitet von der Poesie Christian Ewald von Kleists (1715–1759) und James Thomsons (1700–1748) und verstärkt durch die emphatische Geste des „Feldblümchen“-Pflückens, -Trocknens und -Versendens an die „edlen Freundinnen“ (La Roche 1987, I, S. 12).

Jenes Raster der Naturwahrnehmung, aufgespannt zwischen Utilitarismus und Empfindsamkeit, ist auch für die Modellierung des Gartens in der *Pomona* leitend. Der Garten wird hier als Metapher gestaltet, als fiktionaler Handlungs- und Ereignisraum oder als Gegenstand des Wissens.

2.3.1 Garten als Metapher

Gartenmetaphern und -vergleiche werden von La Roche in einer vergleichsweise traditionellen Weise verwendet, ohne dass damit Gartenwissen vermittelt würde. Sie spricht beispielsweise von Italien als dem „Garten unsers Europa“ oder vergleicht eine Lyrikanthologie in ihrer bunten Vielfalt mit einem Landschaftsgarten (La Roche 1987, I, S. 515; II, S. 197). Zu einer wahrhaften Allegorie weitet sich die Gartenmetaphorik in dem Artikel „Ueber Frankreich“ aus, in dem der Transfer fremdkulturellen Wissens in die eigene Kultur in das „Bild eines schönen Landguts“ gefasst wird,

auf welchem alle nützliche einheimische Pflanzen in der höchsten Blüthe stehen: die Bienen dieses Guts arbeiten, und tragen erst den nahstehenden Vorrath ein, nach und nach kommen sie bis an die Gränzen des Gebiets von ihrem Herrn, an welches auf einer Seite ein im Französischen Geschmack angelegter

Garten stößt: sie sehen dort schöne Bäume, und lieblich glänzende Blumenstücke, fliegen über, und benutzen sie. – Auf einer anderen Ecke bemerken sie einen starken balsamischen Duft, der von einer Anhöhe herunterkommt, wo Italiens Kräuter und Gewächse gepflegt werden: auch dahin schwärmen sie, und beladen sich mit Beute. – Einige von ihnen wagten sich über ein Wasserstück, welches der Theil eines nach Englischer Art angelegten Landsitzes des dritten Nachbars ist: Sie frolocken über den Schatz an Knospen und Blüte, den sie in beschatteten Gängen und zerstreuten Gebüsch finden. (La Roche 1987, I, S. 132 f.)

Fremde Pflanzen, im übertragenen Sinne fremde Sprache und Kultur, können und sollen den eigenen Garten bereichern. La Roche nimmt eine Kompromisshaltung gegenüber den konträren Gartenmodellen ein, sie kann beiden etwas abgewinnen und befürwortet eine eklektizistische Amalgamierung, ohne dass dies anhand der Gartenallegorie weiter ausgeführt würde. Es ist eine Haltung, die politische Dimensionen auszublenden scheint. Das bestätigt sich andernorts, als stolz berichtet wird, dass „der prächtige Ludwig der XIV bey einem teutschen Fürsten etwas fand, das seinem kostbaren Versailles noch mangelte“, nämlich eine Orangerie. Ungeachtet politischer Konfliktslagen und wie beseelt von ungebrochenem aufklärerischen Optimismus erklärt La Roche fünf Jahre vor der Französischen Revolution:

Aber es solle so seyn, daß einzelne Menschen und ganze Völker sich wechselseitig alles mittheilen, was Bedürfniß oder Vergnügen des Lebens angeht. Es dünkt mich ein so schöner Beweiß der Verbrüderung aller Erdenkinder zu seyn, daß ich immer gleich alles Vortheilhafte, das ich lese, höre, oder erfahre, allen denen, die es brauchen könnten, eingeben möchte. (La Roche 1987, I, S. 963)

Besonders augenfällig wird das Fehlen reflektierter Auseinandersetzung mit der Gartenkunst und ihrer politischen Semantik in *Pomona*-Beiträgen, die eine solche geradezu erwarten lassen: Kein Wort über Barockgärten im Aufsatz „Ueber Frankreich“, kein Wort über Landschaftsparks im Aufsatz „Ueber Engelland“, kein Wort über die großen Renaissancegärten im Aufsatz „Ueber Italien“ (La Roche 1987, I, S. 161–163, 323–376, 515–547). Trotz des Bekenntnisses der Verfasserin, englische Gärten zu lieben, „weil sie Landschaften ähnlich sind“ (La Roche 1987, I, S. 422), werden diese nicht zum Gegenstand theoretischer Betrachtung – und sogar nur selten Objekt deskriptiver Schilderung (lediglich La Roche 1987, II, S. 414 f., 477 f.). Der einzige Anklang an einen Zusammenhang von Politik und Gartenkunst ist im Essay „Ueber die Gärten, ihre Göttinnen, und die Weinberge“ zu finden, und zwar die bereits erwähnte Lobeshymne auf Karl Friedrich von Baden wegen Aufhebung der Leibeigenschaft während eines Spaziergangs im Karlsruher Schlosspark (La Roche 1987, I, S. 957 f.).

2.3.2 Garten als fiktionaler Handlungs- und Ereignisraum

Gärten begegnen seit jeher als poetische Handlungs- und Ereignisräume. Es sind symbolisch aufgeladene Räume, die einerseits für Liebe, Sinnlichkeit, Produktivität und Fruchtbarkeit stehen: In jüdisch-biblischer Tradition ist hier an das alttestamentarische *Hobelied* zu denken; in antik-griechischer Tradition an den Garten des Alcinous in der homerischen *Ilias*. Andererseits stehen Gärten für Unschuld, Tugend und Jungfräulichkeit – in der christlichen Tradition von *hortus conclusus* und Mariengarten. Es gibt kaum eine Gartendichtung, die diese Topoi nicht aufgriffe. Und so findet man sie auch bei Sophie von La Roche wieder, wenngleich mit eigener Akzentuierung: Der Garten erscheint in der *Pomona* nicht nur als Raum der Liebe (allerdings einer entsinnlichten), Menschlichkeit, Freundschaft, Tugend und Unschuld, sondern auch der Erziehung und der Bildung, der Arbeit und des Fleißes. Vielfach werden Gärten in den fiktionalen *Pomona*-Texten, speziell in den hier abgedruckten moralischen Erzählungen, zu positiv konnotierten Handlungs- und Ereignisräumen. Die natur- und gartenverbundenen Figuren zeigen diese Verbundenheit häufig schon durch ihre Namen an. Sie heißen Eduard Rose, Elise Baumthal oder Louise von Blum.

2.3.2.1 Garten als Ort der Menschlichkeit und Liebe

Da ist „Der schwermütige Jüngling“ Eduard Rose, der „von der Natur den Hang zu stillen und sanften Freuden des Lebens erhalten“ hatte, „wie sie oft einer lieblichen Quelle, die ihren Ursprung auf der nahen Anhöhe einer prächtigen Stadt erhielt, ihren Lauf durch ein kleines Thal bezeichnet, da sich nur Wiesenblümen und niedrige Sträucher in ihrem Wasser spiegeln, – weil es dem Gärtgen und der einsamen Hütte eines redlichen Armen zur Erquickung dienen sollte“ (La Roche 1987, I, S. 25). Eduard fühlt sich, anders als sein kaufmännisch tätiger Vater, hingezogen zur einfachen Natur. Am liebsten lernt er von seinem Hofmeister Gutheim etwas über „die Pflanzen und Bäume“ und sitzt an einem Teich, „der halb in den Wald und halb in den Blumengarten gezogen“ ist (La Roche 1987, I, S. 88 f.). So ist es bezeichnenderweise auch ein Garten, in dem Eduard nach der Trauer über Gutheims Tod sein Glück findet: Der kleine Nutzgarten einer armen Familie mit dem sprechenden Namen Sitten, in den ein freundlicher Nachbar Kirschzweige hineingebogen hat, erscheint als Zentrum von Menschlichkeit und Liebe – und so heiratet Eduard unstandesgemäß die tugendhafte Tochter Juliane Sitten.

Als Ort der Weiblichkeit und damit zugleich der Liebe für den männlichen Protagonisten gestaltet La Roche den Garten in weiteren moralischen Erzählungen, so etwa in „Gürdenhall und Mis Elma“. Der auf seinen Reisen vom Pfad der Tugend abgekommene Sir John wird durch die Begegnung mit der engelsgleichen Elma wieder „der beste der Menschen“. Die von seiner Mutter

organisierte und inszenierte erste Begegnung der Liebenden findet ebenso im Garten statt wie die Hochzeit (La Roche 1987, II, S. 444–449, 450–452).

In der moralischen Erzählung „Ursprung des kleinen Baurenhofes treue Magd“ finden Liebe und Liebeswerbung ebenfalls im Garten statt. Zugleich wird dieser zum Symbol von Erziehung und Entwicklung junger Menschen: „Diese blühende Obstbäume sind mir das Sinnbild deiner Jahre [...]“ (La Roche 1987, II, S. 626 f.).

2.3.2.2 *Garten als Ort der Bildung und Erziehung*

Einen noch deutlicheren Akzent auf Bildung und Erziehung legt die Erzählung „Liebe, Misverständnis und Freundschaft“ (La Roche 1987, I, S. 254 ff.). Sie hat in der Forschung größere Aufmerksamkeit und Wertschätzung erhalten; die gängige Kritik, das Genre der moralischen Erzählung diene lediglich „als Instrument zur Vermittlung moralischer Gedanken“ und zeichne sich durch „zu geringe Psychologisierung der Charaktere und eine Einförmigkeit der Handlung“ aus (Langner 1995, S. 104), scheint hier weniger zuzutreffen. Positiv wahrgenommen wird vor allem die aktive, selbstbewusste Haltung der Protagonistin Elise Baumthal (Wiede-Behrendt 1987, S. 263), die sich nach edelmütigem Verzicht auf einen etwas charakterschwachen Geliebten der Erziehung junger Mädchen in einem Bildungsinstitut widmet.

Die Erzählung gestaltet den Garten als Ort eines sittlich-nutzvollen und freundschaftlich-humanen Umgangs mit Natur und Menschen. Beim ersten Anblick des Gartens ihrer künftigen Wirkungsstätte ist Elise begeistert: „miten unter diesen blühenden Pflanzen sassen holde Mädchen von verschiedenem Alter auf kleinen Strohstühlgen mit Nähramen, worauf die ältere Blumen stickten, mit Nähküssen, wo andre an Kleidungsstücken arbeiteten, einige Spitzen klöpelten, strickten [...]“ (La Roche 1987, I, S. 270). Der Garten ist der Raum, wo Erziehung und Bildung stattfinden, wo tugendhafter Fleiß und Sittlichkeit realisiert werden. Das widersprüchliche Verhalten der ledigen Elise, die sich selbst von der patriarchalischen Gesellschaft emanzipiert zu haben scheint und die nichtsdestoweniger ihre Schützlinge ganz auf das konventionelle weibliche Rollenbild hin erzieht (Neumann 2005, S. 89), wird in der harmonisch verlaufenden Erzählung nicht zum Konflikt.

Als Ort der Tugend und des Fleißes erscheint der Garten auch in La Roches Erzählung „Ein guter Sohn ist auch ein guter Freund“: Erneut geht es um einen garten- und naturverbundenen, edlen und gebildeten Jüngling, Georg Merioneth. Auch er will nicht in der Nachfolge seines Vaters in öffentlichen Geschäften wirken, sondern „seinem Vaterland im Landbau nützen, Moräste austrocknen, Wasser ableiten lernen“ (La Roche 1987, I, S. 444).

Um die Funktion des Gartens für pädagogisch-didaktische Zwecke kreist schließlich ebenfalls die *Pomona*-Erzählung „Die glückliche Reise“. Ein junges Paar, Herr von Ehrenwerth und seine Braut Louise von Blum, geht auf

Reisen, um „da besonders auf das Bild glücklicher Gatten, Kinder und Unterthanen Achtung [zu geben], damit wir diese Modelle fremden Bestrebens nach Tugend und Wohlthun mit nach Hause brächten, wie man die Modelle zierlicher Geräthe mit sich bringt“ (La Roche 1987, I, S. 670). Selbstverständlich ist die ihnen begegnende Modellfamilie von Wahren naturverbunden und geht sorgsam mit Pflanzen und Menschen um: „Ja die Mamma sagte dann, die Erziehung der Kinder sey wie die Sorge des Gärtners“ (La Roche 1987, I, S. 683). Kindererziehung wird nicht nur wie Gärtnerei wahrgenommen, sondern auch so realisiert. Es findet sinnlicher Unterricht statt (wie ihn schon Madam Leidens in der *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* praktiziert), so dass die aufmerksame Beobachterin bewundernd sagt: „Aber Sie haben auch mit dem Kirschbaum so viele Moral verbunden“. Sie erhält zur Antwort: „Das that ich immer bey einem Anlaß, wo die Freude, so ich ihnen machte, ihr Herz auch für das geöffnet hatte, was ich ihnen sagen wollte. Denn meine Moral sollte durch Empfindung in die Seele kommen, nicht durch Auswendiglernen allein mit Worten in den Kopf gelangen“ (La Roche 1987, I, S. 708).

Bemerkenswert ist der Auftakt der Erzählung, bei dem ein Garten als Ort von Tradition und Neuanfang semantisch aufgeladen wird. Das junge Paar spaziert durch den Garten und bewundert „die Anlage eines angränzenden neuen Hauses und Englischer Anpflanzungen“ (La Roche 1987, I, S. 665). Nach kurzem Austausch mit dem Gärtner führt der junge Mann seine Braut zu einer Ruhebänk,

von welcher man, weil sie etwas erhöht war, alles übersehen konnte: sie machte zugleich das Ende des Blumischen Garten mitten unter sich wölbenden Aesten alter Linden. Die schüchterne Braut war über diese Art von Ernst etwas ängstlich, denn sie bemerkte, daß ihr Geliebter bey Annäherung zu der Bank auch einen bedeutenden Blick auf die alte Bäume und den rückwärts liegenden Garten warf, dann aber einige Zeit nachdenkend auf die Arbeiten des neuen Stückes schaute [...]. (La Roche 1987, I, S. 666 f.)

Im Angesicht des „väterlichen Hauses, dessen Obst und Gemüse meine Louise ernähren helfe“, wird ihm die neue Anlage zum Symbol der neu zu gründenden Familie. Der soeben geschlossene „Heurathsvertrag“ sei „ein wahrer Umriß des Baues eines neuen Hauses und Pflanzung einer neuen Familie“, wobei er die errötende Braut sogleich beruhigt, dass er sich das jetzt natürlich nicht konkret vorgestellt habe und nie etwas sagen würde, „welches die Reinigkeit ihrer Seele, oder das heilige Band verletzen könnte, mit welchem die Natur und die Gesetze unser Leben und unser Schicksal vereinigen werden“ (La Roche 1987, I, S. 668 f.; zum Landschaftsgarten als Tugendort Hilliard 2010).

Alter väterlicher Nutz- und Blumengarten und moderner englischer Garten stehen konfliktfrei nebeneinander, alles geht wunderbar harmonisch ineinander über. Ein Vergleich zu den *Wahlverwandtschaften* (1809) drängt sich

geradezu auf: Auch hier gibt es im berühmten Auftakt den väterlichen Garten und den jungen Mann, der nach einem Gespräch mit dem Gärtner den Weg zu den neuen Anlagen seiner Frau nimmt. Doch um wie viel konfliktvoller und disharmonischer, um wie viel widerspruchsvoller hinsichtlich der Gartensymbolik stellt sich die Konfiguration aus Menschen und Natur bei Goethe dar.

2.3.3 *Garten als Gegenstand des Wissens*

Ist der Garten, jenseits metaphorischer und erzähltopischer Verwendung, auch Gegenstand des Wissens? Was erfahren die Leserinnen der *Pomona* über Gärten?

2.3.3.1 *Linas Gemüßgarten*

Die fiktive Modellleserin der *Pomona* schlechthin ist die junge Lina, eine Vollwaise, die im Haus ihres Bruders lebt. Sie ist die in den Text implementierte Adressatin der ‚Frauenbildungsprogramme‘ (Nenon 1988, S. 15) La Roches und empfängt entsprechende Belehrungen und Ratschläge von der Herausgeberin. Der Kreis der Wissensthemen in den „Briefen an Lina“ weitet sich zunehmend aus. Während die vermittelten Inhalte sich zunächst auf Haushaltsführung und elementare Grundkenntnisse beschränken, geht es später, wenn auch in oberflächlich-sporadischer Weise, um nicht weiblich kodiertes Sachwissen: um Architektur, Staatswesen, Rechtsordnung, Kriegskunst, Naturkunde, männliche Berufe und Wissenschaften.

Mit dem Garten ist Lina besonders eng verbunden. Groß ist daher ihr Schmerz beim Umzug, den die Briefschreiberin mitfühlend kommentiert: „[...] du weintest um den Garten, um die viele Bäume und Stauden, welche mit dir aufgewachsen waren, und um die Aussicht auf der kleinen Altane.“ (La Roche 1987, II, S. 642) Zum Einen fungiert der Garten als Ort von Linas empfindsamer, lehrhaft-moralischer weiblicher Lektüre:

Du willst also, meine Lina! unter Mädchen deines Standes eine vorzügliche Liebenswürdige besitzen, wie deine Schwester, die Rosen Nelke, unter den Blumen deines theuren Bruders. Er hat mir gesagt, daß du meinen Brief bey ihm in dem Garten lasest, und daß du ihn bey der Hand haltend – deine aufblühende Blumen Schwester küsstest, und ihm versprachest, seine Sorge um dich eben so zu belohnen, wie die edle Gartenpflanze, die er pfllegt. (La Roche 1987, I, S. 213)

Zum Anderen ist der Garten ein Ort, an dem die künftige Hauswirtschafterin, Ehefrau und Mutter Wichtiges zu lernen hat. Von der mütterlichen Briefschreiberin wird Lina in hauswirtschaftliche Kenntnisse eingewiesen, die strukturiert sind nach Räumlichkeiten: Küche, Speisezimmer, Visitenzimmer, Gerätekammer. Der Rundgang beginnt markanterweise im Garten, und zwar im „Gemüßgarten“, aus dem Lina ihrem Bruder, der sie zuvor über Küchenpflanzen und Kräuter belehrt hat, „das erste Gemüß“ (*Pomona* I, 3,

S. 299 f.) zubereitet. Garten bedeutet in den „Briefen an Lina“ – abgesehen von der Metaphorisierung des jungen Mädchens als zu pflegende Blume – ausschließlich Nutzgarten. Auch wenn die Verneigung vor dem Schöpfer immer mitgedacht werden muss bei den Gartenbelehrungen Sophie von La Roches, wird sie selten hier expliziert (La Roche 1987, I, S. 1157). Meist bleiben der konkrete Gegenstand und seine Verwendung im Fokus. Folgsam macht sich die Schülerin Lina ein Exzerptbuch und malt Gemüsepflanzen ab (La Roche 1987, I, S. 1022). Seltener kommt es vor, dass der sinnliche Unterricht über das praktische Nutzgartenwissen hinausgeht und parabelhaft funktioniert: Dass Gartengaben beispielsweise analogisiert werden mit dem in der *Pomona* vermittelten Wissen (La Roche 1987, II, S. 6, 519 ff.).

2.3.3.2 „von 50 Gatt. Salat ist der beste, der von Versailles“

Mehr kulturgeschichtliches Gartenwissen, das über Gemüse hinausgeht, verspricht die Überschrift eines Artikels im zehnten Heft des ersten *Pomona*-Jahrgangs: „Ueber die Gärten, ihre Göttinnen, und die Weinberge“. Der Winter, in dem Gärtner und Winzer müßig seien, sei die „schickliche Zeit, etwas über die Weinberge und Gärtnerey zu lesen, einen Auszug davon zu machen, und ihn den Freundinnen meiner *Pomona* mitzutheilen“ (La Roche 1987, I, S. 940 f.), heißt es zum Auftakt. Erzählt wird zunächst die mythische Geschichte der keuschen Pomona, die sich nur für Obstbäume und nicht für ihre zahlreichen Werber interessiert, auch für Vertumnus nicht. Sie beachtet ihn erst, „als da sie bemerkte, daß er durch Besorgung der Gemüßpflanzen nützlich zu seyn suchte, und von ihr die Baumzucht lernte, wodurch er der Gott des Herbstes und der Gemal von Pomona wurde“ (La Roche 1987, I, S. 942).

Das ist nun eine eigenwillige Abwandlung des antiken Mythos. Ganz anders stellt ihn Ovid in der bekanntesten Version, in den *Metamorphosen* (Buch 14, V. 623–771), dar, an denen sich auch das kanonisch gewordene *Gründliche mythologische Lexicon* Benjamin Hederichs von 1770 orientiert. Hier umwirbt Vertumnus Pomona in vielerlei Gestalten, er bezirzt sie als Landmann, Winzer, Krieger oder Fischer. Erfolg hat er erst, als er sich ihr in Gestalt eines alten Mütterchens nähert, einen wortgewaltigen Vortrag über verderbliche Sprödigkeit hält und Pomona sich ihm – der nun wieder in herrlicher Göttergestalt erscheint und körperliche Gewalt einsetzt – hingibt. Bei La Roche macht sich Vertumnus dagegen nur an den Gemüßpflanzen zu schaffen und erringt auf diese wesentlich zahmere, entsinntlichte Weise Pomonas Herz und Hand.

Es folgt im gleichen Artikel „Nun etwas von unsern heutigen Obstgärten“ (La Roche 1987, I, S. 944). Dabei wird ein historischer Blick auf die Gartenkunst geworfen, nicht zuletzt auf Versailles. Und doch geht es La Roche nicht darum, den dortigen weltberühmten, repräsentativen Lustgartenbereich zu beschreiben, sondern darum, eine andere Leistung des Sonnenkönigs zu

preisen: „unter ihm entstande die Verbesserung der Obst- und Gemüßarten“ (La Roche 1987, I, S. 944). Hervorgehoben werden alsdann drei für den frühneuzeitlichen Obstanbau wichtige Männer, Robert Arnauld d’Andilly (1589–1647), Jean-Baptiste de La Quintinie (1626–1688), der Gestalter des Obstgartens von Versailles, sowie René Claude Girardot. Es ist ein spezielles Gartenwissen, das Sophie von La Roche ihren Leserinnen hier vermittelt – offenbar ein durchaus geschlechtsspezifisch ausgerichtetes. Sie erfahren nichts von den Persönlichkeiten, die für den formalen Barockgarten von entscheidender Bedeutung waren: nichts von Claude Mollet und seinem *Theatre Des Plans Et Iardimages* (1652), nichts von Jacques Boyceau de la Baraudière und seinem *Traité dv iardinage selon les raisons de la nature et de l’art* (1638). Wird auch André Le Nôtre (1613–1700) ignoriert, der große Schöpfer des Versailler Schlossgartens selbst? Le Nôtre findet tatsächlich Erwähnung, aber kurioserweise nur, um das Verdienst anderer hervorzuheben:

Le Notre legte den Lustgarten von Versailles an, und zeigte seine Erfindungskraft in den vielerley Gängen, Cabinetten und Hecken, in Blumenstücken und wunderbaren Formen, die er den Bäumen gab. – Quintinie aber konnte nun seine Begierde vergnügen, und zugleich seinen unendlichen Fleiß zeigen; denn er bekam eigentlich ein Stück Morast zu seinen Anlagen angewiesen, worüber die Liebe seiner Kunst, und die Begierde, dem König zu gefallen, glücklich siegte. Er zog Gräben, und legte zum Ablauf des Wassers einen Teich an, welcher dem ganzen Garten noch eine Zierde gab. (La Roche 1987, I, S. 946 f.)

Ludwig XIV. erscheint in diesem Versailler Garten nicht als Gewaltherrscher, der Natur und Menschen unter seinen Willen zwingt – sondern als jemand, der Erdbeeren mag. Frankreichs Gartenkunst fungiert als Vorbild, allerdings nicht für Broderieparterres und Heckentheater, sondern für Obstanbau, Obsttrocknen und -einmachen.

Vom Obst geht es zum Gemüse. Le Nôtre wird, zugespitzt formuliert, eingeklemmt zwischen Einmachgläsern und Salatköpfen. Man kann sich fragen, ob die Autorin mit ihrer Fokussierung des Nutzgartens dem Trend folgt: Männern wie Merck, Wieland, Goethe, die sich von den Prachtgärten weg zu den Kartoffelfeldern hinwandten. Doch es scheint es eher so zu sein, dass in ihrem aufklärerisch-empfindsamen Œuvre schlichtweg eine Kontinuität zu verzeichnen ist. Sophie von La Roche war im Grunde immer schon da: auf dem Kartoffelfeld.

Dazu passt ihre umfangreiche Auflistung von den besten Gemüsesorten und ihren Herkunftsländern, die so wirkt, als ob man mit einem „Verzeichnis des Vaterlands der besten Gattungen Gemüse die ganze Geographie wiederholen“ könne. Sie verdient es, zum Abschluss ganz zitiert zu werden. Nicht zuletzt kann sie zeigen, dass es etliche Naturalien gibt, die Sophie von La Roche *als solche* begeistern, ohne dass sie eine moralische Reflexion anschließt. Hier also das Fazit:

[...] es giebt 5 Gattungen Artischocken, davon die beste aus Genua, 7 Gatt. Spargen, – aus Holland und Pohlen, 6 Gatt. Cicorien, die Italienische, 50 Kohlarten, der Teutsche, Savoysche und Englische, 7 Gat. Cucumern, die aus der Tartarey, von 7 Gatt. Sauerampfen, ist der beste der runde Englische, von 3 Gat. gelbe Rüben ist die beste die orangefarbene Englische, 2 Gatt. weise und blaßgelbe, sind einheimische; von 3 Gatt. Spinat ist der beste der von den antillischen Inseln, von 5 Gatt. Feldbohnen ist die beste von Windsor, von 100 Gatt. grünen Gartenbohnen die besten die Holländische, die von Soissons, die Prager, und die Amerikanische von Mississippi, von 50 Gattungen Erbsen sind die besten die Lothringer, Schweizer, Normannische, kleine Holländ. und grün Englische; von 50 Gatt. Salat ist der beste, der von Versailles, Perpignan, aus der Pfalz, Italien, Holland und Berlin, von 15 Gatt. kleine Rüben sind vorzüglich die von Berlin, Vaugirard und Meaux; von 3 Gatt. Pastinak ist die beste die aus China; von 9 Gatt. Zwiebel sind die besten die aus Spanien und Portugal; von 6 Gatt. Petersilie ist die beste aus Macedonien, von 5 Gatt. Portulak ist die beste die von der Insel St. Christoph, von 8 Gatt. Rettich ist die beste die Italienische und von Strasburg, von 2 Gatt. Celeri ist vorzüglich die Französische. Die Kohlraben sind aus China, der Blumenkohl aus Cypern zu uns gebracht worden; die kleine Echallotten Zwiebel, den Knoblauch und Körbel, die Scorzonewurzel, die Cardons- oder Gartendisteln, deren Mark man auf den größten Tafeln mit so viel Vergnügen isst, den großen feinen Fenchel haben wir aus Spanien, wie auch die Kürbisse. (La Roche 1987, I, S. 949 f.)

VIII. Mediokrität und Medialität. Eine spätaufklärerische Frauenzeitschrift

Wenn kulturelle und literarische Perioden definiert werden, sind sie meist vorbei – Zusammenfassung, Reflexion, Problematisierung künden das Ende. Die Aufklärung ist ein Gegenbeispiel. Begriffliche Debatten der späten Aufklärung über sich selbst, deren berühmtestes Beispiel zweifellos Immanuel Kants *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* ist, tun dem Fortwirken aufklärerischer Konzepte in Literatur, Ästhetik, Philosophie, Pädagogik, Religion und Politik keinen Abbruch. Das ‚lange 18. Jahrhundert‘ (Rudolf Vierhaus) ist in den 1780er Jahren noch längst nicht zu Ende.

Im Dezember 1784 druckt die *Berlinische Monatsschrift* Kants Aufklärungs-Essay. Einen Monat später, im Januar 1785, erscheint das erste Stück einer neuen Frauenzeitschrift, der bei Schwickert in Leipzig herausgegebenen *Frauenzimmerbibliothek*. Die Zeitschrift erschien anonym und wird dem Leipziger Privatgelehrten und Schriftsteller Georg Carl Claudius (1757–1815) zugeschrieben (Holzmann/Bohatta 1903, Bd. 2, S. 119, Nr. 7007). Auf der ersten Seite beschwört Claudius emphatisch die „Fackel der Aufklärung“, durch die „es nun in unserm Volk hell zu werden anfängt“. Der Schlusssatz des letzten erschienenen Stücks der *Frauenzimmerbibliothek* lautet: „O Aufklärung! dieser Tag war sicher keines deiner geringsten Feste!“ (Claudius 1785, S. 1 f., 192)

1. Die Mitte

1.1 Masse, Medium

Wie in der *Frauenzimmerbibliothek* haben aufklärerische Ideen in den publizistischen Medien des 18. Jahrhundert generell eine dauerhaft starke Wirkung. Das ist kein Zufall, stehen doch aufklärerische Bildung und Literaturästhetik mit dem Medium Zeitschrift in einem engen historischen Funktionszusammenhang. Die periodische Presse lässt sich als literaturgeschichtlich einflussreichste Publikationsform des 18. Jahrhunderts beschreiben, das auch gerne als Jahrhundert der Zeitschrift bezeichnet wird. Die periodischen Massenmedien trugen entscheidend bei „zur Etablierung eines literarischen Marktes, zur Entstehung eines unabhängigen Schriftstellertypus, zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, zur Propagierung der aufklärerischen Reformprogrammatik sowie zur Verwendung oft journalistisch geprägter Textgattungen“ (Wilke 2000, S. 94). Claudius charakterisiert in seiner *Frauenzimmerbibliothek* Journale und Musenalmanache als „das einmal anerkannte Lieblingsgewand des jezigen deutschen Publikums“ (Claudius 1785, S. 119).

Das Genre Aufklärungszeitschrift spricht eine breite und auch neue Leserschaft an – etwa Frauen und Kinder, die zum und durch Lesen gebildet werden sollen. An die vorwiegend an Frauen gerichteten Moralischen Wochenschriften knüpft in den 1770er Jahren entwicklungsgeschichtlich die mittlerweile gut erforschte Gattung der Frauenzeitschrift an; sie übernimmt deren aufklärerische Positionen, Praktiken – und Probleme.

Texte, wie sie sich unter anderem in diesen publizistischen Medien finden, sollen, um ihren Bildungszweck besser zu erfüllen, nützen und unterhalten, so ihre Programmierer getreu der klassisch-horazischen Formel vom ‚aut prodesse [...] aut delectare‘. Gerade in den frühen Massenmedien, die den breiten Publikumsgeschmack auch aus ökonomischen Gründen bedienen, gewinnt der Unterhaltungsaspekt zentrale Bedeutung. Ästhetische Konzessionen an die breite Leserschaft sind unumgänglich für das Überleben der Journale und der sie beliefernden Brotschriftstellerinnen und -schriftsteller. Deren berühmtestes Beispiel ist sicher Sophie von La Roche, die mit ihrer *Pomona für Teutschlands Töchter* (1783/1784) zeitweise den familiären Lebensunterhalt sicherte (► VII.).

Der Geschmack der Vielen ist per definitionem nicht singular-individuell. Er läuft auf die Mitte, das Mittel zu. Seltenheitswert haben in den spätaufklärerischen Frauenzeitschriften daher Randständiges, Extremes, Überraschendes, Irritierendes, Befremdendes – nach Maßstäben moderner Ästhetik: künstlerischer Anspruch und Progressivität. Als literarisch niveauvolle Ausnahme gilt immer die *Iris. Vierteljahrsschrift für Frauenzimmer*, von 1774 bis 1776 herausgegeben von Johann Georg Jacobi und Wilhelm Heinze. Meistens allerdings sind die zum Genre der ‚schönen Wissenschaften‘ gehörigen publizistischen Texte von mäßiger Qualität. Mediokrität ist geradezu ein Charakteristikum des spätaufklärerischen Massenmediums Frauenzeitschrift.

Die literarische Avantgarde der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hingegen, die sich zunächst als Sturm und Drang, dann in klassischen und romantischen Zirkeln konstituiert, distanziert sich vom (spät)aufklärerischen Literaturmodell. Dazu wählt sie andere, exklusivere Publikationsmedien (*Horen, Propyläen, Athenäum*, Weimarer Liebhabertheater) als die bildungsbürgerlichen Massenmedien.

1.2 Semantik der Mitte

Mediokrität steht also in einem sozialhistorischen Erklärungszusammenhang, in den distributive, rezeptive und produktive Aspekte massenmedialer Literaturproduktion der Aufklärung gehören. Es gibt aber noch eine andere, textimmanente Spur, die zur Mediokrität führen kann: die Semantik der Mitte.

In ihrer Einleitung zum Band *Mitte. Philosophische, medientheoretische und ästhetische Konzepte* spannt Schmitz-Emans ein Panorama der Bedeu-

tungen von ‚Mitte‘ auf: 1. topologisch-räumlich, 2. chronologisch, 3. quantitativ (Mittelwert), 4. qualitativ-ethisch (Mittelweg), 5. politisch-soziologisch (Zentrum eines symbolischen Feldes), 6. mediologisch, 7. qualitativ, bezogen auf Beschaffenheiten (Mittelwesen, Mischungen) und 8. metaphorologisch. Der letzte Punkt soll betonen, dass konkrete und symbolische Bedeutungsdimensionen der Mitte nicht klar trennbar seien (Schmitz-Emans 2006, S. 11).

Leider werden die anschließend thematisierten Ästhetikkonzepte nicht mit diesem interessanten Schema verschränkt; es folgt vielmehr eine eher impressionistische, semantisch breit angelegte Reihung von Mitte-Vorstellungen in der Ästhetik: 1. Mittelwert als tragende Vorstellung in klassizistischen Konzepten des Schönen, 2. Kunst als selbstreflexiver Mittler zwischen Ideal und Realität, 3. Kunst als Schwellenort, 4. Kunst in Mittelstellung zwischen Produktion und Rezeption, 5. Mitte innerhalb des Rezeptionsprozesses zwischen Initialzündung und Resultat, 6. Vermittlungsprozesse als Thema der Kunst.

Das in der vorliegenden Untersuchung verfolgte Modell einer spätaufklärerischen Semantik der Mitte steht quer zu den beiden Listen. Es unterscheidet innerhalb der Aufklärung diskursive Bereiche, in denen ‚Mitte‘ als qualitatives Konzept relevant ist: Wissen/Bildung, Ästhetik, Politik, Moral, Religion. Wenn im Folgenden die Mitte als zentrales Ziel aufklärerischer Denkbewegungen profiliert wird, soll dabei aber weder strukturell Gegenläufiges geleugnet noch einer simplifizierenden Epochenauffassung das Wort geredet werden. Übrigens diskutiert der *Mitte*-Band die Aufklärung nicht gesondert. Einzig Brandes (2006) behandelt die ‚Ästhetik der Mitte um 1800‘ und geht dabei zurück in die 1760-er Jahre, namentlich zu Winckelmann und Lessing.

Treffend konstatiert Schmitz-Emans: „Die Mitte gehört zu den ältesten und wichtigsten Themen der abendländischen Philosophie.“ (Schmitz-Emans 2006, S. 11) In der Mitte des 18. Jahrhunderts gewinnt die Semantik der Mitte, eng an das antike und christliche Ideal des Maß(haltens) anschließend, eine markante Ausprägung. Erstrebt wird in etlichen Bereichen eine Balance: bildungspädagogisch zwischen Unwissen und Gelehrsamkeit, ästhetisch zwischen Nutzen und Unterhaltung, Verstand und Gefühl, politisch zwischen autoritativem und demokratischem Staatsmodell (aufgeklärter Absolutismus), moralisch zwischen Subjektivität und Normativität, theologisch zwischen verschiedenen Konfessionen (religiöse Toleranz). Die – hier nur holzschnittartig angedeutete – Reihe wäre fortzuführen und zu differenzieren.

1.3 Mittelmaß

Gehen Mitte und Maß notwendig mit Mittelmaß zusammen? Führt die Semantik der Mitte zu Mediokrität? Ein Blick auf die Literaturgeschichte der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts könnte diese Vermutung nahelegen:

Die literaturwissenschaftliche Forschung, wenn auch keineswegs die zeitgenössische Literaturkritik, beschreibt die spätaufklärerische Ästhetik der Mitte gemeinhin als Negativfolie avantgardistischer Ästhetiken, nämlich der Ästhetik des als „Dynamisierung und Binnenkritik“ (Sauder 1985, S. 756) der Aufklärung fungierenden Sturm und Drang sowie der klassischen und romantischen Ästhetiken, welche auf unterschiedliche Weise die Autonomie des singulären, abnormen, außergewöhnlichen Kunstwerks einfordern. Allerdings sind entgegen diesem Anschein Mitte/Maß/Mittelmaß einerseits und Avantgarde/Abnormität andererseits natürlich nicht automatisch verknüpft. Ein sich singulär gerierender Text kann mittelmäßig sein, anspruchsvolle Literatur kann die Semantik der Mitte und des Maßes idealisieren. Zumal der klassizistischen Ästhetik um 1800 ist die Idee von Mitte und Maß wesentlich inhärent.

Nichtsdestoweniger besteht ein Zusammenhang von Mitte und Mediokrität in der Spätaufklärung, der sich mit einer spezifischen Qualität dieser Mitte, nämlich ihrer Präsenz, erklären lässt. An der Frauenzeitschrift *Frauenzimmerbibliothek* wird gezeigt, wie beide mit einem dritten Aspekt verbunden sind: dem Misslingen.

1.4 Misslingen

Erneut stellt sich die Frage nach der Notwendigkeit dieses Zusammenhangs: Bedeutet Mitte – und vor allem: Mittelmaß – immer Misslingen? Durchaus nicht. Noch der aktuelle Buch- und Zeitschriftenmarkt widerlegt täglich den Zusammenhang von Mediokrität und Scheitern – so auch damals. Frauenspezifische Wochenschriften hatten seit den 1770er Jahren zahlreiche Leserinnen. Zwar waren die Journale oft kurzlebig, doch lassen sich für die je einzelnen Misserfolgsgeschichten im Kontext der massenmedialen Pluralisierung von Kommunikation verschiedene Gründe finden, ohne also zwangsläufig mit Mitte und Mittelmaß zu argumentieren. Zunehmend routinierte Lesende wechseln ihre Lektüre vermehrt nach Belieben angesichts zahlreicher konkurrierender Produkte; Herausgeber, Redakteure und Autoren orientieren sich häufiger neu; ökonomische Konstellationen und Marktbedingungen verändern sich; kulturelle und gesellschaftspolitische Prozesse stellen immer wieder andere Weichen für die Publizistik.

Mitte, Mittelmaß und Medialität gehören in der Zeitschriftenliteratur des 18. Jahrhunderts unverwüstlich zusammen: eine langwährende Konstellation, die der Erwartungshaltung der Lesenden offenbar konfliktlos entsprach. Symptomatisch ist der Erfolg der Zeitschriftenbeiträgerin und -herausgeberin Sophie von La Roche. Ihr spätaufklärerisch-empfindsames Literaturmodell, ausgezeichnet durch unbeirrbar Nichtavanciertheit, konnte, so die These von

Scherbacher-Posé (2000), gerade im bildungsbürgerlichen Massenmedium Zeitschrift noch erfolgreich sein.

Dennoch blieb La Roches Erfolg irgendwann ganz aus, was nur teilweise mit dem Verdikt der Weimarer Avantgarde um Goethe, Schiller und Wieland zu erklären ist. Wann und warum kam die Mitte an ihr Ende? Wieso endete das lange 18. Jahrhundert doch? Weshalb verschwand das spätaufklärerische Genre Frauenzeitschrift schließlich? Antworten können vor allem zeitgenössische Texte geben.

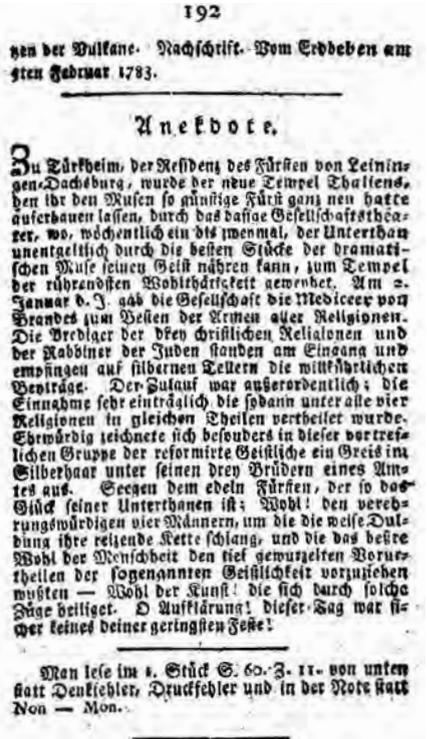
Abb. 18 und 19: *Claudius* 1785, die erste und die letzte Seite. © Bayerische Staatsbibliothek, Sign. Per. 47-1785.



An unsre Leserinnern.

Mit einigen Worten über den Plan unsers gegenwärtigen Unternehmens uns mit unsern Lesern zu unterhalten, nehmen wir uns zur Pflicht, so wenig wir auch von Vorreden und Vor-erinnerungen Freund sind. Wir wünschen nicht mißverstanden zu werden, und dafür soll uns hoffentlich folgende Auseinandersetzung sichern. Dieses neue Journal erscheint auf keine Weise sich an die Seite der so sehr um Deutschland verdienten Verfasserinn von *Pomonen* zu stellen; auch soll es weder mit dem *Damen-Journal*, noch mit dem *Magazin für Frauenzimmer* Aehnlichkeit haben. Sein Zweck, seine Absichten gehen weit von diesen Zeitschriften ab. Es ist, wie es uns dünkt, jetzt das einzige in seiner Art, aber gewiß nicht unentbehrlich.

Dank sey es dem Genius unsers Zeitalters, daß er die Fackel der Aufklärung beynebst für jeden



2. Georg Carl Claudius: *Frauenzimmerbibliothek*

Vorgestellt wird hier nun also die Zeitschrift *Frauenzimmerbibliothek*, die unter anderem in einem (hier zugrunde gelegten) Exemplar in der Thüringischen Universitäts- und Landesbibliothek Jena (Sign. 8 MS 11153) nachweisbar ist. Bemerkenswerterweise war die Zeitschrift ansonsten nur noch im süddeutschen Raum auffällig verbreitet bzw. ist zumindest nur dort noch in Bibliotheken nachweisbar. Es befinden sich Exemplare jeweils in den Universitätsbibliotheken von Würzburg, Bayreuth, Passau, Bamberg, Augsburg, Regensburg, der TU, der LMU und der Universität der Bundeswehr in München, den Hochschulbibliotheken Neu-Ulm, Weihestephan-Triesdorf, Nürnberg und Regensburg, der Bayerischen Staatsbibliothek München, des Deutschen Museums München und der Staatlichen Bibliothek Neuburg an der Donau. Für all diese süddeutschen Exemplare wird bibliographisch kein namentlicher Herausgeber notiert; der Jenaer Bibliothekskatalog orientiert sich hingegen an der Zuschreibung von Holzmann/Bohatta und gibt Georg Carl Claudius als Herausgeber an. Diese Zuschreibung wird hier übernommen.

Die *Frauenzimmerbibliothek* erschien seit Jahresbeginn 1785. Nach drei Stücken mit insgesamt 192 Seiten im Oktavformat stellte Claudius sein Journal wieder ein. Erfolgreicher war sein von 1784 bis 1816 erschienenes *Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer zum Nutzen und Vergnügen*, das verstärkt auf Belletristik setzte. Außerdem trat Claudius als Romancier, Erzähler, Biograph und besonders als produktiver Kinder- und Jugendschriftsteller hervor. Das zeigt die Liste seiner Publikationen eindrücklich: *Kinder-Theater* (1782), *Neues Wochenblatt für Kinder und Kinderfreunde* (1789), *Tägliches Taschenbuch für Kinder* (1800), *Erste Bildung der Kinder für den geselligen Umgang* (1800), *Gespräche für Kinder* (ca. 1800), *Kleine Erzählungen aus der Kinderwelt zur ersten Bildung des Verstandes und Herzens* (1805–1807). Auch auf dem Gebiet der Kinderliteratur wandte Claudius sich übrigens periodisch erscheinenden Aufklärungsmedien zu: Wochenblatt, Almanach und Taschenbuch.

2.1 Programmatik

„An unsre Leserinnen“: ausführlich erläutert eine Vorrede den Plan der Zeitschrift. Sie betont die Singularität der *Frauenzimmerbibliothek*, deren „Absichten“ weit von der verdienstvollen *Pomona* und anderen Zeitschriften abwichen: Das neue Journal sei „wie es uns dünkt, jezt das einzige in seiner Art, aber gewiß nicht unentbehrlich“ (Claudius 1785, S. 1) – der erste Teilsatz wäre noch zu beweisen.

„Die Verfasser“, so die Signatur der Vorrede, preisen die aufklärungsbedingten Bildungsfortschritte bei Mädchen und Frauen, deren Empfindungen erst „durch die Lectüre Leben und Geist“ empfangen hätten. So könnten

sie nun *als Leserinnen* mit wohlgebildetem Geist, Grazie und edlen Empfindungen die Männer, vielsagend repräsentiert durch die erste Person Plural, unterhalten – „ohne die literarische Pretiöse zu machen, welches allerdings die abentheuerlichste Carricatur seyn würde“ (Claudius 1785, S. 2). Zu geringe und zu hohe Bildung werden gemäß der Ideologie der Mitte abgelehnt; allgemein ist der „Verfasser“, der „fünf und neunzig Schriften voriger Messen auf seiner Stube“ liegen hat, von denen er nicht einmal zehn „seinen Leserinnen als vorzüglich anzupreisen“ (Claudius 1785, S. 3) vermag, redlich um Mitte und Maß bemüht.

Angesichts der starken Präsenz der Literaturkritik in literarisch-kulturellen Zeitschriften und Rezensionenjournalen des späten 18. Jahrhunderts sind die beiden programmatisch verkündeten Ziele des Journals nicht gerade Alleinstellungsmerkmale: erstens Rezension aktueller Publikationen, zweitens Wissensvermittlung an Frauen mit dem didaktischen Ziel, ihr Lektürevständnis und -urteil zu verbessern (Claudius 1785, S. 4).

Die Versicherung, Behrendes mit Unterhaltsamem abwechseln zu lassen, ist ein standardisiertes Lippenbekenntnis. Wenn die *Frauenzimmerbibliothek* überhaupt ein individuelles Charakteristikum besitzt, ist es die Dominanz gelehrter Wissensvermittlung. Durchaus unterhaltsam, wenn auch in einem anderen, nicht intendierten Sinn, ist das Journal übrigens für heutige Rezipientinnen und Rezipienten – etwa wenn es Friseure in Mädchenpensionaten oder die epidemisch sich ausbreitende literarische ‚Genierusticität‘ perhorresziert (Claudius 1785, S. 189, 123).

Die Auflistung der Sparten, die das Journal bis spätestens Jahresende bedient haben will, zeugt von Interesse an Systematik – und an Gelehrsamkeit: I. literarische Originaltexte, II. Biographien, III. Auszüge aus gelehrten Schriften, die „*nicht eigentlich für das zweyte Geschlecht bestimmt sind*“ (Claudius 1785, S. 5), IV. Anleitungen zum besseren Verständnis und eigener Beurteilung von Dichtern, also Interpretationshilfen, V. Briefe über ältere, zu Unrecht vergessene Schriftsteller, VI. politische Nachrichten, VII. Rezensionen und VIII. „*Anekdoten; Neue Moden und andre Kleinigkeiten mehr*“ (Claudius 1785, S. 8).

Das ambitionierte Programm wird nicht eingelöst. Die drei erschienenen Stücke der *Frauenzimmerbibliothek* füllen viele der Sparten nicht oder nur unvollständig aus. In Sparte I finden sich Gedichte, ein Essay und eine moralische Erzählung (26 % des Volumens); II wird in zwei Stücken mit einer ausführlichen Biographie James Cooks bedient (16 %). III besteht ebenfalls aus einem einzigen, über zwei Stücke fortgesetzten Text, einem übersetzten Reisebericht (8 %); IV ist nur im ersten Stück mit einem Aufsatz über Mythologie besetzt (3 %). V wird gar nicht bedient, obwohl die Vorrede gerade hieran die Singularität des Journals festmachte: „Da, so viel wie wir wissen, noch kein Journal dazu Hand geboten hat, so halten wir es für unsre

Schuldigkeit zur Ehre deutschen Geschmacks, [...] unsre Leserinnen auf den wahren Gehalt älterer Schriftsteller aufmerksam zu machen [...]“ (Claudius 1785, S. 7). Die Sparten VI und VII werden regelmäßig mit resümierenden Nachrichten aus aller Welt einerseits und Rezensionen andererseits gefüllt (18 bzw. 22 %). Die „Zugabe“ (Claudius 1785, S. 8), Sparte VII, nimmt in zwei Stücken lediglich jeweils ½ bzw. 1 Seite ein (1 %).

2.2 Diskurse der Mitte

Um die Semantik der Mitte in Claudius' *Frauenzimmerbibliothek* aufzuspüren und ihre Bezüge zu Mediokrität und Misslingen zu plausibilisieren, werden nun wichtigsten Diskurse des Journals in den Blick genommen: Wissen/Bildung, Ästhetik, Politik, Moral, Religion.

2.2.1 Wissen/Bildung

Allgemeines sowie geschlechtsspezifisches Wissen steht im Mittelpunkt vieler Texten der *Frauenzimmerbibliothek*. Einerseits zielt das Journal programmatisch auf Vermittlung von Kenntnissen an Frauen, andererseits wird Wissen aber auch selbst zum Thema – in Essays und modellhaften Geschichten.

So in James Cooks Biographie, einer zuweilen umständlich und behäbig geratenen narrativen Aufbereitung der Vita des großen Entdeckers. Der Text ist ein einziges aufklärerisches Plädoyer für selbstständigen Wissenserwerb. Die Aufsteigerkarriere des – männlichen – Protagonisten führt vor, dass Wissen und Bildung wichtiger sind als der gesellschaftliche Stand (Claudius 1785, S. 22). Cooks Qualitäten sind Nachdenken, Urteilen und Handeln. Dass der Weltreisende selbst Gelehrsamkeit verachtete, pariert der Biograph mit der Bemerkung, diese, vor allem die Mathematik, sei ihm gleichwohl essentiell notwendig gewesen (Claudius 1785, S. 108). Schließlich wird gewissenhaft resümiert, welche Orte Cook entdeckt hat, um dann „unsere Leserinnen“ (Claudius 1785, S. 105) zuliebe noch ein Porträt der äußeren Erscheinung sowie des Charakters anzuschließen. James Cook, der „Vorsicht und Muth“ besessen habe und dessen „Schwachheiten“ trotz seiner „Größe“ nicht verhehlt werden (Claudius 1785, S. 108, 110), wird gleichsam als bürgerlicher Held eines nicht-fiktionalen Dramas exponiert: als mittlerer, gemischter Charakter.

Männer erwerben Wissen und erobern damit die Welt. Wie sieht es mit den Frauen aus, der wichtigsten Leserschaft der *Frauenzimmerbibliothek*? „Ueber die Neugierde“, ein aus dem Französischen frei übersetzter Essay des Kardinals Grafen von Bernis (d. i. François-Joachim de Pierre, Cardinal de Bernis, Comte de Lyon, 1715–1794), grenzt den Wissensdurst des Entdeckers und Wissenschaftlers positiv ab von weiblicher Neugier, die mit Eitelkeit und Putzsucht assoziiert wird (Claudius 1785, S. 143 f.). Bernis' konservativer

Essay ist mit etlichen misogynen Topoi durchsetzt. Er konnotiert Wissen in maskulin geprägten Kontexten positiv, in feminin geprägten negativ.

Die *Frauenzimmerbibliothek* setzt in weiten Teilen allerdings auch andere Akzente. Sie schlägt einen moderat progressiven Mittelweg ein, dem zeittypische Ideen zur Frauenbildung zugrunde liegen. Bildungs- und Erziehungsmodelle der Zeit intendieren nicht nur die Wissensvermehrung ihrer Zöglinge, sondern auch deren Reglementierung und Lenkung. Dies gilt natürlich insbesondere für die berühmt-berüchtigte schwarze Pädagogik der Philanthropen, aber eben auch für die frauenbezogene Bildungsprogrammatische, transportiert nicht zuletzt von Moralischen Wochenschriften und Frauenzeitschriften. Die Aufklärung, die Wissen nicht nur vermittelt, sondern selektiert, reduziert und verändert, zeigt auch hier ihr Janusgesicht:

Als Zeitschriften der Aufklärung programmatisch den reformerisch-pädagogischen Bemühungen der Zeit verbunden, stellen die an Frauen gerichteten Blätter zugleich den Versuch dar, die Grenzen für das *andere Geschlecht* festzulegen und deutlich zu machen, in welchem Rahmen sich Bildungs- und Reformbestrebungen zu bewegen haben. Sie sind deshalb besonders stark von den Widersprüchen der Aufklärung gekennzeichnet, mit deren Ende auch sie untergehen. (Böhmel Fichera 1991, S. 213)

Wissensvermittlung basiert auf ideologischen Vorentscheidungen, auch geschlechterideologischen. Die Spätaufklärung schließt die im frühen 18. Jahrhundert zumindest denkbare weibliche Gelehrsamkeit tendenziell aus (zu den Widersprüchen ► III.1). Sie reduziert die Frau auf ihre vermeintlich durch den Geschlechtscharakter vorgegebene Bestimmung zu Häuslichkeit, Emotionalität, Intimität etc., an welche die Bildungsziele ‚natürlich‘ angepasst werden. Das Konzept naturalisierten Frauenwissens wird von zeitgenössischen Dichtern und Denkern unisono propagiert. Übrigens auch von Dichterinnen und Denkerinnen – an prominenter Stelle ist einmal mehr Sophie von La Roche zu nennen (zu weiteren Beispielen u. a. Meise 1992). Entsprechend prägt dieses Konzept auch die meisten Frauenzeitschriften der zweiten Jahrhunderthälfte. Die inhärenten Widersprüche wirken dabei unauflöslich: Emphatisch wird einerseits der Zugang der Frau zu mehr Bildung begrüßt, andererseits erscheint die Leserin potenziell gefährlich und ihre Lenkung notwendig. Zuspitzung erfährt die Problematik bekanntlich in der breiten Lesewutdebatte des späten 18. Jahrhunderts.

Ein Balanceakt: es gilt die Mitte zu finden zwischen zuwenig und zuviel Wissen(schaft), zu kleiner und zu großer Frauenzimmerbibliothek, unwissender und gelehrter Frau. Die Aufklärung der Frau ist eine Bildung zur Mitte, zum Nichtbesonderen, das als das Normale statuiert wird. So ist auch das dominierende Modell der *Frauenzimmerbibliothek* das der gebildeten Hausfrau, Gattin und Mutter. Sattsam bekannte Topoi des Frauenbildungs-

diskurses werden reproduziert, wenn die schriftstellerische Produktion einer Beiträgerin damit legitimiert wird, dass sie erst „nachdem sie den Pflichten der Hausmutter Genüge gethan hat, sich mit den Musen in ihrer Einsamkeit, umringt von ihrem biedern Manne und guten Kindern beschäftigt“ (Claudius 1785, S. 88) – man beachte das wohl unbeabsichtigte, aber vielsagende Paradoxon der von ihrer Familie umringten Einsamen.

Claudius' Botschaft ist unmissverständlich. Frauen gehören erstens in die häusliche Sphäre, zweitens in die Schicht, in die sie hineingeboren wurden. Beider Grenzen dürfen nicht überschritten werden. In einer pädagogisch inspirierten Rezension zu Helene Friederike Ungers Roman *Julchen Grünthal* (1784) schreibt Claudius apodiktisch:

Nach meiner Meinung, sollten die Mädchen nie aus ihrer angeborenen Sphäre in eine andere versetzt werden. Ich meine: kein Mädchen, das bei einem mittelmäßigen oder geringen Vermögen am wahrscheinlichsten zu einem von den mittlern Ständen bestimmt ist, sollte durch eine Erziehung, die ihre künftigen Umstände übersteigt, aus ihrem natürlichen Wirkungskreis herausgerückt werden. (Claudius 1785, S. 188)

Signifikant ist hier die semantische Kopplung von Mitte, Norm und *Natur*. Der mittlere, bürgerliche Stand erscheint als natürliche Bestimmung („natürlicher Wirkungskreis“), die normativ zu stabilisieren ist („sollten“, „sollte“). Die Mitte „als das Natürlich-Normale und das Ursprünglich-Gute zu verdinglichen“ (Fischer 2007, S. 317), ist eine häufige gesellschaftsideologische Strategie.

Immerhin legt die *Frauenzimmerbibliothek* im Gegensatz zu etlichen anderen Frauenzeitschriften der Spätaufklärung den Schwerpunkt nicht auf die Vermittlung von Kenntnissen, die vor allen anderen als typisch weiblich gelten, wie etwa hauswirtschaftliche Kenntnisse (dazu Beispiele bei Schumann 1981). Es geht um Frauen *als Leserinnen*, und zwar sogar als Leserinnen von „eigentlich nicht für das zweyte Geschlecht bestimmt[en]“ (Claudius 1785, S. 5), gelehrten Büchern. Frauen sollen selektiertes und zubereitetes Wissen rezipieren, verstehen, beurteilen – und ‚fortdenken‘: Zur Legitimation einer umfangreichen Darstellung englischer Staatspolitik erklärt Claudius, dass diese „einer fortdenkenden Forscherin hinlängliche Striche geben kann, sich ein vollkommenes Bild von der englischen Nation in Hinsicht ihres Geistes und ihrer Sitten zu entwerfen“ (Claudius 1785, S. 158). Jenes bemerkenswerte Modell der fortdenkenden Forscherin, die selbstständig mit erworbenem Wissen umgeht und es aktiv transzendiert, wird allerdings nicht wieder aufgegriffen. Das verwundert nicht. Es widerspricht dem leitenden, mittleren Frauenbildungskonzept, das die denkende (Claudius 1785, S. 180), aber nicht fortdenkende Frau idealisiert, die sich durch Wissen keineswegs exponiert, sondern die angenehm (und) unauffällig bleibt.

2.2.2 Ästhetik

Die Beurteilungskriterien in den Rezensionen der *Frauenzimmerbibliothek* muten wie ein Kompendium aufklärerischer Ästhetik an: Verständlichkeit, Natürlichkeit, Wahrheit, Nützlichkeit, Emotionalität, Sittlichkeit.

Besonders hier, im literaturkritischen Teil des Journals, ist die Semantik der Mitte leitend. Die ‚Wahrheit‘ (Claudius 1785, S. 58) literarischer Gestaltung liegt in der Mitte – erreichbar durch Mäßigung der Extreme. Das müsste nicht zwangsläufig im Lob des Mittelmaßes münden; für die avantgardistische Weimarer Klassik gilt die Mitte bekanntlich als positive „Leitkategorie“ (Brandes 2006, S. 75), ohne dass Mediokrität assoziiert würde. Doch Mitte ist nicht gleich Mitte: „Die Ästhetik der Mitte um 1800 steht somit zwischen einem dynamischen Modell der dialektischen Vermittlung und einem Modell der in sich ruhenden Balance, das auf Exklusion aufbaut. Während das eine Modell die Mitte in Bewegung denkt, ist das andere von einem feststehenden Punkt als Mitte überzeugt.“ (Brandes 2006, S. 75)

Claudius’ statisches Mitte-Konzept, das die Extreme meidet und nicht integriert, unterscheidet sich deutlich von den dynamischen Konzepten Schillers, Hölderlins oder Goethes (siehe erneut Brandes 2006 sowie die von ihm diskutierten Bosshard 1960, Görner 1993). Während dort Mitte beweglich, ohne konkreten Ort „im Dazwischen der Gegensätze enthalten“ ist (Brandes 2006, S. 76), ist sie hier – nach Tilgung der Extreme – *als einzige* präsent und kenntlich. Alleinige Präsenz der Mitte führt zu Mediokrität: Bis zu dieser These geht Brandes nicht, den vor allem das dynamische Modell interessiert. Interessanterweise lässt sie sich aber durch sozialwissenschaftliche Mittelforschungen stützen.

Brandes macht einen Gegensatz auf zwischen positivem und negativem Mitte-Modell. Das erste Modell konzipiert Mitte als dynamisch, nicht konkretisierbar, gar phantasmatisch: „So bleibt die Frage, ob die Mitte in diesem Verständnis ein bloßes Phantasma, ein Konstrukt des dialektischen Denkens ist, das sich jedem Zugriff entzieht und somit als Mitte gar nicht kenntlich wird.“ (Brandes 2006, S. 76). Das zweite Modell konzipiert Mitte, tendenziell negativ konnotiert, als statisch und konkret präsent. Eine Art Ausnahme scheint das von Brandes (2006, S. 77) am Beispiel Winckelmanns vorgeführte aporetische Modell der zwar statischen, aber als Vorzug herausgehobenen und damit doch wieder exzentrischen (und nicht mittelmäßigen) Mitte zu sein.

Der Gegensatz der Mitte-Modelle taucht nun modifiziert auf in Peter Fischers Studie *Mitte, Maß und Mäßigkeit. Zur Idee und Relevanz eines gesellschaftlichen Mittebezuges* (2007). Fischer diskutiert die Mitte als „strukturelles Kernelement der Moderne“ und insbesondere die Tendenz der alten BRD vom Ideal der Mitte als gesellschaftlicher Normalität hin zu „Nivelliertheit und Mittelmäßigkeit“, was er als häufige, aber nicht zwangsläufige „Pe-

riperie der Mitte“ beschreibt (Fischer 2007, S. 14, 100, 313). Diese Peripetie ereigne sich, wenn Mitte real, zur „Tatsache“ werde: Die Mitte sei „zwar als subjektive wie objektive Ordnungskategorie relevant“, dürfe „jedoch als soziale Tatsache sich nur bis zu einem bestimmten Grad entfalten [...], wenn sie nicht in Mittelmäßigkeit pervertieren will“ (Fischer 2007, S. 312). Wenn die Mitte aus der Spannung der Extreme gelöst werde, setze sich ihre Schwester, die Mittelmäßigkeit, durch.

Genau dies lässt sich an der *Frauenzimmerbibliothek* wahrnehmen, die die Extreme tilgt und den Mittelweg als ästhetisches Ideal zementiert. Mediocrität stört den Rezensenten Claudius nicht wirklich. Zwar könne sich gute Literatur – „echtes Dichtergefühl“ – durch „Größe, Stärke, Erhabenheit“ auszeichnen, doch besetzt Claudius auch „hübsch“ sehr positiv (Claudius 1785, S. 48–50). Das Mittlere, gar Mittelmäßige schreckt ihn nicht. Er empfiehlt es gar, wenn damit bloß „absonderliches“ (Claudius 1785, S. 50) und Ausschweifendes vermieden werden kann: „Das Buch hat eben so wenig sich auszeichnende Schönheit, als es die Ausschweifung in Fehlern seiner meisten neuern Brüder hat. Die Schreibart ist nicht übel, und so kann der Leser sich schon einige langweilige Stunden damit verkürzen.“ (Claudius 1785, S. 52 f.) Vom Mittelweg wird keinen Grad abgewichen. Auszeichnung, sogar durch Schönheit, wird nicht angestrebt.

Das heißt nicht, dass Abnormes, Maßloses nicht unfreiwillig faszinierte. Eine beinahe sechs Seiten einnehmende Langrezension widmet Claudius den 1784 in Halle anonym erschienenen *Scenen aus der neuesten Welt*. Seiner Vermutung nach stammen sie von einem jungen Mann, „der der erhitzten schwärmenden Phantasie noch keinen Einhalt zu thun vermag“ (Claudius 1785, S. 54). Auf ähnliche Naturmetaphorik gestützt argumentiert übrigens die gleichzeitig erscheinende Rezension des Hallenser Dramas in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung*: „Der Verf. scheint Anlage zur dichterischen Malerey zu haben, muss aber erst lernen die üppigen Auswüchse beschneiden, das kalte Feuer einer auflodernden Phantasie mit wahrer Wärme vertauschen, und seinem Ausdrucke mehr Harmonie und Richtigkeit verschaffen.“ (anonym [a] 1785, S. 124)

Missbilligend wirft Claudius dem Anonymos – bei dem es sich übrigens um den später recht produktiven Dramatiker und Theaterdirektor Heinrich Gottlieb Schmieder (1763–1811?) handelt (Beneke 1891, S. 29 f.) – Ausschweifung, Unüberlegtheit und Bombast vor und empfiehlt ihm Zügelung: „wir wollten uns sehr freuen, wenn eine bedächtlichere kritische Feder dem zu rauschenden Strom der Phantasie Einhalt thun, und statt eingebildeter und seiner Seele aufgezwungener Empfindungen, wahre darstellen könnte.“ (Claudius 1785, S. 58)

2.2.3 Politik

Über Politik informiert in der *Frauenzimmerbibliothek* eine regelmäßig bediente Sparte, die etwas großsprecherisch mit „Annalen der Menschheit“ überschrieben ist: Eine Rezension verspottet den „pomphaften Titel“, unter dem „noch einmal abgedruckte dürre Zeitungsartikel [...] wieder aufgetischt werden“ (anonym [b], S. 8). Jene „Annalen der Menschheit“ nehmen über ein Drittel des letzten Heftes ein. Die Leserinnen erhalten durch sie eine „Uebersicht des verflossenen Jahres“ (Claudius 1785, S. 41) über politische Ereignisse und Persönlichkeiten. Das vertretene staatspolitische Ideal ist der aufgeklärte Absolutismus – angesiedelt in der Mitte zwischen Tyrannengewalt und Volksrebellion, die beide als Extreme verurteilt werden.

Zeitgeschichte ist Aufklärungsgeschichte: Als historischer Bewertungsmaßstab fungiert bei Claudius das Kriterium Aufgeklärtheit versus Unaufgeklärtheit. Die „Annalen“ sollen in erster Linie zeigen, „um wie viel mehr das allgemeine, als auch einzelne Wohl jeder Nation befördert wird, oder durch was für Verhinderung sie noch nicht zu der Beförderung ihres Wohlstandes und ihrer Aufklärung gelangen kann“ (Claudius 1785, S. 41).

Im Mittelpunkt der Darstellung stehen Machtpolitiker. Politik erscheint konsequent personifiziert, als Aktivität der Herrschenden. Die Protagonisten des aufgeklärten Absolutismus – die russische Zarin Katharina die Große, der preußische König Friedrich der Große, der deutsche Kaiser Joseph II. – figurieren als väterliche und mütterliche Wohltäter ihres Volks, an die entsprechende Aufforderungen gerichtet werden: Frieden zu stiften, Menschlichkeit und Wohltätigkeit walten zu lassen etc. (Claudius 1785, S. 112–115, 43 f.).

Wenngleich Geschichte vor allem Personengeschichte ist, erfahren die Leserinnen auch von Ereignissen, von schwelenden und ausgebrochenen Konflikten zwischen Ländern. Dabei wird einerseits Vollständigkeit von Information zugesichert, andererseits ausdrücklich Extremes verschwiegen. Ein Aufstand in Siebenbürgen soll zunächst „nach den wahrhaftesten Nachrichten in ein Ganzes“ gestellt werden, dann jedoch heißt es angesichts menschlicher Grausamkeiten und Verwüstungen: „Doch wir ziehen den Vorhang vor und schließen die Szenen, die selbst Tyrannen mit Beben und Zittern erfüllen müssen.“ (Claudius 1785, S. 168, 174) Die ‚ganze‘ Wahrheit ist nicht identisch mit der brutalen Wahrheit. Sie ist deren gereinigte, gemäßigte Variante.

2.2.4 Moral

Ein zentraler aufklärerischer Diskurs, an dem die *Frauenzimmerbibliothek* partizipiert, ist derjenige der Moral. Er durchzieht insbesondere die Journalbeiträge zu den schönen Wissenschaften (Sparte I), die sämtlich der spätaufklärerischen Ästhetik von Vernunft und Empfindung, Tugend und Nutzen verpflichtet sind. Oft handelt es sich bei den äußerst konventionellen Ge-

dichten, Erzählungen und Essays um Übersetzungen oder um – dies suggerieren zumindest Herausgeberfußnoten – von Leserinnen eingesandte Texte. Sie rufen unermüdlich aufklärerisch-empfindsame Topoi ab, handeln von Natur, Religion, menschlichen Tugenden und Lastern und argumentieren konsequent moralisch.

Paradigmatisch ist ein Text, der sich von der Masse moralisierender „Beispiel- und Abschreckungsgeschichten“ (Brandes 1988, S. 463) in Frauenzeitschriften durch nichts abhebt. Die moralische Erzählung *Henriette* ist an Eindeutigkeit nicht zu überbieten, ihr Gang schnurgerade, erst rasant auf-, dann abwärts: Die schöne, aber oberflächliche und egozentrische Protagonistin bringt zwei ältere Wohltäterinnen ins Grab, verlässt einen tugendhaften Verlobten und heiratet einen reichen Adligen. Als er nach einem Leben in Saus und Braus stirbt, gerät sie in Armut, verlässt ihre fünf Kinder, geht ins Freudenhaus und stirbt früh, krank und elend, „von allen Menschen verlassen, keinen Funken des himmlischen Trostes im Herzen“ (Claudius 1785, S. 87 f.).

Mit Henriettes extremer Schlechtigkeit kontrastiert die extreme Güte ihres Exverlobten: „Wilhelm küßte mit Tugend, sanft, edel. Henriette mit Leidenschaft, wild, feurig.“ (Claudius 1785, S. 77) Allerdings ist Wilhelms Wesen nicht wirklich *extrem*. Seine Perfektion besteht ja gerade in Ausgewogenheit und Mäßigung. Emotionalität und Sinnlichkeit erscheinen bei ihm veredelt durch Moral und Religion – „Seine Empfindungen waren alle durch die Religion geheiligt“ –, seine Tugend wiederum erscheint als vernünftige und ‚aufgeklärte‘, wie die Lichtmetaphorik erweist: „er gehörte zu der erhabnen Klasse, die durch die moralische Größe ihres Geistes auch den niedrigern Empfindungen eine ehrwürdige Richtung geben können. Die Tugend umschwebte den Jüngling, und ihr Lichtglanz zertheilte jedes nahende Gewölke, das ihm gefährlich werden konnte“ (Claudius 1785, S. 76 f.).

2.2.5 Religion

Viele Texte der *Frauenzimmerbibliothek* nehmen am religiösen Diskurs teil, keineswegs nur empfindsam-schwärmerische Gedichte *An Gott* (Claudius 1785, S. 9–11), die sicher auch ein Zugeständnis an den unterstellten weiblichen Publikumsgeschmack sind. Der unter Sparte III, den Auszügen aus gelehrten Schriften, abgedruckte Text „Regierung der Türken. Aus Herrn Bruce Nachrichten von seinen Reisen. Aus dem Englischen“ gibt Einblicke in ein fernes Land und seine Sitten. Dabei nimmt der schottische Weltreisende und Naturwissenschaftler James Bruce (1730–1794; Hauptwerk: *Travels to discover the sources of the Nile*, 1790) eine deskriptiv-wissenschaftliche Schreibhaltung ein. Von türkischem Glauben, gar von türkischer Christenverachtung berichtet er nüchtern und wertfrei (Claudius 1785, S. 32).

Auch Claudius' eigene Haltung zum Gegenstand Religion ist eine wissenschaftliche. Sein Essay zur antiken Mythologie, der als Interpretationshilfe zu Sparte IV gehört, argumentiert kulturgeschichtlich und anthropologisch. Da die göttliche Offenbarung die antiken Menschen noch nicht „aufgehellt“ habe und ihm die für uns heute „so sonnenklar und deutlich“ dünkenden Begriffe noch „[d]unkel“ (Claudius 1785, S. 37) gewesen seien, ist ihr Polytheismus gewissermaßen entschuldigt: Sie konnten es nicht besser wissen.

[...] mein Herz berauscht sich in den seligen Empfindungen, wenn ich mir den menschlichen Geist denke, wie er sich über Jahrtausende hinwegschwang, und Millionen Gedanken und Erfindungen entwickelte, die alle zu meiner itzigen Summe von Erkenntnissen als Materialien nöthig waren. Ungerechtigkeit und eben so schändliche Undankbarkeit würd es seyn, von den ersten Jahrhunderten schon zu fordern, was erst Jahrtausende leisten konnten. (Claudius 1785, S. 35 f.)

Die historisierende, relativistische Argumentation, die sich ohne Originalität einpasst in den zeitgenössischen geschichtsphilosophischen Diskurs (Winckelmann, Lessing, Herder, Moritz, Schiller), ist um Ausgewogenheit bemüht. Sie sucht die Balance zwischen emphatischer Verehrung der als arkadische Idylle und „Kindheit der Menschenalter“ (Claudius 1785, S. 36) inszenierten Antike einerseits und teleologischem Fortschrittsmodell, das die aufgeklärte Jetztzeit preist, andererseits.

Am Thema religiöser Toleranz, die sich durch die Semantik der Mitte und die Abweisung extremistischer Positionen erst konstituiert, zeigt sich Claudius' Schreibstrategie des Reproduzierens aufklärerischer Leitideen besonders deutlich. Der letzte Text der *Frauenzimmerbibliothek* berichtet anekdotenhaft, in „Türkheim, der Residenz des Fürsten von Leiningen-Dachsburg“ (Claudius 1785, S. 192), habe eine Wohltätigkeitsveranstaltung stattgefunden. Die Einnahmen aus einer Theateraufführung (Johann Christian Brandes: *Die Mediceer*, 1776) seien den Armen der christlichen und jüdischen Religionen zu gleichen Teilen zugute gekommen – um deren ehrwürdige Vertreter „die weise Duldung ihre reizende Kette schlang“ (Claudius 1785, S. 192). Kette statt Ring? Die Anekdote liest sich wie ein epigonaler Reflex auf Lessings *Nathan*, der zwar schon 1779 publiziert, aber erst am 14. April 1783, also in zeitlicher Nähe zum Erscheinen der *Frauenzimmerbibliothek*, uraufgeführt wurde.

Die Anekdote schließt mit der bereits zitierten hymnischen Preisung der Aufklärung, verbunden mit dem Bekenntnis zu einer zweckmäßigen, dem „Wohl der Menschheit“ dienenden Literatur. „Wohl der Kunst! die sich durch solche Züge heiligt. O Aufklärung! dieser Tag war sicher keines deiner geringsten Feste!“ (Claudius 1785, S. 192)

3. Die Präsenz der leeren Mitte

Das Misslingen des publizistischen Projekts ist offensichtlich: Die *Frauenzimmerbibliothek* ging schon nach dem dritten Heft ein, offenbar fand Claudius' Konzept wenig Zuspruch. Er selbst wandte sich bald anderen Projekten zu, unter anderem dem erwähnten belletristisch ausgerichteten *Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer zum Nutzen und Vergnügen*, das von 1784 bis 1816 auf dem Buchmarkt reüssierte. Die Fortsetzung, der *Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen*, erschien nach seinem Tod weitere vier Jahre von 1817 bis 1820.

Die Kurzlebigkeit der *Frauenzimmerbibliothek* kann, wie die der meisten spätaufklärerischen Frauenzeitschriften, viele Gründe haben. Kontextuelle Ursachen wurden erwähnt – Veränderungen kultureller, gesellschaftspolitischer, ökonomischer, publizistischer Bedingungen –, textuelle Ursachen wären zu ergänzen: Flüchtigkeit und Inkonsequenz in der Ausführung der programmatischen Ziele, behäbig-gelehrter, umständlicher Schreibgestus, inhärente inhaltliche Widersprüche des Journals.

Hier wurde einer speziellen Spur nachgegangen: derjenigen von der Mitte über die Mediokrität zum Misslingen. Dieser Dreischritt beschreibt keinen Automatismus – die Klassik etwa nimmt eine andere Richtung, was, so die These, durch die spezifisch andere, dynamische Qualität des Mitte-Konzepts bedingt ist. Georg Carl Claudius' *Frauenzimmerbibliothek* hingegen vertritt eine Semantik der *statischen* Mitte im wissenschaftlichen, ästhetischen, politischen, moralischen und religiösen Diskurs. Propagiert wird eine Mitte, die alle Extreme, alles Herausgehobene und Besondere exkludiert. Dessen Verschwinden führt zur totalen und ausschließlichen Präsenz der Mitte und folglich des Mittelmaßes.

Dabei wird die Mitte zum blinden Fleck. Die *Frauenzimmerbibliothek* ist vollkommen verwechselbar mit anderen Frauenzeitschriften der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Das beginnt beim Titel: Neben Claudius' Periodikum gibt es noch die *Frauenzimmerbibliothek, worin nützliche Betrachtungen über Sittenlehre zum Gebrauch des Frauenzimmers enthalten* (Hamburg, ab Bd. 3 1757–1760 nachgewiesen) sowie vor allem die zeitgleich erscheinende, von Karl Friedrich Mächler herausgegebene *Kleine Frauenzimmerbibliothek* (Hamburg 1781–1786). Auf die Textsorte ‚Frauenzimmerbibliothek‘ übrigens, jene selbstständig, innerhalb Moralischer Wochenschriften oder fiktionaler Prosa seit Beginn des 18. Jahrhunderts erscheinenden Leselisten, wurde unter ► III.2 eingegangen.

Die Verwechselbarkeit geht weiter mit den genretypischen bewährten Strukturen und Formen bis hin zu Themen und Topoi. Das Uneigene wird zur einzigen Eigenheit, Wiederholung zum zentralen Produktionsprozess, der sich schließlich totläuft: „Schade dass hier abermals ganz feines Schreibpapier

verschwendet ist; denn schwerlich wird diese Bibliothek ihrem Bibliothekare, Verleger oder Frauenzimmer zu Nutzen gedeihen; denn wer liest gern einerley in zwey Büchern [...]?“ (anonym [a] 1785, S. 124)

Wenn eine Publikation durch nichts heraussticht, ist die Frage, warum man sie kaufen und lesen sollte, nicht zu beantworten. Sie verliert ökonomisch gesehen ihre Existenzberechtigung und scheitert. Und nicht nur zeitgenössisch, auch rezeptionsgeschichtlich führt Nivellierung zum Scheitern, in Form eines literatur- und kulturgeschichtlichen Vergessenwerdens. Die totale Mitte ist leer. Die *Frauenzimmerbibliothek* macht sich, wie viele andere Journale mit und neben ihr, unsichtbar im Medienspektrum der Spätaufklärung. Insofern trägt die spätaufklärerische Semantik der Mitte ihre Zeitlichkeit und ihr Ende immer schon in sich.

IX. Bibliographie

1. Quellen

- [Claudius, Georg Carl]: Frauenzimmerbibliothek. Leipzig 1785.
Compendieuses und stets-währendes Handbuch des galanten und curieusen Frauenzimmers. Leipzig 1728.
- Corvinus, Gottlieb Siegmund: Nutzbares, galantes und curiöses Frauenzimmer-Lexicon. Leipzig 1715.
- Fontenelle, Bernard le Bovier de: Entretiens sur la Pluralité des Mondes. Édition critique avec une introduction et des notes par Alexandre Calame. Paris 1966.
- Fontenelle, Bernard le Bovier de: Entretiens sur la Pluralité des Mondes. Paris 1686.
- Fontenelle, Bernard Le Bovier de: Philosophische Neuigkeiten für Leute von Welt und für Gelehrte. Ausgewählte Schriften. Hg. von Helga Bergmann. Leipzig 1989.
- Frank, Johann Peter: System einer vollständigen medicinischen Polizey. 6 Bde. Mannheim 1804 [ED 1779–1819].
- Frauenzimmerbibliothek, worin nützliche Betrachtungen über Sittenlehre zum Gebrauch des Frauenzimmers enthalten. Hamburg 1757–1760 [nachgewiesen ab Bd. 3].
- Gauhe, Johann Friedrich: Historisches Helden- und Heldinnen-Lexicon. Leipzig 1716.
- Gellert, Christian Fürchtegott: Gellerts Briefwechsel. Hg. von John F. Reynolds. 4 Bde. Berlin, New York 1983–1996.
- Goethe, Johann Wolfgang: Aus einer Reise in die Schweiz über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen im Jahre 1797, in: Ders.: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Hg. von Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller und Gerhard Sauder. München, Wien 1986, Bd. 4.2, S. 605–764.
- Goethe, Johann Wolfgang: Goethes Gespräche. Gesamtausgabe. Begr. von Woldemar von Biedermann. Neu hg. von Flodoard Freiherr von Biedermann. 5 Bde. 2. Aufl. Leipzig 1909–1911.
- Gottsched, Johann Christoph: Herrn Bernhards von Fontenelle Gespräche von Mehr als einer Welt zwischen einem Frauenzimmer und einem Gelehrten. 3. Aufl. Leipzig 1738.
- Gottsched, Johann Christoph: Herrn Bernhards von Fontenelle Gespräche von Mehr als einer Welt zwischen einem Frauenzimmer und einem Gelehr-

- ten; Nach der neuesten Frantzösischen Auflage übersetzt, auch mit Figuren und Anmerkungen erläutert. Leipzig 1726.
- Gottsched, Johann Christoph: Herrn Bernhards von Fontenelle, der königl. Pariser Akademie der Wissenschaften beständigen Secretärs, und der frantzös. Akademie daselbst Mitgliebes, Auserlesene Schriften, nämlich von mehr als einer Welt, Gespräche der Todten, und die Historie der heydnischen Orakel; vormals einzeln herausgegeben, nun aber mit verschiedenen Zugaben und schönen Kupfern vermehrter ans Licht gestellt. Leipzig 1751.
- Gottsched, Johann Christoph: Herrn Bernhards von Fontenelle, der königl. pariser Akademie der Wissenschaften beständigen Secretärs, und der frantzös. Akademie daselbst Mitgliebes, Auserlesene Schriften, nämlich von mehr als einer Welt, Gespräche der Todten, und die Historie der heydnischen Orakel; vormals einzeln herausgegeben, nun aber mit verschiedenen Zugaben und schönen Kupfern vermehrter ans Licht gestellt. Leipzig 1760.
- Hamburgische Berichte von neuen Gelehrten Sachen. Hg. von Johann Peter Kohl. Hamburg 1732–1737. *Fortsetzung u.d.T* Hamburgische Berichte von den neuesten Gelehrten Sachen. Hamburg 1738–1757.
- Herder, Johann Gottfried: Werke. 10 Bde. Bd. 1: Frühe Schriften 1764–1772. Hg. von Ulrich Gaier. Frankfurt a. M. 1985.
- Herloßsohn, Carl: Damen Conversations Lexicon. Hg. im Verein mit Gelehrten und Schriftstellerinnen. 10 Bde. Leipzig 1834–1838.
- Hirschfeld, Christian Cay Lorenz: Theorie der Gartenkunst. 5 Bde. in zwei Bänden. Mit einem Vorwort von Hans Foramitti. Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1779–1785. Hildesheim, New York 1973.
- Hübner, Johann: Curieuses Natur-Kunst-Gewerk und Handlungs-Lexicon. Leipzig 1712.
- Hübner, Johann: Reales Staats-, Zeitungs- & Conversationslexicon. Leipzig 1704.
- Illustriertes Konversations-Lexikon der Frau. 2 Bde. Berlin 1900.
- Jablonski, Johann Theodor. Allgemeines Lexicon der Künste und Wissenschaften. Königsberg [u. a.] 1767 [ED 1721].
- Kant, Immanuel: Gesammelte Schriften. Bd. 1–22 hg. von der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 23 von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, ab Bd. 24 von der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Berlin 1900 ff. Nachdruck Berlin 1968.
- Knigge, Philippine: Versuch einer Logic für Frauenzimmer. Hannover 1789.

- Krüger, Auguste, Franz Julius Dillon: Das Goldene Buch für praktische Hausfrauen, Töchter, Verlobte u. s. w. Grosses illustriertes Frauen-Lexikon. 2 Bde. Berlin 1900.
- Krüger, Johann Gottlob: Vorrede, in: Johanna Charlotte Unzer: Grundriss einer Weltweisheit für das Frauenzimmer. Hg. von Heidemarie Bennent-Vahle. Aachen 1995 [auf Grundlage der 2. Aufl. von 1767], S. 27–29.
- Krünitz, Johann Georg: Oekonomische Encyclopädie oder allgemeines System der Land-, Haus- und Staats-Wirthschaft. 242 Bde. Berlin 1773–1858.
- La Roche, Sophie von: Briefe über Mannheim. Zürich 1791.
- La Roche, Sophie von: Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Hg. von Barbara Becker-Cantarino. Stuttgart 1997.
- La Roche, Sophie von: Melusinens Sommer-Abende. Hg. von Christoph Martin Wieland. Halle 1806.
- La Roche, Sophie von: Pomona für Teutschlands Töchter. [Nachdruck der Originalausgabe Speyer 1783/1784]. 2 Bde. München, London, New York 1987.
- La Roche, Sophie von: Rosaliens Briefe an ihre Freundin Mariane von St. Altenburg. 3 Bde. Altenburg 1779–1781.
- Leonhardt, Caroline [d. i. Caroline Pierson], Cäcilie Seifer: Encyclopädie der sämtlichen Frauenkünste. Ein reiches Lehrbuch [...] für Mädchen und Frauen. Leipzig 1833. Dritte, vermehrte Aufl. 1843 u. d. T. Encyclopädie aller weiblichen Hauptkenntnisse. Ein Lehrbuch zur sichern Erwerbkunde & ein Rathgeber in allen Fällen des weiblichen Wirkungskreises für Mädchen & Frauen.
- Malebranche, Nicolas: Malebranche von der Wahrheit, oder von der Natur des menschlichen Geistes und dem Gebrauch seiner Fähigkeiten um Irthümer in Wissenschaften zu vermeiden; sechs Bücher, aus dem französischen übersetzt, und mit Anmerkungen herausgegeben von einem Liebhaber der Weltweisheit. 4 Bde. Halle 1776–1780.
- Mencke, Burckardt, Christian Schöttgen, J. D. Jacobi: Compendiöses Gelehrten-Lexicon. Leipzig 1715.
- Mylius, Wilhelm Christhelf, Johann Elert Bode: Bernhard von Fontenelle Dialogen über die Mehrheit der Welten. Mit Anmerkungen und Kupfertafeln von Johann Elert Bode. [Übs. von Wilhelm Christhelf Mylius.] Berlin 1780.
- Neuestes Damen-Conversations-Lexikon. Ein Inbegriff des Gesamtwissens für die Frauenwelt. Herausgegeben unter Mitwirkung der bedeutendsten Frauen der Gegenwart. 6 Bde. Leipzig 1856.
- Polus, Timotheus: Lustiger Schauplatz/ Da allerley Personen/ Aempter/ Stände/ Künste/ Händel/ Gewerbe vnd Handwercke/ Wie auch derselben Anfänger/ Erfinder vnd Vermehrer bey einander sind. Lübeck 1651 [ED 1639].

- Preuss, J.: Vom Versehen der Schwangeren. Berlin 1892.
- R...: Herrn von Fontenelle Unterredungen über die Mehrheit der Welten. Ein astronomisches Handbuch für das schöne Geschlecht. Halle 1794.
- Schall, Friedrich Christian: Des galanten Frauenzimmers bequemes und nützliches Hand-Buch Darinnen alle dem Frauenzimmer wohlanständige Wissenschaftten und Häußliche Verrichtungen enthalten. Esslingen 1756.
- Schultz, Alwin: Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1890.
- Seidenburg, Johann Gottlieb. Berlinisches Oekonomisch-Technologisch-Naturhistorisches Frauenzimmer-Lexicon. 3 Bde. Berlin 1800–1803.
- Triller, Daniel Wilhelm: Poetischer Betrachtungen, über verschiedene aus der Natur- und Sitten-Lehre hergenommene Materien. Dritter Theil. Nebst einigen Uebersetzungen und vermischten Gedichten. Hamburg 1742.
- [Tschirnhaus, Ehrenfried Walther von]: Gespräche von Mehr als einer Welt zwischen einem Frauen-Zimmer und einem Gelehrten. Leipzig 1698.
- Unzer, Johanna Charlotte. Grundriß einer Weltweisheit für das Frauenzimmer. Halle 1751.
- Unzer, Johanna Charlotte: Grundriss einer Weltweisheit für das Frauenzimmer. Hg. von Heidemarie Bennent-Vahle. Aachen 1995 [auf Grundlage der 2. Aufl. von 1767].
- Wollstonecraft, Mary: Eine Vertheidigung der Rechte der Frau (1792). Aus dem Englischen von Edith Schotte. Hg. von Joachim Müller und Edith Schotte. Leipzig 1989.
- Woyt, Johann Jacob: Deutsches vollständig-medicinisches Lexicon. Leipzig, Dantzig 1701.
- Zäunemann, Sidonia Hedwig: Die von denen Faunen gepeitschte Laster. Frankfurt, Leipzig 1739.
- Zäunemann, Sidonia Hedwig: Poetische Rosen in Knospen. Erfurt 1738.
- Zedler, Johann Heinrich: Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaftten und Künste. 64 + 4 Bde. Halle [u. a.] 1732–1754.
- Zincke, Georg Heinrich. Allgemeines Oeconomisches Lexicon. Leipzig 1731.

2. Forschung

- Al-Gailani, Salim: Maternal imprinting and the making of antenatal care in Britain around 1900, in: Burkhard Dohm, Urte Helduser (Hg.): Kulturelle Konzepte pränataler Prägung von der Frühen Neuzeit zur Moderne [i. Dr.].
- Allrath, Gaby, Marion Gymnich: Neue Entwicklungen in der gender-orientierten Erzähltheorie, in: Vera Nünning, Ansgar Nünning (Hg.): Erzähl-

- textanalyse und Gender Studies. Unter Mitarbeit von Nadyne Stritzke. Stuttgart, Weimar 2004, S. 33–48.
- anonym (a): Rez. Halle, b. Hendl: Szenen aus der neuesten Welt. Erstes Heft, in: Allgemeine Literatur-Zeitung (Febr. 1785), Bd. 1, Nr. 28, S. 124.
- anonym (b): Rez. Leipzig, bey Schwickert: Frauenzimmer-Bibliothek, Erstes, Zweytes, Drittes Stück 1785, in: Allgemeine Literatur-Zeitung (Okt. 1785), Bd. 4, Nr. 234, S. 8.
- anonym: 2013. Kohl (Hans Peter), in: Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart. Im Auftrage des Vereins für hamburgische Geschichte ausgearb. von Hans Schröder [...] Fortgesetzt von F. A. Cropp und C.R.W. Klose. Hamburg 1851–1883, Bd. 4 (1866), S. 136–145.
- anonym: Erfurt vom 13 Febr. [im Register u.d.T. Der Zäunemannin Leben und Tod], in: Hamburgische Berichte von neuesten Gelehrten Sachen (28.2.1741), S. 131–137.
- anonym: Rez. Herrn v. Fontenelle Unterredungen über die Mehrheit der Welten. Ein astronomisches Handbuch für das schöne Geschlecht von R..., in: Neue allgemeine deutsche Bibliothek 15 (1795), 1, S. 86 f.
- anonym: Rez. Nutzbares, galantes und curiöses *Frauenzimmer-Lexicon*, in: Deutsche Acta Eruditorum 35 (1715a), S. 891–898.
- anonym: Rez. *Nutzbares, galantes und curiöses Frauenzimmer-Lexicon*, in: Neue Bibliothek oder Nachricht und Urtheil von neuen Büchern 42 (1715b), S. 139–142, 46 (1715b), S. 469–471.
- Arto-Haumacher, Rafael: Gellerts Briefpraxis und Brieflehre. Der Anfang einer neuen Briefkultur. Wiesbaden 1995.
- Bachmann-Medick, Doris: Die ästhetische Ordnung des Handelns. Moralphilosophie und Ästhetik in der Populärphilosophie des 18. Jahrhunderts. Stuttgart 1989.
- Baier, Christiane: Lesende Frauen in der Aufklärung: Zu Sophie von La Roches Lektüre von Frauenliteratur in der Zeit der ‚Pomona‘, in: Klaus Haag, Jürgen Vorderstemann (Hg.): Meine liebe grüne Stube. Die Schriftstellerin Sophie von La Roche in ihrer Speyerer Zeit (1780–1786). Speyer 2005, S. 101–127.
- Baumgärtel, Bettina: Zum Bilderstreit um die Frau im 17. Jahrhundert. Inszenierungen französischer Regentinnen, in: *Querelles*. Jahrbuch für Frauenforschung 2 (1997), S. 147–182.
- Becker-Cantarino, Barbara: Die Lektüren Sophie von La Roches (1730–1807), in: Wolfgang Adam (Hg.): Geselligkeit und Bibliothek. Lesekultur im 18. Jahrhundert. Göttingen 2005, S. 201–214.

- Beneke, Otto: Schmieder, Heinrich Gottlieb, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Hg. durch die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. 56 Bde. Leipzig 1875–1912, Bd. 32 (1891), S. 29 f.
- Berdt, August Joseph Julien de: Sidonia Hedwig Zäunemann. Poet Laureate and Emancipated Woman (1714–1740). Diss. Knoxville 1977.
- Bohm, Arnd: The transgressions of Sidonia Hedwig Zäunemann, in: *Colloquia Germanica* 33 (2000), H. 1, S. 21–41.
- Böhmel Fichera, Ulrike: ‚Es ist ein schön Gelese‘. Literarische Frauenzeitschriften im späten 18. Jahrhundert, in: Eijirô Iwasaki (Hg.): *Begegnung mit dem „Fremden“*. Grenzen-Tradition-Vergleiche. Akten des 8. Internationalen Germanisten-Kongresses. München 1991, 10, S. 212–221.
- Böhmel Fichera, Ulrike: ‚Wir und unsere Fähigkeiten wurden immer nur zu der Hausdienerschaft gerechnet‘. Sophie von La Roches literarische Frauenzeitschrift ‚Pomona‘, in: *Annali/Sezione Germanica* 29 (1986), S. 7–47.
- Borchardt, Rudolf: *Gartenphantasie* (1925), in: Ders.: *Der leidenschaftliche Gärtner*. Hg. von Marie Luise Borchardt unter Mitarbeit von Ernst Zimm und Ulrich Ott. Stuttgart 1968, S. 17–40.
- Borgards, Roland, Harald Neumeyer, Nicolas Pethes, Yvonne Wübben (Hg.): *Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart 2013.
- Bosshard, Walter: *Winckelmann. Ästhetik der Mitte*. Zürich, Stuttgart 1960.
- Bovenschen, Silvia: *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*. Frankfurt a.M. 1979.
- Brandes, Helga: Im Westen viel Neues. Die französische Kultur im Blickpunkt der beiden Gottscheds, in: Gabriele Ball, Helga Brandes, Katherine R. Goodman (Hg.): *Diskurse der Aufklärung. Luise Adelgunde Victorie und Johann Christoph Gottsched*. Wiesbaden 2006, S. 191–212.
- Brandes, Helga: Das „Frauenzimmer-Lexicon“ von Amaranthes [d. i. Gottlieb Siegmund Corvinus (1677–1746)], in: Carsten Zelle (Hg.): *Zyklusopäden, Lexika und Wörterbücher im 18. Jahrhundert*. Wolfenbüttel 1998, S. 22–30.
- Brandes, Helga: *Das Frauenzimmer-Journal. Zur Herausbildung einer journalistischen Gattung im 18. Jahrhundert*, in: Gisela Brinker-Gabler (Hg.): *Deutsche Literatur von Frauen*. München 1988, Bd. 1, S. 452–468.
- Brandes, Helga: Die ‚Literarische Damen-Gesellschaft‘ in Oldenburg zur Zeit der Französischen Revolution, in: *Französische Revolution und deutsche Öffentlichkeit. Wandlungen in Presse und Alltagskultur am Ende des achtzehnten Jahrhunderts*. Hg. von Holger Böning. München, New York, London, Paris 1992, S. 439–452.

- Brandes, Helga: Die Entstehung eines weiblichen Lesepublikums im 18. Jahrhundert. Von den Frauenzimmerbibliotheken zu den literarischen Damengesellschaften, in: Paul Goetsch (Hg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich. Tübingen 1994, S. 125–133.
- Brandes, Peter: Die „gemäßigte Witterung“ der Kunst. Ästhetik der Mitte um 1800, in: Kurt Röttgers, Monika Schmitz-Emans (Hg.): Mitte. Philosophische, medientheoretische und ästhetische Konzepte. Essen 2006, S. 75–87.
- Braun, Christina von, Inge Stephan (Hg.): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Köln 2005.
- Braun, Christina von: Männliche und weibliche Form in Natur und Kultur der Wissenschaft <<http://www.bpb.de/files/ETGV97.pdf>> [Zugriff Nov. 2007].
- Brinker-Gabler, Gisela: Das weibliche Ich. Überlegungen zur Analyse von Werken weiblicher Autoren mit einem Beispiel aus dem 18. Jahrhundert: Sidonia Hedwig Zäunemann, in: Wolfgang Paulsen (Hg.): Die Frau als Heldin und Autorin. Bern, München 1979, S. 55–65.
- Brokmann-Nooren, Christiane: Weibliche Bildung im 18. Jahrhundert: „gelehrtes Frauenzimmer“ und „gefällige Gattin“. Oldenburg 1994.
- Brosin, Paul: Sidonia Hedwig Zäunemann und ihre Befahrung des Ilmenauer Bergwerkes 1737, in: Aus der Vergangenheit der Stadt Erfurt (1989), H. 7, S. 72–76.
- Brückmann, Franz Ernst: Bibliotheca Numismatica oder Verzeichniß der meisten Schrifftten, so von Müntz-Wesen handeln, colligirt und in Alphabetische Ordnung gesetzt. Wolffenbüttel 1729–1741, hier Suppl. 11 (1741).
- Brunet, Jacques-Charles: Manuel du Libraire et de l'Amateur de Livres. 5. vollstd. überarb. und verm. Aufl. 6 Bde. Paris 1860–1865, Bd. 2 (1861).
- Cassel, Paulus: Erfurt und die Zäunemannin. Eine literaturhistorische Skizze, in: Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst 3 (1855), S. 426–457.
- Dainat, Holger: „meine Göttin Popularität“. Programme printmedialer Inklusion in Deutschland 1750–1850, in: Gereon Blaseio, Hedwig Pompe, Jens Ruchatz (Hg.): Popularisierung und Popularität. Köln 2005, S. 43–62.
- Damm, Sigrid, Hamster Damm: „Geheimnißvoll offenbar“ – Goethe im Berg. Frankfurt a. M. 2009.
- Dennerlein, Katrin: Narratologie des Raumes. Berlin 2009.
- Dohm, Burkhard, Urte Helduser (Hg.): Kulturelle Konzepte pränataler Prägung von der Frühen Neuzeit zur Moderne [i.Dr.].
- Douglas, Aileen: Popular Science and the Representation of Women: Fontenelle and After, in: Eighteenth Century Life 18 (1994), 2, S. 1–14.

- Dürbeck, Gabriele: Einbildungskraft und Aufklärung. Perspektiven der Philosophie, Anthropologie und Ästhetik um 1750. Tübingen 1998.
- Dürler, Josef: Die Bedeutung des Bergbaus bei Goethe und in der deutschen Romantik. Diss. Berlin 1936.
- Eco, Umberto: *Lector in fabula*. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten. Aus dem Ital. von Heinz-Georg Held. München, Wien 1987 [ED 1979].
- Ewinkel, Irene: *De monstris*. Deutung und Funktion von Wundergestalten auf Flugblättern im Deutschland des 16. Jahrhunderts. Tübingen 1995.
- Faulstich, Werner: Mediengeschichte von 1700 bis ins dritte Jahrtausend. Göttingen 2006.
- Festner, Katharina: Corvinus, Gottlieb Siegmund, in: *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes*. Hg. von Wilhelm Kühlmann. 13 Bde. Berlin 2008–2012, Bd. 2 (2008), S. 487 f., hier S. 488:
- Fischer, Peter: *Mitte, Maß und Mäßigkeit*. Zur Idee und Relevanz eines gesellschaftlichen Mittebezuges. Hamburg 2007.
- Fischer-Homberger, Esther: *Krankheit Frau*. Zur Geschichte der Einbildungen. Darmstadt, Neuwied 1984.
- Fromm, Hans: *Bibliographie deutscher Übersetzungen aus dem Französischen, 1700–1948 = Bibliography of German translations from the French, 1700–1948*. Im Auftrag des Hohen Kommissariats der Französischen Republik in Deutschland bearb. von Hans Fromm. Baden-Baden 1951, Bd. 3.
- Gawlick, Günter: Johann Christoph Gottsched als Vermittler der französischen Aufklärung, in: Wolfgang Martens (Hg.): *Zentren der Aufklärung III – Leipzig*. Aufklärung und Bürgerlichkeit. Heidelberg 1990, S. 179–204.
- Gerndt, Siegmur: *Idealisierte Natur*. Die literarische Kontroverse um den Landschaftsgarten des 18. und frühen 19. Jahrhunderts in Deutschland. Stuttgart 1981.
- Gipper, Andreas: *Wunderbare Wissenschaft*. Literarische Strategien naturwissenschaftlicher Vulgarisierung in Frankreich. München 2002.
- Gold, Helmut: *Erkenntnisse unter Tage*. Bergbaumotive in der Literatur der Romantik. Opladen [u. a.] 1990.
- Görner, Rüdiger: *Hölderlins Mitte*. Zur Ästhetik eines Ideals. München 1993.
- Grenz, Dagmar: *Mädchenliteratur*. Von den moralisch-belehrenden Schriften im 18. Jahrhundert bis zur Herausbildung der Backfischliteratur im 19. Jahrhundert. Stuttgart 1981.
- Grimm, Gunter: *Rezeptionsgeschichte*. Grundlegung einer Theorie. Mit Analysen und Bibliographie. München 1977.

- Guß, Martina: Darf auch ein Priester jetzt nach einer Witwe fragen, so darf ich auf dem Pferd auch wohl ein Manns-Kleid tragen – Sidonia Hedwig Zäunemann zum 300. Geburtstag, in: *Aus der Vergangenheit von Arnstadt und Umgebung* 20 (2011), S. 111–125.
- Guthke, Karl S.: *Der Mythos der Neuzeit. Das Thema der Mehrheit der Welten in der Literatur- und Geistesgeschichte von der kopernikanischen Wende bis zur Science Fiction.* Bern [u. a.] 1983.
- Hamburgische Berichte von neuen Gelehrten Sachen. Hg. von Johann Peter Kohl. Hamburg 1732–1737. Fortsetzung u.d.T Hamburgische Berichte von den neuesten Gelehrten Sachen. Hamburg 1738–1757.
- Hanstein, Adalbert von: *Die Frauen in der Geschichte des Deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts.* 2 Bde. Leipzig 1899/1900.
- Hausen, Karin: Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas.* Stuttgart 1976, S. 363–393.
- Heuser, Magdalene: „Soll Trau-Ring, Wiege, Leichenstein / Nur bloß der Lieder würdig seyn?“ Sidonia Hedwig Zäunemann (1714–1740), in: Gisela Brinker-Gabler (Hg.): *Deutsche Literatur von Frauen.* 2 Bde. München 1988, Bd. 1, S. 307–313.
- Hilliard, Kevin F.: Der Gang der Ordnung: Zur Topographie der Tugend bei Sophie von La Roche, in: Gudrun Loster-Schneider, Barbara Becker-Cantarino (Hg.): „Ach, wie wünschte ich mir Geld genug, um eine Professur zu stiften.“ Sophie von La Roche im literarischen und kulturpolitischen Feld von Aufklärung und Empfindsamkeit. Unter Mitarbeit von Bettina Wild. Tübingen 2010, S. 68–81.
- Hingst, Anja von: *Die Geschichte des Großen Brockhaus. Vom Conversationslexikon zur Enzyklopädie.* Mit einem Geleitwort von A.G. Swierk. Wiesbaden 1995.
- Hoche, Richard: Kohl, Johann Peter, in: *Allgemeine Deutsche Biographie.* Hg. durch die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. 56 Bde. Leipzig 1875–1912, Bd. 16 (1882), S. 425.
- Holzmann, Michael, Hanns Bohatta: *Deutsches Anonymen-Lexikon 1501–1850.* Aus den Quellen bearb. 7 Bde. Weimar 1902–1928.
- Honegger, Claudia: *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib 1750–1850.* Frankfurt a. M. 1991.
- Honemann, Volker: Bergbau in der Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit, in: Karl Heinrich Kaufhold, Wilfried Reininghaus (Hg.): *Stadt und Bergbau.* Köln, Weimar, Wien 2004, S. 239–261.
- Hue, Otto: *Die Bergarbeiter. Historische Darstellung der Bergarbeiterverhältnisse von der ältesten bis in die neueste Zeit.* Stuttgart 1910, Bd. 1.

- Iser, Wolfgang: Die Appellstruktur der Texte, in: Rainer Warning (Hg.): Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis. München 1975, S. 253–276.
- Itterheim, Roland: Die gekrönte Zäunemannin. Erfurter Muse im Lorbeerkranz, in: Ärzteblatt Thüringen 22 (2011), H. 1, S. 43–46.
- Jannidis, Fotis, Gerhard Lauer, Matias Martinez, Simone Winko (Hg.): Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs. Tübingen 1999.
- Jauch, Ursula Pia: Metaphysik häppchenweise – zur Damenphilosophie im 18. Jahrhundert, in: Studia Philosophica 48 (1989), S. 77–95.
- Johnson, Lathrop Park: The Poetry of Gottlieb Siegmund Corvinus. [O.O.] 1973.
- [Kästner, A. G.]: Rez. Bernhard von Fontenelle Dialogen über die Mehrheit der Welten, in: Allgemeine deutsche Bibliothek 48 (1782), 2, S. 457 f.
- Kehn, Wolfgang: Christian Cay Lorenz Hirschfeld 1742–1792. Eine Biographie. Worms 1992.
- Kehn, Wolfgang: Die Gartenkunst der deutschen Spätaufklärung als Problem der Geistes- und Literaturgeschichte, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 10 (1985), S. 195–224.
- Kindt, Tom, Hans-Harald Müller: The Implied Author. Concept and Controversy. Berlin, New York 2006.
- Kosch, Wilhelm: Das Bergwesen in der deutschen Romantik, in: Der Wächter 4 (1921), H. 6, S. 3–12.
- Krebs, Roland: Gottsched, traducteur et commentateur de Fontenelle, in: Werner Schneiders (Hg.): Aufklärung als Mission. Akzeptanzprobleme und Kommunikationsdefizite = La mission des lumières. Marburg 1993, S. 207–219.
- Kretschmann, Carsten (Hg.): Wissenspopularisierung. Konzepte der Wissensverbreitung im Wandel. Berlin 2003.
- Krull, Edith: Das Wirken der Frau im frühen deutschen Zeitschriftenwesen. Berlin 1939.
- Lachmannski, Hugo: Die deutschen Frauenzeitschriften des 18. Jahrhunderts. Berlin 1900.
- Langner, Margit: Sophie von La Roche – die empfindsame Realistin. Heidelberg 1995.
- Laqueur, Thomas: Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Aus dem Englischen von H. Jochen Bussmann. Frankfurt a. M., New York 1992 [ED u.d.T. Making Sex, 1990].
- Lippert, Woldemar: Zäunemann, Sidonia Hedwig, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Hg. durch die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. 56 Bde. Leipzig 1875–1912, Bd. 44 (1898), S. 723–725.

- Lorenz, Sabine: Übersetzungstheorie, Übersetzungswissenschaft, Übersetzungsforschung, in: Heinz Ludwig Arnold, Heinrich Detering (Hg.): Grundzüge der Literaturwissenschaft. München 1996, S. 555–569.
- Loster-Schneider, Gudrun: „Ich aber nähre mich wieder mit einigen phantastischen Briefen“. Zur Problematik der schriftstellerischen Profession. Sophie von La Roche (1730–1807), in: Karin Tebben (Hg.): Beruf: Schriftstellerin. Göttingen 1998, S. 47–77.
- Loster-Schneider, Gudrun: Sophie La Roche. Paradoxien weiblichen Schreibens im 18. Jahrhundert. Tübingen 1995.
- Ludwig, Karl-Heinz: Ein episches Gedicht und Lob menschlicher Bergbaukunst aus dem Jahre 1737, in: Der Anschnitt 62 (2010), 4, S. 190–197.
- M.: Rez. Entretiens sur la Pluralité des Mondes par M. de Fontenelle [...], in: Allgemeine deutsche Bibliothek 63 (1785), 1, S. 130.
- Mannack, Eberhard: Raumdarstellung und Realitätsbezug in Goethes epischer Dichtung. Frankfurt a. M. 1972.
- Martens, Wolfgang: Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften. Stuttgart 1968.
- Martens, Wolfgang: Leserezepte fürs Frauenzimmer. Die Frauenzimmerbibliotheken der deutschen Moralischen Wochenschriften, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 15 (1975), Sp. 1143–1200.
- Meise, Helga: Die Unschuld und die Schrift. Deutsche Frauenromane im 18. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1992.
- Meise, Helga: Galanterie und Gründlichkeit. Der galante Diskurs im Spiegel der Lexika von Somaize, Lehms und Amaranthes, in: Thomas Borgstedt, Andreas Solbach (Hg.): Der galante Diskurs. Kommunikationsideal und Epochenschwelle. Dresden 2001, S. 127–145.
- Meise, Helga: Gattungsvorgabe und hybride Schreibweise: Sophie von La Roches *Pomona*, in: Monika Lippke, Matthias Luserke-Jaqui, Nikola Roßbach (Hg.): „bald zierliche Blumen – bald Nahrung des Verstands“. Lektüren zu Sophie von La Roche. Hannover 2008, S. 123–139.
- Merkel, Kerstin, Heide Wunder: „Das eröffnete Cabinet deß gelehrten Frauenzimmers“. Dichterinnen, Malerinnen und Mäzeninnen im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, in: Dies. (Hg.): Deutsche Frauen der frühen Neuzeit. Darmstadt 2000, S. 7–17.
- Meyer, Annette: Die Epoche der Aufklärung. Berlin 2010.
- Müchler, Karl Friedrich (Hg.): Kleine Frauenzimmerbibliothek. Hamburg 1781–1786.
- Nasse, Peter: Die Frauenzimmer-Bibliothek des Hamburger ‚Patrioten‘ von 1724. Zur weiblichen Bildung in der Frühaufklärung. 2 Bde. Stuttgart 1976.

- Nenon, Monika: Autorschaft und Frauenbildung. Das Beispiel von Sophie von La Roche. Würzburg 1988.
- Nenon, Monika: Sophie von La Roche: Schreiben für ‚Teuschlands Töchter‘. Überlegungen zur Funktion der Mutterrolle, in: Irmgard Roebing, Wolfram Mauser (Hg.): Mutter und Mütterlichkeit. Wandel und Wirksamkeit einer Phantasie in der deutschen Literatur. Festschrift für Verena Ehrich-Haefeli. Würzburg 1996, S. 65–76.
- Nestawal, Stephanie: Monstrosität, Malformation, Mutation. Von Mythologie zu Pathologie. Frankfurt a. M. [u. a.] 2010.
- Neumann, Helga: Die Frauenzeitschrift ‚Pomona‘ als zentrale Publikation der Jahre in Speyer 1783/1784, in: Klaus Haag, Jürgen Vorderstemann (Hg.): Meine liebe grüne Stube. Die Schriftstellerin Sophie von La Roche in ihrer Speyerer Zeit (1780–1786). Speyer 2005, S. 85–99.
- Niedermeier, Michael: Das Ende der Idylle. Symbolik, Zeitbezug, ‚Gartenrevolution‘ in Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“. Berlin, Bern, Frankfurt a. M., New York, Paris, Wien 1992.
- Niedermeier, Michael: Goethe und die ‚Revolution‘ in der Gartenkunst seiner Zeit, in: Harri Günther (Hg.): Gärten der Goethezeit. Fotografien von Volkmar Herre. Leipzig 1993, S. 9–28.
- Nünning, Vera, Ansgar, Nünning: Von der feministischen Narratologie zur gender-orientierten Erzähltextanalyse, in: Dies. (Hg.): Erzähltextanalyse und Gender Studies. Unter Mitarbeit von Nadyne Stritzke. Stuttgart, Weimar 2004, S. 1–32.
- Pethes, Nicolas: Pädagogik, in: Roland Borgards, Harald Neumeyer, Nicolas Pethes, Yvonne Wübben (Hg.): Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart 2013, S. 106–111.
- Pethes, Nicolas: Zöglinge der Natur. Der literarische Menschenversuch des 18. Jahrhunderts. Göttingen 2007.
- Pompe, Hedwig: Popularisierung/Popularität, in: Gereon Blaseio, dies., Jens Ruchatz (Hg.): Popularisierung und Popularität. Köln 2005, S. 13–20.
- Rang, Brita: Zur Geschichte des dualistischen Denkens über Mann und Frau. Kritische Anmerkungen zu den Thesen von Karin Hausen zur Herausbildung der Geschlechtscharaktere im 18. und 19. Jahrhundert, in: Jutta Dalhoff, Uschi Frey, Ingrid Schöll (Hg.): Frauenmacht in der Geschichte. Beiträge des Historikerinnentreffens 1985 zur Frauengeschichtsforschung. Düsseldorf 1986, S. 194–204.
- Rehm, Walter: Prinz Rokoko im alten Garten. Eine Eichendorff-Studie, in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts (1962), S. 97–203.
- Risse-Stumbries, Susanne: Erziehung und Bildung der Frau in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1980.

- Rogers, Moira R.: Newtonianism for the ladies and other uneducated souls. The popularization of science in Leipzig, 1687–1750. New York [u. a.] 2003.
- Roßbach, Nikola (1): Blumen pflücken. Bilder und Bildung in Sophie von La Roches Frauenzeitschrift *Pomona*. Anmerkungen zu Wissen und Geschlecht im 18. Jahrhundert, in: Monika Lippke, Matthias Luserke-Jaqui, dies. (Hg.): „bald zierliche Blumen – bald Nahrung des Verstands“. Lektüren zu Sophie von La Roche. Hannover 2008, S. 105–121.
- Roßbach, Nikola (2): Mediokrität und Medialität. Frauenzeitschriften des späten 18. Jahrhunderts – das Beispiel *Frauenzimmerbibliothek* (1785), in: Lenz-Jahrbuch. Literatur – Kultur – Medien 1750–1800 15 (2008), S. 143–165.
- Roßbach, Nikola (3): Wissenstransfer – Lexikographie – Gender: Gottlieb Sigmund Corvinus' *Nutzbares, galantes und curieuses Frauenzimmer-Lexicon* (1715, 1739, 1773), in: Sibylle Schönborn, Vera Viehöver (Hg.): Gellert und die empfindsame Aufklärung. Wissens- und Kulturtransfer um 1750. Berlin 2009, S. 175–188.
- Roßbach, Nikola (4): „ein deutscher Fontenelle“? Überlegungen zum französisch-deutschen Kulturtransfer anhand der Übersetzungen von Bernard de Fontenelles *Entretiens sur la Pluralité des Mondes* (1686), in: literatur für leser 32 (2009), H. 1, S. 14–30.
- Roßbach, Nikola (5): „Ich will, ich muß ein Bergmann seyn.“ Konstellationen von Raum und Geschlecht im 18. Jahrhundert – am Beispiel von Sidonia Hedwig Zäunemanns Befahrung des Ilmenauer Bergwerks, in: Lenz-Jahrbuch. Literatur – Kultur – Medien 1750–1800 20 (2013), S. 101–123.
- Roßbach, Nikola (6): „von 50 Gatt. Salat ist der beste, der von Versailles [...]“. Der Garten als Bild, Erzählraum und Wissen in Sophie von La Roches *Pomona*, in: Helga Meise (Hg.): Sophie von La Roche et Le savoir de son temps. Reims 2014, S. 75–94.
- Roßbach, Nikola: Polus, Timotheus: Lustiger Schauplatz, in: Dies., Thomas Stäcker (Hg.): Welt und Wissen auf der Bühne. Die Theatrum-Literatur der Frühen Neuzeit. Repertorium. Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek 2011 <<http://diglib.hab.de/edoc/ed000132/startx.htm>>.
- Roßbach, Nikola: Der böse Frau. Wissenspoetik und Geschlecht in der Frühen Neuzeit. Sulzbach/Ts. 2009.
- Roßbach, Nikola: *Pais de fées* und *KartoffelAker*. Gärten bei Johann Heinrich Merck, in: Ulrike Leuschner, Matthias Luserke-Jaqui (Hg.): Netzwerk der Aufklärung. Neue Lektüren zu Johann Heinrich Merck. Berlin, New York 2003, S. 21–39.
- Ruchatz, Jens: Der Ort des Populären, in: Gereon Blaseio, Hedwig Pompe, ders. (Hg.): Popularisierung und Popularität. Köln 2005, S. 139–145.

- Sauder, Gerhard: Einführung, in: Johann Wolfgang von Goethe: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Bd. 1.2 (hg. von Gerhard Sauder). München, Wien 1985, S. 755–775.
- Schaser, Angelika: Rez. Herloßsohn, Carl (Hg.): Damen Conversations Lexikon. Neusatz und Faksimile der 10-bändigen Ausgabe Leipzig 1834 bis 1838. Berlin 2005, in: H-Soz-Kult, 25.04.2006 <<http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-6381>>.
- Scherbacher-Posé, Brigitte: Die Entstehung einer weiblichen Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert: Sophie von La Roche als „Journalistin“, in: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 1 (2000), S. 24–51.
- Schmid, Pia: Weib oder Mensch, Wesen oder Wissen? Bürgerliche Theorien zur weiblichen Bildung um 1800, in: Elke Kleinau, Claudia Opitz (Hg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung in Deutschland. Bd. 1 (Vom Mittelalter bis zur Aufklärung). Frankfurt a. M., New York 1996, S. 327–345.
- Schmitz-Emans, Monika: Einleitung. Zur Semantik der ‚Mitte‘. Vorüberlegungen, in: Kurt Röttgers, dies. (Hg.): Mitte. Philosophische, medientheoretische und ästhetische Konzepte. Essen 2006, S. 7–15.
- Schneider, Ulrich Johannes: Die Erfindung des allgemeinen Wissens. Enzyklopädisches Schreiben im Zeitalter der Aufklärung. Berlin 2013.
- Schön, Erich: Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlungen des Lesers. Mentalitätswandel um 1800. Diss. Konstanz 1984. Stuttgart 1987.
- Schön, Erich: Weibliches Lesen: Romanleserinnen im späten 18. Jahrhundert, in: Helga Gallas, Magdalene Heuser (Hg.): Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800. Tübingen 1990, S. 20–40.
- Schönborn, Sibylle, Tanja Reinlein, Ulrike Bardt: Korrespondierendes Leben. Mediale Vernetzung am Beispiel des Briefwechsels zwischen Christiane Caroline Lucius, Karoline Juliane Kirchhof und Christian Fürchtegott Gellert. Zu vier unveröffentlichten Briefen C.F. Gellerts an C.F. Kirchhof, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 27 (2002), H. 2, S. 20–44.
- Schumann, Sabine. Das „lesende Frauenzimmer“. Frauenzeitschriften im 18. Jahrhundert. Diss. Würzburg 1980.
- Steenbuck, Kurt: Silber und Kupfer aus Ilmenau. Ein Bergwerk unter Goethes Leitung. Weimar 1995.
- Strauss Sotiropoulos, Carol: ‚Pomona, für Teutschlands Töchter‘: Sophie von La Roche as editor, educator, and narrator, in: Colloquia Germanica 33 (2000), 3, S. 213–238.
- Tragnitz, Jutta Ruth: Sidonia Hedwig Zäunemann: The Satirist and Her Struggle for Recognition. Urbana, Ill. 1999.

- Ueding, Gert: Popularphilosophie, in: Ders. (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Darmstadt 2003, Bd. 6, Sp. 1541–1564.
- Utzt, Susanne: *Astronomie und Anschaulichkeit. Die Bilder der populären Astronomie des 19. Jahrhunderts.* Frankfurt a. M. 2004.
- Vasset, Sophie (Hg.): *Medicine and Narration in the Eighteenth Century.* Oxford 2013.
- Vorderstemann, Jürgen: „Meine liebe grüne Stube“. Von der „Sternheim“ zur „Pomona“, in: Klaus Haag, ders. (Hg.): *Meine liebe grüne Stube. Die Schriftstellerin Sophie von La Roche in ihrer Speyerer Zeit (1780–1786).* Speyer 2005, S. 15–43.
- Wagenbreth, Otfried: *Goethe und der Ilmenauer Bergbau. Nationale Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar.* Weimar 1983.
- Walker, Rolf: Merseburger Hofgeschichten, in: *Saale-Unstrut-Jahrbuch* 13 (2008), S. 24–28.
- Waszek, Norbert: Übersetzungspraxis und Popularphilosophie am Beispiel Christian Garves, in: *Das achtzehnte Jahrhundert* 31 (2007), 1, S. 42–64.
- Weckel, Ulrike: *Der Fieberfrost des Freiherrn. Zur Polemik gegen weibliche Gelehrsamkeit und ihre Folgen für die Geselligkeit der Geschlechter,* in: Elke Kleinau, Claudia Opitz (Hg.): *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung in Deutschland. Bd. 1 (Vom Mittelalter bis zur Aufklärung).* Frankfurt a. M., New York 1996, S. 360–372.
- Weckel, Ulrike: *Lehrerinnen des weiblichen Geschlechts. Die ersten Herausgeberinnen von Frauenzeitschriften und ihr Publikum,* in: Elke Kleinau, Claudia Opitz (Hg.): *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung in Deutschland. Bd. 1 (Vom Mittelalter bis zur Aufklärung).* Frankfurt a. M., New York 1996, S. 428–439.
- Weckel, Ulrike: *Zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit. Die ersten deutschen Frauenzeitschriften im späten 18. Jahrhundert und ihr Publikum.* Tübingen 1998.
- Weinrich, Harald: *Sprache in Texten.* Stuttgart 1976.
- Wiebold, Maria: *Zeitschriftenwesen und Frauengelehrsamkeit im frühen 18. Jahrhundert. Johann Peter Kohls „Hamburgische Berichte von neuen Gelehrten Sachen“ (1732–1757) als Forum literarisch-gelehrter Beiträge weiblicher Korrespondentinnen.* Osnabrück, Univ. Magisterarbeit 1990.
- Wiede-Behrendt, Ingrid: *Lehrerin des Schönen, Wahren, Guten. Literatur und Frauenbildung im ausgehenden 18. Jahrhundert am Beispiel Sophie von La Roche.* Frankfurt a. M., Bern, New York 1987.
- Wieland, Christoph Martin: *Pomona, eine neue Monatschrift für Frauenzimmer,* in: *Der Teutsche Merkur* 10 (Nov. 1782), S. 189–191.

- Wieland, Christoph Martin [?]: Rez. Bernhard von Fontenelle, Dialogen über die Mehrheit der Welten, in: *Der Teutsche Merkur* 8 (1780), 2. Vierteljahr, S. 291.
- Wilke, Jürgen: *Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert.* Köln, Weimar, Wien 2000.
- Winkler, Hartmut: *Basiswissen Medien.* Frankfurt a. M. 2008.
- Witkowski, Georg: *Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig.* Leipzig, Berlin 1909.
- Wollgast, Siegfried: *Ehrenfried Walther von Tschirnhaus und die deutsche Frühaufklärung.* Berlin 1988.
- Woods, Jean M., Maria Fürstenwald: *Schriftstellerinnen, Künstlerinnen und gelehrte Frauen des deutschen Barock. Ein Lexikon.* Stuttgart 1984.
- Woods, Jean M.: Das „Gelahrte Frauenzimmer“ und die deutschen Frauenlexika 1631–1743, in: Sebastian Neumeister, Conrad Wiedemann (Hg.): *Res Publica Litteraria. Die Institutionen der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit.* 2 Bde. Wiesbaden 1987, Bd. 2, S. 577–587.
- Wübben, Yvonne: *Medizin*, in: Roland Borgards, Harald Neumeyer, Nicolas Pethes, Yvonne Wübben (Hg.): *Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch.* Stuttgart 2013, S. 85–95.
- Zelle, Carsten: *Aufklärung*, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft.* Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hg. von Harald Fricke, Jan-Dirk Müller, Klaus Weimar. 3 Bde. Berlin, New York 1997–2003, Bd. 1 (1997), S. 160–165.
- Ziolkowski, Theodore: *Mines of the Soul. An Institutional Approach to Romanticism*, in: James Pipkin (Hg.): *English and German Romanticism. Cross-Currents and Controversies.* Heidelberg 1985, S. 365–390.
- Zürcher, Urs: *Monster oder Laune der Natur. Medizin und die Lehre von den Missbildungen 1780–1914.* Frankfurt a. M. [u. a.] 2004.

MeLiS
**Medien – Literaturen – Sprachen in Anglistik/Amerikanistik,
Germanistik und Romanistik**

Herausgegeben von Claudia Brinker-von der Heyde,
Daniel Göske, Peter Seibert und Franziska Sick

- Band 1 Claudia Brinker-von der Heyde / Helmut Scheuer (Hrsg.): Familienmuster – Musterfamilien. Zur Konstruktion von Familie in der Literatur. 2004.
- Band 2 Franziska Sick / Beate Ochsner (Hrsg.): Medium und Gedächtnis. Von der Überbietung der Grenze(n). 2004.
- Band 3 Christoph Seifener: Schauspieler-Leben. Autobiographisches Schreiben und Exilerfahrung. 2005.
- Band 4 Andrea Geffers: Stimmen im Fluss. Wasserfrau-Entwürfe von Autorinnen. Literarische Beiträge zum Geschlechterdiskurs von 1800–2000. 2007.
- Band 5 Nicola Barfoot: *Frauenkrimi / polar féminin*. Generic Expectations and the Reception of Recent French and German Crime Novels by Women. 2007.
- Band 6 Holger Ehrhardt: Mythologische Subtexte in Theodor Fontanes *Effi Briest*. 2008.
- Band 7 Mark-Oliver Carl: (Un-)Stimmigkeiten bei Ulrich Plenzdorf. Analyse intertextueller Wiederaufnahmen in *kein runter kein fern*, *Die Legende von Paul und Paula*, *Zeit der Wölfe*, *Karla* und *Die neuen Leiden des jungen W.* 2008.
- Band 8 Simone Malaguti: Wim Wenders' Filme und ihre intermediale Beziehung zur Literatur Peter Handkes. 2008.
- Band 9 Günter Schäfer-Hartmann: Literaturgeschichte als wahre Geschichte. Mittelalterrezeption in der deutschen Literaturgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts und politische Instrumentalisierung des Mittelalters durch Preußen. 2009.
- Band 10 Simone Ott: „Schwarz hat so viele Farben“. Afrikanisch-französischer Kulturtransfer im frühen 20. Jahrhundert. 2009.
- Band 11 Christina Samstad: Der Totentanz. Transformation und Destruktion in Dramentexten des 20. Jahrhunderts. 2011.
- Band 12 Karen Genschow: *Deseo estar*. Weibliche Subjekte und Begehren in Romanen von Schriftstellerinnen im Cono Sur (1933–1957). 2012.
- Band 13 Bernd Maubach: Auskältung. Zur Hörspielästhetik Heiner Müllers. 2012.
- Band 14 Susanne Schul: HeldenGeschlechtNarrationen. Gender, Intersektionalität und Transformation im Nibelungenlied und in Nibelungen-Adaptionen. 2014.
- Band 15 Sainab Sandra Omar: Die Lebenslust zweier Pessimisten. Der Konflikt der modernen Kultur und Momente der Affirmation bei Luigi Pirandello und Eugene O'Neill. 2014.
- Band 16 Alessandra Lombardi / Lucia Mor / Nikola Roßbach (Hrsg.): Reiseziel Italien. Moderne Konstruktionen kulturellen Wissens in Literatur – Sprache – Film. 2014.
- Band 17 Miriam Langlotz / Nils Lehnert / Susanne Schul / Matthias Weßel (Hrsg.): SprachGefühl. Interdisziplinäre Perspektiven auf einen nur *scheinbar* altbekannten Begriff. 2014.
- Band 18 Claudia Brinker-von der Heyde / Holger Ehrhardt / Hans-Heino Ewers / Annetkatrin Inder (Hrsg.): Märchen, Mythen und Moderne. 200 Jahre *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Grimm. 2015.

- Band 19 Jennifer Villarama: Die Amazone. Geschlecht und Herrschaft in deutschsprachigen Romanen, Opernlibretti und Sprechdramen (1670–1766). 2015.
- Band 20 Marie Isabelle Vogel: Die Klebebände der Fürstlich Waldeckschen Hofbibliothek Arolsen. Wissenstransfer und -transformation in der Frühen Neuzeit. 2015.
- Band 21 Nikola Roßbach: Wissen, Medium und Geschlecht. Frauenzimmer-Studien zu Lexikographie, Lehrdichtung und Zeitschrift. 2015.

www.peterlang.com